This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

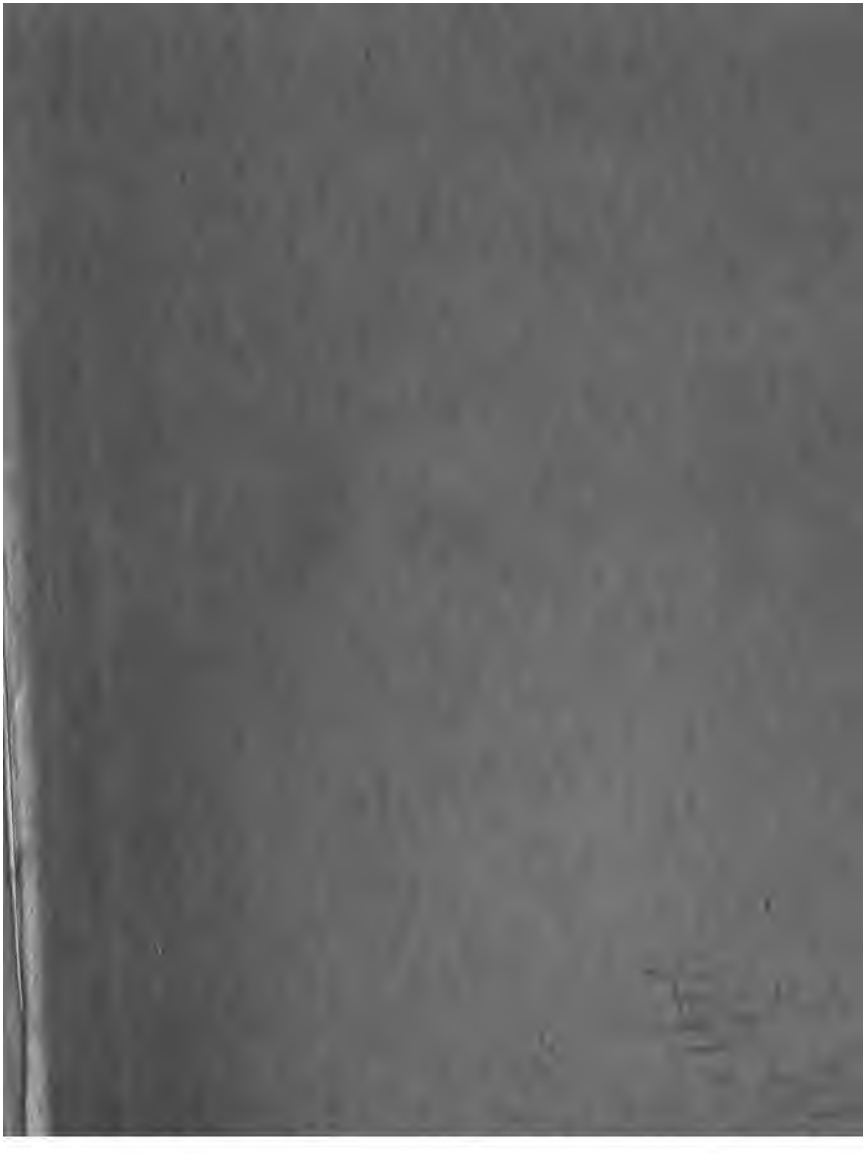
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07024813 7



Gott in der Geschichte

oder

der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

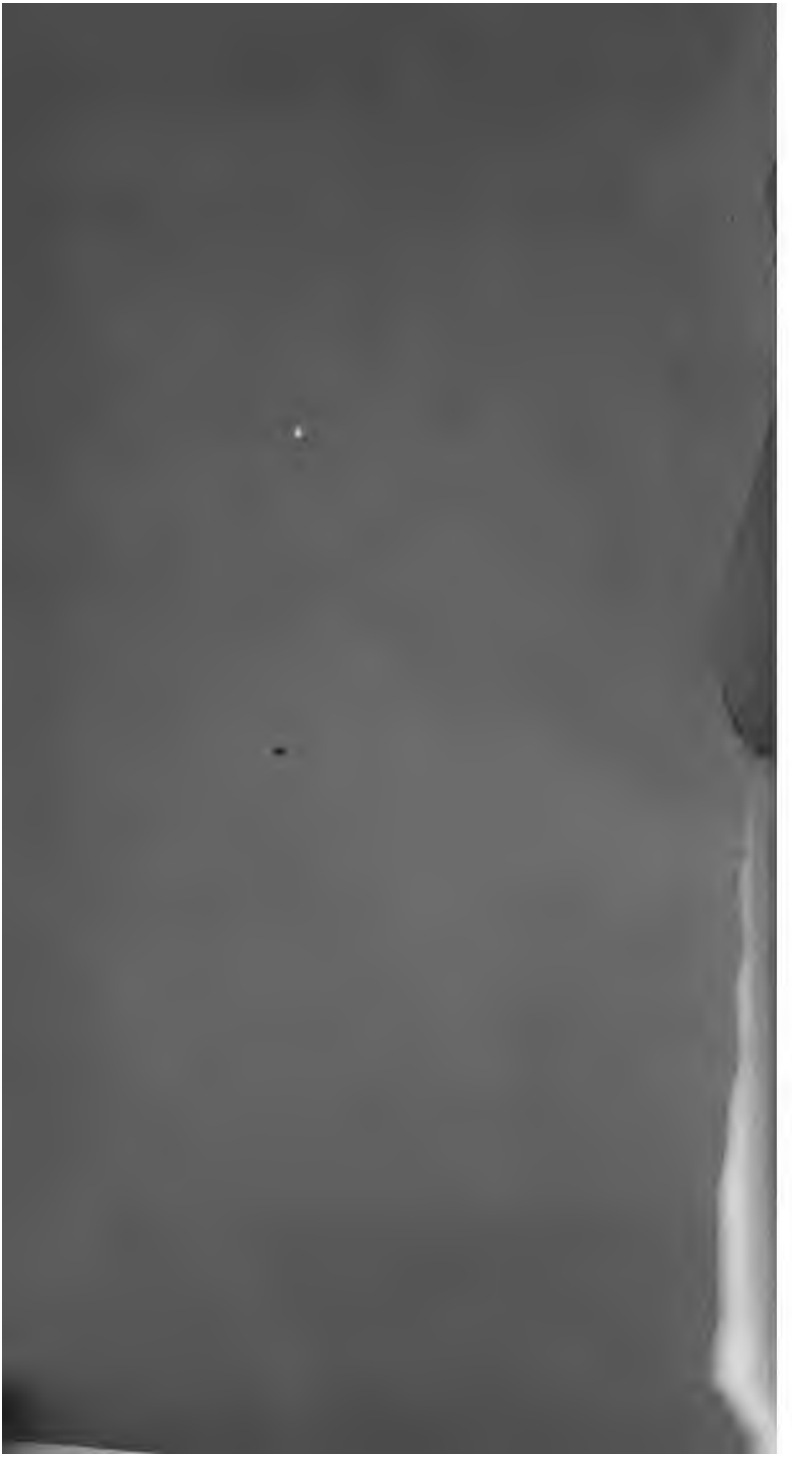
Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Dritter Theil.

Fünftes und sechstes Buch.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1858.



Gott in der Geschichte.

Dritter Theil.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Gott in der Geſchichte

oder

der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung.

Von

Chriſtian Carl Joſias Bunſen.

In ſechs Büchern.

Dritter Theil.

Fünftes und ſechſtes Buch.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Leipzig
F. A. Brockhaus.
1858.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht einer engliſchen und franzöſiſchen Ueberſetzung vor.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Fünftes Buch.

Das Gottesbewußtsein der christlichen Arier.

Allgemeine Einleitung.

Ueberſicht und Methode der beiden letzten Bücher.

Wenn wir die Entwickelung des Gottesbewußtſeins der chriſtlichen Arier in ihren allgemein bekannten Grundzügen überſchauen, mit einem Rückblicke auf die Betrachtung des letzten Bandes; ſo tritt ſogleich ein auffallender Unterſchied hervor. Wir hatten bisher in den leitenden weltgeſchichtlichen Erſcheinungen dieſes Gebiets keine höhere Einheit zu betrachten als die des Volksthums und der Stammeseigenthümlichkeit. Auf dem ſemitiſchen Gebiete begegnen wir in Abraham einem Gottesmanne, welcher ſein Volksthum nicht vorfindet ſondern begründet, der aus einem Chaldäer, in Kanaan ein Religionsſtifter wird durch menſchheitliche Gottesbegeiſterung. Alle andern, ſelbſt Moſes, bilden eine Nationalreligion. Bei den Ariern fanden wir bisher keine ſolche Erſcheinung. Zoroaſter iſt iraniſcher Baktrer, Buddha ariſcher Inder. So wie der ariſche Geiſt mächtig wird in Jonien und Hellas, iſt oder wird unter ſeiner Wirkung Alles helleniſch. Das römiſche Weltreich bildete allerdings ein gemiſchtes Volksthum, ein helleniſch-römiſches Gottesbewußtſein: doch die Einheit der

nationalen Elemente ist eine äußerliche, mit Aberglauben unten und Unglauben oben, heuchlerisch aufgeputzt und zugestutzt: höchstens bleibt als hellenische Religion ein flacher, todter Humanismus übrig. Nichts neues Weltgeschichtliches wird dem cäsarischen Heidenthum geboren, was über die Herrlichkeit des alten Volksthümlichen hinausginge oder sie auch nur fortbildend erhielte. Alles ist national, die heiligen Ueberlieferungen wie die Gebräuche. Nach nationalen Gegensätzen haben wir deshalb bisher die Entwickelung des arischen Gottesbewußtseins vortragen müssen. Was denn ist es, das uns zwingt jetzt diese Methode aufzugeben, wenn wir die Entwickelung verstehen wollen? Was ist die Ursache, daß das Nationale in den Hintergrund tritt? Es muß eine rein menschheitliche Macht sein, und eine wahrhaft geistige innerliche. Das heißt, mit andern Worten, der Grund der neuen Lebensgestaltung ist, wenn irgendwo, nur in der Persönlichkeit Jesu von Nazareth zu finden: in ihr muß das rein menschliche Gottesbewußtsein sich ausgesprochen haben, wie nie in einer Persönlichkeit. Die Geschichte kann nicht über die Menschheit und menschliche Persönlichkeit hinaus, ohne aufzuhören Geschichte zu sein: aber wir werden die von den Banden des Selbst eben sowol wie von denen der Nationalität und Zeit freie Gestaltung derselben in einem durchaus einzigen Grade eine göttliche nennen müssen, um die Wirkung zu begreifen: falls wir an dem Grundsatze festhalten, daß die Ursache der Wirkung gleichartig, und als das Ursprüngliche höher als dieselbe sein müsse.

Die Betrachtung dieses einzigen Gottesbewußtseins bildet also die heilige Vorhalle zu der großen Entwickelung, welche dort angeregt, sich während fast zwei Jahrtausenden vor uns entfaltet hat. Wir müssen die Apostel und Evangelisten von der Person des Christus trennen, den sie der Welt ver-

kündigt und dessen geschichtliche Kunde sie durch ihre Schriften uns bewahrt haben. Sie bilden vielmehr den semitischen Anfang der gemeindlichen Entwickelung, aber mit dem vollen menschheitlichen Lebenskeime. Christus ist in der Geschichte des Gottesbewußtseins nicht der letzte jüdische Prophet, sondern der Vater der christlichen Propheten und Völker: des Menschen Sohn und Gottes Sohn. Die Apostel sind seine Zeugen, die ersten aller semitischen Christen und die ersten Gründer von Gemeinden.

Die Entwickelung des Gottesbewußtseins der christlichen Arier ist seitdem ohne Widerstreit die Trägerin des leitenden Bewußtseins der Menschheit von Gott in der Welt. Aber sie ist unverständlich ohne jene einzige Persönlichkeit. Nur aus dem fortlaufenden Vergleiche der vollendeten Persönlichkeit Jesu und des hohen Zieles, welches er aufgesteckt, mit der an ihn geknüpften volklichen und individuellen Entwickelung wird uns ein Maßstab in die Hand gegeben für die Bedeutung der christlichen Vergangenheit, der Schlüssel für das Verständniß unser selbst und unserer Gegenwart, und ein Leitfaden für unsere Ahnung der Zukunft. Und diese Erkenntniß gibt „Frieden im Herzen, Frieden im Gewissen".

Wir werden die Entwickelungsreihen des Gottesbewußtseins der christlichen Arier also nicht nach Nationalitäten, sondern nach den zwei höchsten geistigen Gegensätzen vorführen: der Gemeinde und den persönlichen Leistungen. Diese Zweitheilung beruht auf der Natur des Menschen und der Doppelheit des göttlichen Gedankens der Menschheit, als einzelne Persönlichkeiten und als Ganzes. Bei unserer Darstellung der hellenisch-römischen Welt ward diese Zweitheilung auch zu Grunde gelegt, nur blieb sie noch der Nationalität untergeordnet. Hier wie dort zeigt sich das gemeindliche Bewußt-

ſein als ein zweifaches: einmal als das der religiöſen Gemeinde, und dann als das der bürgerlichen. Wie jenes Bewußtſein die Welt vorausſetzt bei der Gottesbetrachtung, ſo dieſes Gott bei dem Bewußtſein der Welt und ihrer menſchlichen Ordnung. Nur tritt in der helleniſchen Entwickelung die religiöſe Gemeinde ſehr bald hinter dem übermächtigen Bewußtſein und der Herrlichkeit der bürgerlichen Gemeinde zurück: wir wiſſen auch überhaupt wenig von ihr nachzuweiſen, als was uns aus dem Schriftthume der Nation bekannt iſt. In der chriſtlichen Entwickelung dagegen beruht das religiöſe Gemeindeleben, in Anbetung wie in Verfaſſung, auf Urkunden, ſeine Geſchichte liegt eben ſo urkundlich vor uns als die des bürgerlichen Gemeindelebens und ſein geſundes Leben iſt uns eben ſo wichtig als dieſes.

Die Darſtellung dieſes gemeindlichen Bewußtſeins bildet alſo die erſte Abtheilung in jeder Periode. Dieſer Perioden ſind drei: die verfolgte Gemeinde, die Geiſtlichkeitskirche und die hergeſtellte Gemeinde. Die zweite Abtheilung betrachtet das Gottesbewußtſein der Propheten der Periode. Wir hatten zuerſt gedacht, dieſe ganze Darſtellung in die zwei letzten Bücher zu vertheilen, allein die Wichtigkeit der Ergebniſſe und der aus ihr fließenden Folgerungen haben ſich ſo überwältigend gezeigt, daß wir es für unſere Pflicht haben erachten müſſen, die geſchichtliche Darſtellung in Ein Buch zuſammen zu drängen. Es kommt ja auch bei dieſer Darſtellung der unmittelbaren Vergangenheit der jetzigen Bildungsvölker nicht ſowol auf Vollſtändigkeit bekannter Einzelheiten an, als auf ſcharfe Auffaſſung der weltgeſchichtlichen Bedeutung der Erſcheinungen. Nicht daß wir willkürlich Einzelheiten hervorheben und die Lücken durch Machtſprüche oder durch Anlehnen an ein ſpeculatives Syſtem ausfüllen wollten. Es werden vielmehr die auf

jenen Punkt bezüglichen entscheidenden Thatsachen vollständig und im Zusammenhange vorgetragen werden, in ihrer beglaubigten Gestalt und auf Grund kritischer Sichtung und eigener Forschung. Aber nur in ihren weltgeschichtlichen Spitzen. Was hinsichtlich des Einzelnen vorausgesetzt wird, ist durch die redliche und großartige Forschung der drei letzten Jahrhunderte allmälig auf sichere Grundlage gestellt: bei Einigem darf sich der Verfasser auch auf die anderweitig vorgelegte eigene Untersuchung und kritische Vorarbeit beziehen.

Allerdings gibt es auch noch einen andern wissenschaftlichen Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Betrachtung. Man kann, ausgehend von den Phänomenen des geistigen Bewußtseins, auf rein speculativem Wege oder in methodischer Verbindung mit wohl begründeten Thatsachen, zu allgemeinen Formeln der Gesetze der Entwickelung gelangen wollen. Aber dieser Weg ist nicht der dieses Werkes. Es soll hier gar kein System aufgestellt werden: die wirklichen und maßgebenden Thatsachen sollen selbst reden zu dem Gemüthe gebildeter und ernster Zeitgenossen. Der Gründe, welche den Verfasser bestimmt haben, mit der geschichtlichen Darstellung zu beginnen, sind mehre. Erstlich glaubt er, daß ein guter Theil der wichtigsten einschlägigen Thatsachen der Weltgeschichte bisher nicht einmal befriedigend und im weltgeschichtlichen Zusammenhange erforscht sei. Er kann also noch viel weniger annehmen, daß sie bereits in den Brennpunkt jenes allgemeinen Gottesbewußtseins gebracht und als zusammenhängende Thatsachen des innersten Triebes des Menschengeschlechtes mit einander verglichen seien. Er meint zweitens darthun zu können, daß die bisherigen rein speculativen Versuche die Gesetze der Entwickelung des Bewußtseins der Menschen von Gott in der Geschichte deswegen

mislungen sind, weil nach den erfahrungsmäßigen Gesetzen unsers Erkenntnißvermögens die nur speculative Methode eben so wenig zu einer wahren Erkenntniß führen kann als die blos empirische Betrachtung. Endlich aber hält er sich für überzeugt, daß es möglich sei, eine speculativ-historische, also wahrhaft reale Methode zu finden und durch sie eine positive Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des geistigen Kosmos in der Zeit zu begründen: eine Erkenntniß, welche unserer Erkenntniß des Prinzips der Bewegung des physischen Kosmos nicht allein ebenbürtig sei, sondern bei weitem tieferes Verständniß des Seins der Dinge gewähre. So wie der Verfasser das gegenwärtige Werk zur Vollendung geführt hat, wird er es für seine Pflicht erachten, seinen Beitrag zur philosophischen Behandlung des Gottesbewußtseins auf dieser Grundlage vorzulegen. Das Organon Reale, welches wir suchen, wird demnach die Grundlinien einer Methode zu zeichnen haben, welche uns lehren kann, das Prinzip des Werdens in der Menschheit zu finden und die Gesetze der Bewegung des endlichen Geistes in der Weltgeschichte zu erkennen.

Wir treten nun in die heilige Vorhalle unserer letzter Epoche der menschheitlichen Entwickelung ein.

Heilige Vorhalle.

Christus:

oder das Bewußtsein Jesu von Gott in der Geschichte.

Hätten wir auch nicht was wir doch besitzen, nämlich eine wahrhafte Ueberlieferung von der Person Jesu von Nazareth und der Geschichte seines dreijährigen öffentlichen Lehramtes; so würde ein Blick auf die geistige Entwickelung der Menschheit in den letzten achtzehn Jahrhunderten uns nöthigen, eine einzig erhabene, heilige Persönlichkeit als Ursache, nicht blos als Veranlassung, jenes Umschwungs der Weltanschauung anzunehmen. Die größte geistige Umwälzung und neue Lebensbildung in der Weltgeschichte weist auf eine entsprechende, also noch größere, weil ursprüngliche, Persönlichkeit hin, und eine besonnene Philosophie der Geschichte müßte sie als Heischesatz fordern. Denn die weltgeschichtliche Entwickelung offenbart mindestens eben so sehr die Fehler und Irrthümer eines Religionsstifters als seine Größe und seine Wahrheiten: gewöhnlich aber noch mehr jene als diese. Es ist eines der bedenklichsten Zeichen unsers Jahrhunderts, daß eine philosophische Forschung und Weltanschauung hat Raum gewinnen können,

welche dieſes Verhältniß der Urſache zur Wirkung nicht erkannt, und die wahre, urſprüngliche Perſönlichkeit in den Hintergrund geſtellt hat. Denn es liegt dieſer Anſchauung zu Grunde das Verkennen der göttlichen Macht der Perſönlichkeit, das heißt der durchgebildeten ſittlichen Individualität, alſo ein Verkennen der oberſten Würde der Sittlichkeit über alles bloße Denken. Der Gott einer ſolchen Weltanſicht iſt und bleibt todter Gedanke, nicht lebendig wirkſamer im Innern ſich kund gebender Wille. Es lebt (wie wir in dem einleitenden Buche geſagt) nichts in der Gemeinde, was nicht vorher ſchon Fleiſch und Blut geworden in einer echt menſchlichen, bewußten Perſönlichkeit. Dieſen Heiſcheſatz des unverdorbenen Volksbewußtſeins erhebt gerade die Geſchichte des chriſtlichen Gottesbewußtſeins zur unumſtößlichen Wahrheit. Nur der Reinheit des menſchheitlichen Gottesbewußtſeins, welches ſich in der Perſon Jeſu von Nazareth abſpiegelt, können wir es zuſchreiben, daß die Idee der Menſchheit ſiegreich hervorgegangen iſt aus den Trümmern, unter welchen ſie beſtimmt ſchien für immer begraben zu werden, zuerſt als ideenloſe Geſittung, dann als unſicher umhertappende Barbarei. Nur aus der Uebereinſtimmung ſeiner Lehre und ſeines Lebens mit den ewigen Geſetzen der ſittlichen Weltordnung kann die große Thatſache erklärt werden, daß das Bewußtſein der Einheit und künftigen Wiedervereinigung der Menſchheit ſeitdem nicht wieder untergegangen iſt, ſondern vielmehr die tiefſten Wurzeln im Leben der Völker geſchlagen hat, und daß ſie in immer ſich erweiternden Kreiſen die Geſchicke der Völker fortbildend beherrſcht.

Als Jeſus mit jenem göttlichen Selbſtbewußtſein, welches eben die höchſte menſchliche Selbſtentäußerung iſt, und mit jenem von aller Selbſtſucht freien Opferbeſchluſſe die todte und tödtende Schale des entarteten Moſaismus zerſchlug, befreite

r nicht allein den in ihr gebannten und erſtarrten Geiſt des großen jüdiſchen Geſetzgebers, ſondern entfeſſelte auch den höhern, weil mehr menſchheitlichen und gegenſatzloſen Geiſt Abrahams, des Stifters der Religion des freien Geiſtes. Indem er die Scheidewand niederriß, welche Juden und Hellenen trennte und dadurch die ganze damalige Welt in unſeliger Entzweiung hielt, eröffnete er die innige Lebensverbindung zwiſchen Semiten und Japhetiten, welche für die Weiterentwickelung der Menſchheit nothwendig war. Die unverſöhnte Spaltung dieſer beiden edelſten Stämme hatte bisher das Spiel der Weltgeſchichte in Bewegung geſetzt. Dabei waren aber auch die organiſch zuſammengehörigen Lebenskeime aus einander geriſſen und in der Spannung des Gegenſatzes gehalten worden. Nicht Moſes, aber Abraham hatte, nach Jeſu Ausſpruch, den Tag des Heilandes geſchaut und ſich deſſen gefreut. Aber eben weil Jeſus mit Wahrheit und Bewußtſein ſagen konnte: „Ehe denn Abraham ward, bin Ich", weil das über alle Zeitlichkeit und Spaltung und Geſchiedenheit erhabene Göttliche in ihm unvermittelt lebte, weil der unendliche Factor in ihm den endlichen ganz in ſich verklärt hatte, nur dadurch vermochte er es, den Gedanken der einigen Menſchheit, und der Einheit ihrer Geſchicke und ihres Zieles zu denken, dafür zu leben und mit dieſem Bewußtſein der Befreiung des Geiſtes in den Tod zu gehen. Eben deswegen auch befruchtete der von ihm ausſtrömende Menſchheitsgedanke alle lebensfähigen Völker, und befähigte ſie, ſich als Kinder Eines Volkes, als Glieder Eines Reiches Gottes zu betrachten, und in dieſem Gefühle und Glauben den dunkeln Pfaden des Geſchickes der Einen Menſchheit nachzuſpüren.

Die Menſchheit mußte durch Leiden und Tod ins Göttliche neu eingetaucht werden, um zum vollen Bewußtſein ihres

göttlichen Berufs, ihres zeitlichen Falles und ihrer ewigen Beſtimmung zu gelangen. Sie mußte durch dienende Liebe ſich zum Gefühle brüderlicher Gemeinſchaft erheben, welche aller Gemeinweſen und Stämme- und Völkerverbindungen Grundlage iſt. Aber alles Dieſes ſetzt voraus, daß die Menſchheit individuell durch Befreiung von dem Drucke der Sünde, das heißt des Selbſtiſchen, zur Freiheit geführt worden ſei. Nur ſo konnte ſich die wahre ſittliche Individualität bilden, welche wir Perſönlichkeit nennen, und die einzige wahre Grundlage fruchtbarer Entwickelung des Göttlichen in der Menſchheit. Der einzelne Menſch geht aus dem Ewigen hervor, und tritt durch die Spanne der Zeitlichkeit ins Ewige zurück, ſofern ein Lebenskeim des Ewigen hier in ihm aufgegangen iſt: die Menſchheit aber iſt beſtimmt das Ewige in der Zeit fortſchreitend zu verwirklichen.

Was nun iſt der Glaube, welchen Chriſtus fordert für dieſen göttlichen Beruf der Menſchheit? Er findet ſeinen einfach erhabenſten Ausdruck in den drei erſten Bitten des Gebets des Herrn: „Dein Name werde geheiliget! Dein Reich komme! Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden!“ Denn wir können dieſes doch nicht anders faſſen in unſerer begrifflichen Ausdrucksweiſe, als ſo, daß darin erbeten ſei: Es möge die Menſchheit den Willen und die Liebe Gottes verwirklichen: es möge die Wirklichkeit der Geſchichte gleich werden der ewigen Idee, trotz aller Mängel und Schranken des Endlichen: ſo daß das Ewige (Himmliſche) ſich bewußt abſpiegele in dem Zeitlichen (Irdiſchen). Die Menſchheit ſoll frei und einig werden: das kann ſie nur durch Befreiung des Geiſtes von der Selbſtſucht. So wie aber das trennende Selbſt als das Böſe erkannt iſt, und ſeine Weg-

räumung als die Bestimmung der Menschheit, reichen sich Menschen und Gemeinden, Stämme und Völker die Bruderhand. Der Weg dahin nun geht durch Auflösung der selbstsüchtigen Weltreiche, also durch Blut und Tod. Das war Jesu bewußtes Leben und bewußtes Sterben. „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden; wie wollte ich es brennte schon!" (Luc. XII, 49.)

Es liegen hierin drei Entwickelungsreihen der von Jesus gegründeten Gemeinschaft: die der freien Gemeinde, die des innerlichen Gottesdienstes, die der alle Gegensätze lösenden Bruderliebe. In der ersten Reihe stellt sich dar, wie die freie, auf christlicher Hauszucht ruhende Gemeinde der Gläubigen sich brüderlich beistehen und ihren Aeltesten um Gottes willen gehorchen solle, allen bürgerlichen Gesetzen Folge leistend; aber todeswillig für das Gewissen. In der zweiten wird der Grundsatz durchgeführt, daß Alles, was zur Religion, d. h. zum thätigen Gottesbewußtsein gehört, aus der innern Gesinnung hervorgehe, daß also nie irgend ein äußeres Werk der Anbetung oder Brüderlichkeit an sich irgend einen religiösen Werth habe, oder auch, als Werk, einen höhern als irgend ein anderes. Beide Entwickelungsreihen werden mit einander und der Welt vermittelt durch die dritte, nämlich die Verwirklichung des obersten Gebotes Jesu, daß alle Gesinnung und Thätigkeit sich auflöse in dienende Liebe. Durch diese drei Entwickelungen wird die Wirklichkeit das Reich Gottes: denn dieses ist ganz unzweifelhaft ein diesseitiges. Der Einzelne lebt im ewigen Leben dadurch, daß er Gottes ewige Liebe im Zeitlichen erkennt: die Menschheit soll das Ewige darstellen und verwirklichen auf dieser Erde. Die Vollendung soll und wird stattfinden auf dieser Erde: das ist der Heischesatz jenes Glaubens.

Was in Gott ewig ist, lebte in Jesu von Nazareth in einem kurzen Menschenleben, aber in persönlicher Vollendung. Nun begann die Gemeindeentwickelung durch Jesu Geist, den Geist des Ewigen. Zuerst in seinen Jüngern, als den Zeugen: die leitenden Persönlichkeiten ergänzten sich, und so entstand keine Spaltung, sondern es erwuchs eine Einheit im Mannichfaltigen. Dieses wurde der Typus des Gottesbewußtseins der Gemeinden. So erschien zum ersten male die göttliche Verkörperung der Menschheit in der Gemeinde, wie zuerst durch Christus die Verkörperung Gottes im Einzelleben erschienen war. Aber diese ist nur ein immer Werdendes, nicht Vollendetes. Nur ganz allmälig, in schweigender Stille und in Verfolgung, trat diese geistige Persönlichkeit, als Gegenwart Gottes im Menschen, in die griechisch-römische Welt ein. Von dem Augenblicke aber, daß das Christenthum die Staatsreligion, das Weltreich wurde, mit gesetzlich zwingenden Formen, verschlang sich jenes Gottesbewußtsein in vielfache Knoten, und es bildeten sich Widersprüche, in denen wir, bewußt oder unbewußt, mehr oder weniger alle gefangen sind.

Dem gegenwärtigen Werke gehört nur zu, in den Grundzügen nachzuweisen, wie das Bewußtsein der christlichen Menschheit von ihrem Geschicke, und von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Welt sich aus dem Gottesbewußtsein Jesu von Nazareth selbst entwickelt habe. Denn der christliche Glaube ist wesentlich der Glaube an das persönliche Gottesbewußtsein Jesu, das heißt der Glaube daran, daß Jesus die Wahrheit geschaut und sie also verkündet, wie sie in seinem göttlichen Bewußtsein lebte, und daß wir von seinen Aussprüchen darüber hinlängliche Kunde haben.

Und in der That, es ist schwer zu sagen, worin sich

die Einzigkeit und Erhabenheit jenes persönlichen Gottesbewußtseins mehr kund thut, ob in Dem, was Jesus über die Entwickelung des Gottesreichs auf der Erde gesagt und gelehrt, oder in Dem, was er der freien Entwickelung des Geistes in der von ihm gegründeten Gemeinde und dem daraus hervorgehenden Fortschritte des Geistes Gottes in der Menschheit überlassen hat. Wir haben gesehen wie Alles in der Person und Lehre der frühern Religionsstifter dadurch zunächst den menschheitlichen Charakter einbüßte und mehr oder weniger einseitig, willkürlich, übereinkömmlich, also verfälscht und unkräftig wurde, daß dem reinen innern Gottesbewußtsein äußerliche, für den menschheitlichen Charakter zufällige oder wenigstens unwesentliche Bestimmungen beigemischt und als wesentliche Theile der Religion gefaßt und festgehalten wurden: sei es als Opfer und Bräuche, sei es als Form der Verfassung der Gemeinde. Nach gewöhnlicher menschlicher Weisheit konnte nichts thörichter sein, als was Jesus, und zwar offenbar bewußt und absichtlich gethan hat: eine Religionsgemeinschaft zu gründen, ohne positive Vorschriften und Bestimmungen über diese beiden Punkte. Und doch beruht darauf gerade die Unzerstörbarkeit und Allgemeinheit der Christusreligion. Und sollte sich auch philosophisch diese menschliche Thorheit nicht als die wahre Weisheit beweisen lassen? Sollte jene sogenannte vernünftige Ansicht nicht eigentlich die unvernünftige sein, und zwar weil sie die ungeistige ist? Sie geht davon aus, daß das Aeußere seinen Bestand in sich habe, während doch vielmehr das Zeitliche nach seinem Begriffe, seine Ursache außer sich selbst hat. Es hat sein Bestehen nur durch die Ursache und wird nur dadurch begriffen, daß es als nicht selbständig, sondern vergänglich erkannt werde. Durch jene Annahme aber wird das Vergängliche über das

Bleibende geſetzt, was ein logiſcher Widerſpruch iſt. Die äußerliche Religion iſt nicht die Mutter, ſondern das Kind der innerlichen: ja ſobald ihr eine ſelbſtändige Bedeutung und Kraft beigelegt wird, muß ſie der Tod des wahren Gottesbewußtſeins werden.

Wir müſſen nun verſuchen die Punkte des Gottesbewußtſeins Jeſu zur Anſchauung zu bringen, welche ſich auf die Gegenwart und Macht des Göttlichen in der Geſchichte beziehen, wie wir die Ausſprüche anderer Propheten der Menſchheit zuſammengeſtellt und in den Brennpunkt des Bewußtſeins von der Gegenwart Gottes gebracht haben. Hierfür haben wir folgende Methode gewählt. Wir beſchränken uns auf die Hauptpunkte, welche wir in der Geſchichte des Gottesbewußtſeins zu betrachten gefunden haben. Dann bezeichnen wir kurz den begrifflichen Inhalt jedes ſolchen Punktes, und machen dieſe Kennzeichnung anſchaulich durch die einſchlagenden Ausſprüche Jeſu: Worte der Jünger ziehen wir dabei nur in zweiter Linie heran als Erläuterung. Zuletzt faſſen wir das jedesmalige geſchichtliche Ergebniß zuſammen von dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Forſchung.

Die Ordnung der Sätze hat ihren Mittelpunkt in dem Gedanken, daß zuerſt das innere Gottesbewußtſein Jeſu von ſich ſelbſt und ſeinem Verhältniſſe zu den Jüngern thatſächlich zur Anſchauung gebracht werden ſoll: dann aber die, nach Jeſu eigenem Gottesbewußtſein, daraus fließende ewige Fortwirkung deſſelben in der Gemeinde und der Menſchheit.

Hieraus ergeben ſich zwölf Sätze, welche wir der Reihe nach vom Standpunkte unſers Werkes betrachten werden.

I. Der Ewige, Jesus, Menschheit.

Gott, der Ewige, lebt wesenhaft im Menschen und soll erkannt werden als des Menschen wahres, göttliches Sein und höchstes Gut: in Jesu war diese Vereinigung vollzogen und geistige Natur geworden.

„Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat." (Joh. VI, 44.)

„Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich Er sei, und nichts von mir selbst thue, sondern, wie mich mein Vater gelehret hat, also rede ich." (Joh. VIII, 28.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben: und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen." (Joh. XIV, 23.)

„Jesus antwortete den Juden: Steht nicht geschrieben in eurem Gesetz, Ich habe gesagt, ihr seid Götter? So er Diejenigen Götter nennet, zu welchen das Wort Gottes geschah (und die Schrift kann doch nicht gebrochen werden); sprechet ihr denn zu Dem, welchen der Vater geheiliget und in die Welt gesandt hat: Du lästerst Gott, darum, daß ich sage, Ich bin Gottes Sohn?" (Joh. X, 34—36.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie Alle eins seien: gleich wie du Vater in mir und ich in dir, daß auch sie selbst in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt. Und ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben

haſt, daß ſie eins ſeien, gleich wie wir eins ſind: ich in ihnen und du in mir, auf daß ſie vollendet ſeien in Eines, und auf daß die Welt erkenne, daß du mich geſandt haſt, und ſie geliebt, gleichwie du mich geliebt haſt." (Joh. XVII, 20—23.)

„Und Jeſus wandte ſich zu den Jüngern und ſprach: Es iſt mir Alles übergeben von meinem Vater, und Niemand weiß wer der Sohn ſei, denn nur der Vater: noch wer der Vater ſei, denn nur der Sohn, und welchem es der Sohn will offenbaren." (Luc. X, 22.)

„Mein Vater wirket bis zu dieſem Augenblicke: ſo wirke auch ich ..... Der Sohn kann nichts von ſich ſelber thun, als was er ſiehet den Vater thun: denn was derſelbige thut, das thut alſo auch der Sohn gleichermaßen, denn der Vater hat den Sohn lieb und zeiget ihm Alles, was er thut." (Joh. V, 17, 19, 20.)

„Wie der Vater das Leben hat in ſich ſelber, alſo hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ſich ſelber, und hat ihm Macht gegeben Gericht zu halten, weil er Menſchenſohn iſt." (Joh. V, 26. 27.)

„Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben." (Joh. III, 16.)

„Darum liebet mich der Vater, weil ich mein Leben laſſe, auf daß ich es wiedernehme. Niemand nimmt es von mir, ſondern ich laſſe es von mir ſelber. Ich habe Macht es zu laſſen, und habe Macht es wiederzunehmen. Solches Gebot habe ich empfangen von meinem Vater." (Joh. X, 17, 18.)

Es ließen ſich große Stimmen im Himmel vernehmen, die ſprachen: Es ſind die Reiche der Welt, die Reiche unſers Herren und ſeines Chriſtus geworden, und Er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Offenb. XI, 15.)

Chriſtus iſt eines jeglichen Mannes Haupt, Gott aber iſt Chriſti Haupt. (1. Kor. XI, 3.)

Gott hat alle Dinge geſchaffen in Chriſto Jeſu, auf daß kund würde an der Gemeinde die mannichfaltige Weisheit Gottes, nach dem ewigen Rathſchluſſe. (Eph. III, 10, 11.)

(Chriſtus) das Ebenbild des lebendigen Gottes, der Erſtgeborene aller Kreatur: denn in ihm iſt Alles erſchienen: es iſt Alles durch

ihn und zu ihm geschaffen, und er ist vor Allem, und es bestehet Alles in ihm. (Kol. I, 15—17.)

Christus in euch, die Hoffnung der Herrlichkeit, denn wir verkündigen euch das Leben das ewig ist, es war bei dem Vater und ist uns erschienen. (1. Joh. I, 3.)

In ihm leben und weben und sind wir. (Apostelg. XVII, 28.)

Der Geist Gottes lebt in jedem Menschen, welcher sich dem innern Gottesbewußtsein nicht verschließt. Dieses Bewußtsein ist das ursprüngliche Werk Gottes in ihm. Es gibt keine wahre Offenbarung als durch den Geist Gottes im Menschen, also durch menschliche Persönlichkeiten, an deren Spitze eine ursprünglich erleuchtete steht. Indem der Mensch sich dem Ewigen hingibt und sich entschließt, in Uebereinstimmung mit den ewigen Weltgesetzen (dem Willen Gottes) zu leben, folgt er dem innersten Triebe seines Wesens: und indem er sich gedrungen fühlt, den Liebesgedanken des Ewigen in sich selbst zu verwirklichen, im Kampfe gegen das Böse in ihm, fördert er das Reich Gottes, und dadurch den wahren Fortschritt der Menschheit. Jesus heißt deshalb der Sohn Gottes, weil dieses Bewußtsein seine wahre Natur geworden: alle Menschen aber sind Gottes Kinder (Söhne) und sollen den göttlichen Geist in sich selbst finden, wenn sie Christus nachfolgen. Er ist also der Heiland, Der durch welchen die Menschheit sich erlöst fühlt vom Druck der Sünde, und versöhnt (wieder vereint) mit dem Ewigen.

II. Das ewige Leben des irdischen Menschen.

Der Weg zur Vereinigung mit Gott ist das Aufgeben des selbstischen Willens und die Bewährung dieser Selbstvernichtung durch thätige aufopfernde Liebe: das ist das ewige Leben.

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen." (Joh. XVII, 3.)

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken: nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." (Matth. XI, 28—30.)

„Meine Lehre ist nicht mein, sondern Deß, der mich gesandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich aus mir selbst rede." (Joh. VII, 16, 17.)

„Thue das, so wirst du leben." (Luc. X, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn daß Jemand geboren werde aus Wasser (durch das persönliche Taufgelöbniß) und Geist; so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren wird, das ist Geist." (Joh. III, 5, 6.)

„Wahrlich, wahrlich ich sage euch, es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viel Frucht." (Joh. XII, 24.)

„Jesus sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden." (Luc. VII, 50.)

„Wehe euch Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler, die ihr ... dahinten lasset das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht

(innere Recht, Gewiſſen), die Barmherzigkeit und den Glauben.“ (Matth. XXIII, 23.)

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben übergegangen.“ (Joh. V, 24.)

Da die Menſchheit, ſowol die des Geſetzes als die übrige, der wahren Gottesliebe verluſtig geworden und von Gott getrennt iſt; ſo hat Jeſus, als der Menſchenſohn und als der Gottesſohn im einzig vollkommenen Sinne, den Willen des ewigen Vaters erfüllt, indem er die Menſchen zu einer geiſtigen Gemeinſchaft berief, in welcher jeder Einzelne ein perſönliches Verhältniß zu dem Heilande hat oder haben ſoll. Durch die Annahme dieſer Botſchaft wird zuerſt der auf dem Gemüthe laſtende Druck des Gewiſſens weggenommen, und eben ſo die Blindheit über das Unſelige der Sünde und der dadurch hervorgebrachten Trennung von Gott. Dieſe Annahme ſelbſt heißt Glaube, die dadurch wieder hergeſtellte Verbindung mit Gott Rechtfertigung, das daraus fließende Leben Heiligung, welche das fortgehende Werk der Vereinigung mit Gott iſt. Wie die Heiligung den rechtfertigenden Glauben vorausſetzt: ſo iſt das Ziel des Glaubens die Heiligung, und ſeine Bewährung wie ſeine Frucht. Nur auf dieſe Weiſe entgehen wir eben ſowol der Gefahr eines Bekenntnißglaubens des Verſtandes als der Gefahr der Werkheiligkeit. Beide ſind Täuſchungen oder Selbſtſucht in neuen Formen, und zwar die gefährlichſten, und verdunkeln, ja vernichten, die Beziehung des perſönlichen Lebens auf Gott, den Ewigen, und auf ſeine weſenhafte Erſcheinung im Heilande. Das iſt was alle apoſtoliſchen Briefe ausführen.

III. Die wahre Religion.

Das innere Gottesbewußtsein Jesu ist der Inhalt der wahren Religion: die aufopfernde und in Liebe thätige Gesinnung für das Wohl der Brüder und der Gemeinde ist die wahre Gottesverehrung.

„Jesus spricht zur Samariterin: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten .... Es kommt die Zeit, und ist schon jetzt da, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will solche haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." (Joh. IV, 21, 23, 24.)

„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren: wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es erhalten." (Luc. IX, 23, 24.)

„Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch unter einander liebet." (Joh. XIII, 34, 35.)

So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit Gott haben, und wandeln in der Finsterniß, so lügen wir und thun nicht die Wahrheit. (1. Joh. I, 6.)

Wiederum ein neu Gebot schreibe ich euch ... Wer da sagt, er sei im Licht und hasset seinen Bruder, der ist noch in der Finsterniß ... und weiß nicht wohin er gehet. (1. Joh. II, 8—11.)

Daran wird offenbar, welches die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels ſind. Wer nicht recht thut, der iſt nicht von Gott, und wer nicht ſeinen Bruder lieb hat. (1. Joh. III, 10.)

So wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in euerm Glauben die Tugend (ſittlichen Ernſt), und in der Tugend die Erkenntniß, und in der Erkenntniß die Mäßigung, und in der Mäßigung die Geduld (Ausdauer), und in der Geduld Gottſeligkeit (Frömmigkeit, einſchließlich der äußerlichen Religion) und in der Gottſeligkeit Bruderliebe, und in der Bruderliebe Menſchenliebe (allgemeine Liebe). (2. Petr. I, 5—7.)

Mit dieſer Hingabe des ſelbſtiſchen Willens in den Willen Gottes, als des allein Guten und Wahren, iſt alſo die Erfüllung aller ſinnbildlichen Opfer gefunden. Denn das einzige wahre, wirkſame Opfer iſt ja die Hingebung der dankbaren Seele an Gott, welche ſich vom Ewigen geliebt weiß in Chriſtus, der da ſeinen Willen vollkommen dem Vater hingegeben für die Erlöſung der Menſchheit von der Sünde und der durch ſie bewirkten Unruhe und Unſeligkeit. Das Leben für die Brüder iſt alſo das fortgehende Opfer aller Seelen, denen die frohe Botſchaft erklungen iſt, und kann nicht getrennt werden von dem erfüllten, in ſeiner Zeit vollzogenen, vollkommenen Opfer Chriſti ſelbſt. Aller äußere Gottesdienſt wird von nun an eine Anbetung Gottes in Geiſt und Wahrheit ſein müſſen, als Belehrung und Erweckung, und als immer erneuertes Gelöbniß der dankbaren Hingabe des gläubigen Herzens. Jeder andere Gottesdienſt muß untergehen, der wahre aber, welcher erſt durch Chriſtus anfängt, hört nicht auf, ſondern iſt der fortdauernde Pulsſchlag der Menſchheit als der immer ſich erneuernden in Gott aufgenommenen Ebenbildlichkeit. Sein Ausdruck wird alſo wechſeln, aber nicht das Weſen, welches da iſt der Preis des Ewigen und der Erſcheinung Gottes in Jeſu und des in der gläubigen Menſchheit fortſchrei-

tend wirkſamen Geiſtes beider. Das untergeordnete V
niß der äußerlichen Religion, und alſo auch der heilige
löbniſſe (Sakramente) bei der gottesdienſtlichen Anbetun
Opfer des Lebens, wird alſo allerdings mehr und mel
erkannt werden. Aber da die Wirkſamkeit der Zeiche
der geiſtigen Kraft Deſſen abhängt, was ſie darſtellen, ſ
auch auf der andern Seite der Gottesdienſt eine bisher
geahnte Höhe und Würde erlangen, ſobald er aus der
digen Erkenntniß hervorgeht, daß das ganze Leben ein G
dienſt und die Anbetung das naturgemäße Zeichen u
entſprechende Darſtellung des Lebensopfers ſei, als i
That der Einzelnen und der Gemeinde.

IV. Das Reich Gottes auf der Erde.

Das Gottesbewußtsein Jesu soll die einzelnen Seelen erneuern zu lebendiger Gemeinschaft zu Gott: in dieser Wiedergeburt durch den Geist Jesu liegt die Erlösung der Einzelnen und die Zukunft des Gottesreiches in der Welt: denn dieses schreitet fort durch das Wirken der Wiedergeborenen.

„Mein Gericht ist recht: denn ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat." (Joh. V, 30.)

„So ich richte, so ist mein Gericht recht; denn ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat." (Joh. VIII, 16.)

„Der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben, auf daß Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat." (Joh. V, 22—23. Vgl. oben Joh. III, 6.)

„Selig sind die Armen, denn das Reich Gottes ist ihr." (Luc. VI, 20.)

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." (Matth. V, 5.)

Du bist würdig zu nehmen das Buch und aufzuthun seine Siegel, denn du bist geschlachtet und hast uns erkauft mit deinem Blut aus allerlei Geschlecht und Zungen und Volk und Nationen, und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern gemacht, und wir werden herrschen auf Erden. (Das neue Lied der vier symbolischen Thiere der Gottschauung und der vierundzwanzig Aeltesten; Offenb. V, 9, 10.)

Durch diese Herstellung des Göttlichen in dem Leben der Menschheit wird also die gesammte Wirklichkeit geheiligt, wie im einzelnen Menschen, so auch in der Gemein-

V. Das Böse und das Uebel.

Das Böse ist das einzige Uebel: es ist die Folge des selbstsüchtigen Misbrauchs der freien Selbstbestimmung des Menschen, muß aber, wie seine Quelle, die Selbstsucht, dem Zwecke des Reiches Gottes dienen, da vermöge der sittlichen Weltordnung das Böse sich selbst zerstört.

„Ihr seid von dem Vater dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbe ist ein Menschenmörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen, denn er ist ein Lügner und der Lügner Vater." (Joh. VIII, 44.)

„Wehe der Welt, der Aergerniſſe halben! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!" (Matth. XVIII, 7.)

„Ist denn der Satanas auch mit sich selbst uneins, wie will sein Reich bestehen? dieweil ihr saget, ich triebe die Teufel aus durch Beelzebub." (Luc. XI, 18.)

„Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach zu ihnen: Ich sah wol den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz . . . Doch darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind: freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." (Luc. X, 18, 20.)

„Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin . . . . Und Jesus sprach: Ihr sind ihre vielen Sünden ver-

geben, denn ſie hat viel geliebet: welchem aber wenig vergeben iſt, der liebet wenig. Und er ſprach zu ihr: Dir ſind deine Sünden vergeben." (Luc. VII, 37 — 48.)

Ein Jeglicher wird verſucht, wenn er von ſeiner eigenen Luſt gereizet und gelocket wird. Darnach wenn die Luſt empfangen hat, gebieret ſie die Sünde: die Sünde aber, wenn ſie vollendet iſt, gebieret den Tod. (Jac. I, 14, 15.)

Da nun die Kinder Blut und Fleiſch mit einander gemein haben, ſo iſt auch Er gleichermaßen deſſelben theilhaftig geworden, auf daß er durch den Tod vernichtete Den, welcher die Gewalt des Todes hatte, das iſt den Teufel, und befreite die ſo durch Furcht des Todes ihr ganzes Leben mit Knechtſchaft behaftet waren. (Hebr. II, 14, 15.)

Ich ſchreibe euch, weil ihr den Böſewicht überwunden habt. (1. Joh. II, 13, 14.) Vgl. mit I, 8: So wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns: und mit V, 3, 4: Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer. Denn Alles was von Gott geboren iſt, überwindet die Welt, und unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Das Böſe in der Welt iſt alſo die Summe der Sünden, welche die einzelnen Menſchen begehen, und ſeine natürliche (nur durch das Göttliche aufhebbare) Folge iſt der geiſtliche Tod. Die Summe des Böſen bildet eine von dem Einzelnen unabhängige, obwol von ihm mitbetheiligte Macht. Es iſt dieſe aus den Gemüthern ſtammende, und in der Weltgeſchichte ſich herrſchend zeigende Macht, welche Jeſus nach dem üblichen Sprachgebrauche ſeines Volkes den Satanas oder Teufel (Widerſacher, Ankläger) oder den Dämon (böſen Geiſt) nennt. Die Folgen der Sünden der Einzelnen werden aufgehoben durch die Anerkennung der Sünde, als Desjenigen, was den Menſchen von Gott und von der Empfindung ſeiner ewigen Liebe ſcheidet: dieſe Anerkennung, wenn ſie nicht

aus Furcht, ſondern aus dem Glauben an Gottes Liebe, und an die Kraft des Göttlichen in der Seele ſtammt, hebt die Folgen im Gemüthe auf, und ſtellt die Wiedervereinigung mit Gott her. Was vom Einzelnen gilt, muß auch wahr ſein für die Gemeinde. Folglich muß es eben ſo mit der Menſchheit ſein: jede Verminderung der Sünde vermindert die Macht des Böſen in der Welt, alſo auch das Uebel. Die bewußte freie Hingabe des Lebens bis in den Tod, bewußt vollzogen um dieſen Glauben in den Menſchen zu pflanzen und die Macht des Göttlichen zu erwecken in den Geiſtern, muß alſo die That der Erlöſung ſein, und Er, der ſie gethan, iſt allein der Erlöſer der Menſchheit. Daraus folgt nun weiter, daß wie der Menſch alles ihm widerfahrende oder in der Welt ſich ereignende Böſe und alles Leiden nur als Mittel anſehen ſoll, damit das Gute gefördert werde; ſo insbeſondere das bittere Leiden Jeſu angeſehen werden muß, einerſeits als freie und höchſte That des gottergebenen und aufopfernden Sinnes, andererſeits als höchſter Beweis der ewigen Liebe Gottes. Die Theorie vom Sühnopfer Chriſti zur Stillung des Zornes Gottes, iſt, vom Ewigen verſtanden, eine Uebertragung der Molochsanſchauung auf den Gott der die Liebe iſt, ein Misverſtändniß Deſſen was nur von der Empfindung des Fluches der Sünde im Gemüthe gilt. Der Zorn Gottes, den die Seele und die Menſchheit in ſich fühlt, wird erſt durch den Glauben an die Erlöſung vernichtet: und dieſes iſt der Tod, welchen Jeſus vernichtet hat.

VI. Die Einheit des Reiches Gottes auf der Erde.

Die ganze geschichtliche Entwickelung des vorchristlichen Gottesbewußtseins geht nach einem der beiden Zielpunkte, deren Einheit der Schlüssel zum Verständnisse beider ist: Jesu aufopfernde Liebe zur Menschheit, und das von ihm gegründete Gottesreich. Daher zeugt die Schrift von Jesus, und dieses äußere Zeugniß wird durch das innere Zeugniß bestätigt.

„Abraham frohlockte, daß er meinen Tag sehen sollte, und er sah ihn und freute sich." (Joh. VIII, 56)

„Es muß Alles erfüllt werden, das von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen." (Luc. XXIV, 44. Vgl. zu VII.)

„Der Vater der mich gesandt hat, der hat selbst von mir gezeuget. Ihr habt sein Wort nicht in euch wohnend, denn ihr glaubet Dem nicht, den er gesandt hat. Ihr forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin: und sie ist's, die von mir zeuget." (Joh. V, 37—39.)

„Ich bin es, der von mir selber zeuget, und der Vater, der mich gesandt hat, zeuget von mir." (Joh. VIII, 18.)

Ihr habt die Salbung (des Geistes) von Dem der heilig ist, und wisset Alles .... Und die Salbung, die ihr empfangen habt, bleibet bei euch, und ihr bedürfet nicht, daß euch Jemand lehre: denn wie euch diese Salbung Alles lehrt, so ist es wahr und keine Lüge. (1. Joh. II, 20, 27.)

Jesus ist's, der da kommt mit Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut: und der Geist ist,

der da zeuget, denn der Geist ist Wahrheit. Denn drei sind die da zeugen, der Geist und das Wasser und das Blut (Jesu ganzes Leben von der Taufe bis zum Tode) und diese drei gehen auf Eines. So wir der Menschen Zeugniß annehmen, so ist Gottes Zeugniß größer: denn das ist Gottes Zeugniß, daß er gezeuget hat von seinem Sohne. Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugniß in sich. (1. Joh. V, 6—10.)

Nach dem ewigen Rathschlusse der Liebe ist das Göttliche immer wirksam gewesen in der Menschheit: insbesondere aber in Abraham, dem Freunde Gottes, denn dieser erkannte im Geiste schon die Erscheinung des Menschensohnes, welcher sich zugleich seiner Würde als Gottessohn bewußt und von Liebe zur Menschheit erfüllt war.

Da Jesus das innere Zeugniß sowie die Wahrheit des geschichtlich Bezeugten als etwas Unzweifelhaftes, Gewisses empfand, und die Jünger auf dieses äußere Zeugniß (die Bibel) verweist; so muß das innere Zeugniß auch im Gläubigen stattfinden. Er soll die Schrift zu seiner Erleuchtung und Heiligung lesen und nach seinen Kräften erforschen, als von dem ewigen Rathschlusse der Erlösung und der That des Erlösers zeugend: aber das Ziel alles Bibellesens ist, daß der Gläubige das innere Zeugniß (die Salbung) empfange. Dieses höchste Zeugniß setzt nun wiederum das historische Zeugniß voraus, die Predigt des Wortes von Jesu: sonst wäre die geschichtliche Wirklichkeit keine Wahrheit. Da sie nun Wahrheit ist, so muß bei einer Verdunkelung des geschichtlichen urkundlichen Zeugnisses, also vor allem bei einem Zurücktreten oder Verschwinden der Bibel in der Gemeinde, jener innerliche Glaube ein phantastischer, eingebildeter, unwirklicher werden, sei es individuell, sei es auch kirchlich, also ein dem Unglauben verwandter oder gleicher Aberglaube.

VII. Das Verhältniß zum jüdischen Gottesbewußtsein.

Jesus bricht also die Verbindung mit der den Patriarchen gewordenen Offenbarung, und auch die mit Gesetz und Propheten nicht ab, sondern macht beide erst verständlich.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch, bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Strichlein vom Gesetze, bis daß Alles geschehe." (Matth. V, 17, 18.)

„Es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten auf des Menschen Sohn." (Luc. XVIII, 31.)

„Jesus sprach zu den Jüngern: Es muß Alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen. Da eröffnete er ihnen den Verstand, daß sie die Schriften verstünden." (Luc. XXIV, 44, 45.)

Der Rathschluß der fortschreitenden Offenbarung des Göttlichen auf der Erde bildet den innern Zusammenhang der Geschichte. Alles was in Gesetz und Propheten angedeutet, geahnt, verkündigt ist, muß folglich, nach dem Vorhergehenden, seine Erfüllung (Vollendung) entweder im Sohne Gottes haben, oder im Reiche des Geistes, welches dieser auf Erden gegründet und mit seinem freiwilligen Hingeben in den Tod besiegelt hat.

Verbindung des innern Lebens des Einzelnen und
:de der Menſchheit ſoll alſo nie abgebrochen wer=
ɜläubigen ſollen ſich nicht von der geſchichtlichen
g losſagen, noch ihre Hirten ſie davon abhalten.
en der alten Schrift, als des geſchichtlich Geoffen=
auf Chriſtus, iſt bleibend und für alle Zeiten maß=
)emſelben Maße als in dem Ueberlieferten das all=
:rhältniß der Menſchen zum Ewigen beſtimmt wor=
Ewige iſt die Vorausſetzung des Chriſtenthums:
Gegenwart wird uns vermittelt durch die vollen=
ılichkeit. Wo dieſe Perſönlichkeit und das Reich
ihnt oder vorbereitet wird, da iſt Weiſſagung.
er VI. Joh. V.) Wie Chriſtus, alſo das Reich
s Ziel der Offenbarung des Ewigen im Alten
iſt die Erſcheinung ſeines wahren Gründers für
heit der Anfangspunkt im Neuen Bunde: Chriſtus
Angelpunkt, und das Reich Gottes geht durch
ſt in der chriſtlichen Gemeinde fort. Nach dieſem
: zum Ewigen und zu ſeinem Reiche wird ſich alſo
es bleibend Maßgebenden (Kanoniſchen, das heißt
lichen) der ganzen Schrift beſtimmen müſſen.

VIII. Die Stellung zum Gottesbewußtsein der Völker.

Das Gottesbewußtsein liegt nach Jesu Aussprüchen auch, obwol schlummernd, in den übrigen Völkern und Religionen: in der Annahme der Heilsherrschaft ist die Vereinigung gegeben.

„Ich bin der gute Hirte ... und ich lasse mein Leben für die Schafe. Auch ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind: auch dieselben muß ich herbeiführen, und sie werden auf meine Stimme hören, und es wird werden Eine Heerde, Ein Hirte." (Joh. X. 14. 15. 16.)

„Jerusalem wird von den Völkern zertreten werden, bis die Zeiten der Völker erfüllet sind." (Luc. XXI. 24.) Vgl. oben die Sprüche unter I.

(Siehe die Rede Jesu in der Synagoge oben unter III.)

Er selbst ist unser Friede. Er der aus den Beiden (Juden und Heiden) Eines gemacht, und des Zaunes Scheidewand abgebrochen hat, indem er durch sein Fleisch durch sein Leiden und Sterben) aufgehoben die Feindschaft (zwischen den Beiden), nämlich das in Geboten und Satzungen gestellte Gesetz, auf daß er die Zwei zu Einem neuen Menschen schaffe in Ihm, Frieden machte, und beide versöhnte in Einem Leibe mit Gott durch das Kreuz ..... So seid ihr (Heidenchristen) nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen, und Hausgenossen Gottes. Ihr seid erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, dessen Eckstein Jesus Christus selber ist, in welchem zusammengefüget der ganze Bau wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. In ihm werdet auch ihr miterbauet zu einer Behausung Gottes im Geiste. (Eph. II. 14—16. 19—22.)

Die Entwickelung des Menschengeschlechtes soll und wird fortgehen auf der in Jesu zuerst zu vollem Bewußtsein gelangten und durch Heiligkeit vollendeten Vereinigung mit Gott: die Scheidewand zwischen Juden und Hellenen, wie die zwischen Hellenen und Barbaren muß wegfallen. Daraus folgt aber auch weiter nothwendig, daß das Aeußerliche dem Innerlichen weichen muß und alle Menschen sich als Brüder, weil Gottes Kinder, erkennen sollen. Es soll im Evangelium nicht ein neues Gesetz aufgerichtet werden. Das hieße Christus von neuem kreuzigen. Umgekehrt, damit das Christenthum seinen hohen Beruf, die Weltreligion zu werden erfüllen könne, muß der Glaube an Gottes Gegenwart im Menschen und in der Menschheit immer stärker, wirksamer, allgemeiner werden: also immer inniger und innerlicher, insofern das Geistige das allein Wesenhafte ist. Daraus denn wird endlich folgen, daß der Fortschritt nach dem Maßstabe des Festhaltens an dem geistigen Standpunkte der Schrift gemessen werden muß, folglich nach der reinen Bewahrung des Glaubens an den Ewigen, als den alleinigen Urheber alles Seins, an Christus, als den alleinigen Erlöser, an den Geist, als die ausschließliche Quelle der Erleuchtung und Heiligung.

IX. Die Gemeinde als Trägerin Gottes in der Menſchheit.

Es wird kein neuer Sohn Gottes im höchſten Sinne wieder erſcheinen: aber unmittelbar nach Jeſu Heimgange wird ſein Geiſt, welcher da iſt der Geiſt des Vaters und des Sohnes, ſich auf die Gemeinde ergießen, welche von nun an Gottes Geiſt in ſich trägt und fortleitet. Dieſe Ergießung des Geiſtes in der Menſchheit ſetzt die Verherrlichung Gottes in Jeſu voraus. Nichts iſt im Geiſte, was nicht im Sohne vollendet war, und nichts in der Menſchheit, was nicht war im Menſchenſohne, in der vollendeten Perſönlichkeit.

„Wenn ich heimgegangen bin, will ich den Fürſprecher zu euch ſenden, und wenn derſelbige kommt, der wird die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gericht .... Wenn aber jener, der Geiſt der Wahrheit kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von ihm ſelbſt reden; ſondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig iſt, wird er euch verkünden. Derſelbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen, und euch verkündigen. Alles was der Vater hat iſt mein; darum habe ich geſagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen.“ (Joh. XVI, 7, 8, 13, 14.)

„Wo zwei oder drei in meinem Namen verſammelt ſind, da bin ich in mitten unter euch.“ (Matth. XVIII, 20.) Vgl. den Schluß des Evangeliums:

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt.“

Der weltschöpferische, in die gläubige Menschheit eingesenkte Gottesgeist wird in und bei der Gemeinde der Christgläubigen bleiben. Die Gemeinde steht also, nach göttlichem Rechte, bis ans Ende der Welt als Gottesträgerin da. Wie lang auch diese Entwickelungsreihe sein mag, das Fortschreiten des Gottesreichs, das ununterbrochen durch die volklichen Geschichten hindurchgehende Göttliche bildet von Christus an die großen geschichtlichen Epochen. Die Zeitrechnung nach Jahren vor und nach Christi Geburt ist das Symbol dieser weltgeschichtlichen Bedeutung des Gottesreiches, welches mit Christus beginnt. Die Epochen der Weltgeschichte fallen also, vom höchsten Standpunkt betrachtet, mit denen der Gemeinde zusammen. Alles Uebrige sind nur Episoden, Uebergänge, Mittel. Die Verheißung der nie endenden Gegenwart des Geistes Christi bei seiner Gemeinde wird also — das scheint ferner zu folgen — derjenigen Gemeinschaft zufallen, welche diese Stellung des Vaters zum Sohne und des Geistes zur Gemeinde, sowie zur Schrift als dem geschichtlichen Zeugnisse, am reinsten festhält. Nur sie wird dem innern freien Zeugnisse des Geistes in der Wissenschaft freien Raum lassen, und den Glauben in dem fortschreitenden Wohle und der Sittlichkeit der Familien und Völker durch stetigen Fortschritt bewahren können.

X. Freiheit und Richteramt der Gemeinde.

Die Gemeinde als Trägerin des Geistes Gottes im höchsten Sinne ist frei, und ist höchste Richterin in geistlichen Dingen.

„Jesus sprach zu den Jüngern: Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und überführe ihn, zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen: höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß der ganze Rechtshandel bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde: höret er auch nicht auf die Gemeinde, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein; und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöset sein." (Matth. XVIII, 15—18.)

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." (Matth. XVIII, 20.)

„Dein Reich komme." (Vater unser.)

„Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir (Vater und Sohn) werden zu ihm (dem Gläubigen) kommen und Wohnung bei ihm machen." (Joh. XIV, 23.)

„Ich bitte nicht für sie allein, sondern auch für Die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien: gleich wie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie eins seien in uns, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt." (Joh. XVIII, 20, 21.)

„Jesus sagte zu den Jüngern: Wer saget denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus (der Messias, Gesalbte), des lebendigen Gottes Sohn. Und Jesus ant-

wortete und ſprach zu ihm: Selig biſt du, Simon Jonas Sohn, denn Fleiſch und Blut hat dir das nicht offenbaret, ſondern mein Vater im Himmel. Und ich ſage dir auch, du biſt Petrus (der Felſenmann) und auf dieſen Felſen (Petra) will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen."

„Ihr ſollt euch nicht Rabbi (Meiſter) nennen laſſen, denn Einer iſt euer Meiſter, Chriſtus: ihr aber ſeid alle Brüder." (Matth. XXIII, 8.)

„So ich die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben ſie eure Kinder aus? Darum werden ſie eure Richter ſein... Darum ſage ich euch, alle Sünde und Läſterung wird den Menſchen vergeben, aber die Läſterung des Geiſtes wird den Menſchen nicht vergeben. Und wer etwas redet wider des Menſchen Sohn, dem wird es vergeben: aber wer etwas redet wider den heiligen Geiſt, dem wird nicht vergeben, weder in dieſer noch in jener Welt." (Matth. XII, 27—32.)

Die Gemeinde, welche nach Recht richtet, ſteht über jedem Einzelnen: ſie ſelbſt aber ruht auf dem perſönlichen Glauben, welcher den ewigen Vater erkennt im Sohne, und nach der Vereinigung mit beiden ſtrebt durch den Geiſt. Daraus folgt, daß die Freiheit der Gemeinde im Geiſtlichen bedingt iſt durch die Freiheit des Gewiſſens der Einzelnen, und daß beide nicht unterdrückt werden können, ohne daß die Einheit von Vater, Sohn und Geiſt und die daraus begründete Einheit der Faktoren des menſchlichen Gottesbewußtſeins geſtört werde. Zu der Freiheit der Gemeinde gehört nothwendig die freie Ausübung ihres geiſtlichen Richteramts, im Namen Chriſti, als ihres Königs und alleinigen Herrn und Meiſters. Das iſt ein Schritt zu jener entſetzlichen Sünde, die nicht verziehen werden ſoll, nämlich zu der Läſterung, als ſei das in der Gemeinde Wirkende der Geiſt des Böſen, und nicht vielmehr der Geiſt Gottes, welcher dem Böſen wehrt.

XI. Die persönliche Natur alles wahren Glaubens.

Die Gemeinde steht auf dem persönlichen Glauben, und hat also ihr göttliches Bestehen nur in dem sittlichen Gottbewußtsein der einzelnen Gläubigen, das heißt Frommen, Christi Nachfolger.

„Wer mich liebet, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren . . . .“ (Joh. XIV, 21.)

„Ihr sollt Niemand euren Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel.“ (Matth. XXIII, 9.)

„Alles was mir der Vater gibt, kommt zu mir, und wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen . . . . Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Es steht geschrieben in den Propheten, sie werden Alle von Gott gelehret sein. Wer es nun höret vom Vater und lernet's, der kommt zu mir.“ (Joh. VI, 37, 44, 45.)

„Das ist das ewige Leben, daß sie dich, den einzigen wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.“ (Joh. XVII, 3.)

„Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben.“ (Joh. VI, 47.)

Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zum Lösegeld. (1. Tim. II, 5, 6.)

Der Gläubige soll also in ein persönliches Verhältniß treten zu Gott, in dem Sohne, seinem Herrn und Meister:

ohne alle Vermittelung. Niemand iſt „Vater“ und „Herr“ des Glaubens außer Gott und Chriſtus. Folglich iſt alle wahre Religion eine perſönliche, und nur diejenige Gemeinde die wahre, welche einerſeits den Glauben an den Erlöſer, als Grund der Heiligung über alles Andere ſtellt und mit dem Glauben an den Ewigen in eine unzertrennliche Verbindung ſetzt, andererſeits aber dieſen Glauben als etwas Perſönliches faßt, und als ein nur durch die bewußte Aufnahme der perſönlichen ſittlichen Verantwortlichkeit zu Bewährendes betrachtet. Das Gegentheil iſt widerchriſtlich: es muß untergehen, und es wird untergehen.

XII. Die Vollendung des Reiches Gottes.

Das ewige Leben der einzelnen Glieder des Reiches Gottes wird vollendet durch den leiblichen Tod, als den Eingang zur vollen Vereinigung mit Gott: die Vollendung des Reiches selbst also kann nur die Verklärung alles Irdischen zum Göttlichen sein.

„Jesus sprach zu ihm (dem Schächer rechts): Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein." (Luc. XXIII, 43.)

„Ihr habt gehöret, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist größer als ich." (Joh. XIV, 28.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und glaubet Dem der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde und ist schon jetzt, daß die Todten werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und die sie hören, die werden leben. Denn wie der Vater das Leben hat in sich selber, also hat er auch dem Sohn gegeben das Leben zu haben in sich selbst, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum daß er des Menschen Sohn ist. Verwundert euch deß nicht, denn es kommt die Stunde, in welcher Alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Uebles

gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichts. Ich kann nichts von mir ſelber thun. Wie ich höre, ſo richte ich, und mein Gericht iſt recht, denn ich ſuche nicht meinen Willen, ſondern des Vaters Willen, der mich geſandt hat." (Joh. V, 24—30.)

„Es iſt euch gut, daß ich hingehe. Denn ſo ich nicht hingehe, ſo kommt der Fürſprecher nicht zu euch: ſo ich aber hingehe, will ich ihn zu euch ſenden. Und wenn derſelbige kommt, der wird die Welt überführen, von der Sünde, von der Gerechtigkeit und von dem Gericht: von der Sünde, weil ſie nicht glauben an mich: von der Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe und ihr mich hinfort nicht ſehet: von dem Gericht, weil der Fürſt dieſer Welt gerichtet iſt" (Joh. XVI, 7—11); vgl. mit XII, 30: „Jetzt gehet das Gericht über dieſe Welt: nun wird der Fürſt dieſer Welt ausgeſtoßen werden." (Worte, geſprochen beim Einzuge in Jeruſalem, als Jeſus ſeinen Entſchluß zu ſterben ausgeſprochen.)

„Welche würdig geworden ſind, jene Welt zu erlangen, und die Auferſtehung von den Todten, die freien weder, noch laſſen ſie ſich freien: denn ſie können hinfort nicht ſterben, denn ſie ſind den Engeln gleich, und ſie ſind Gottes Kinder, weil ſie Kinder ſind der Auferſtehung." (Luc. XX, 35, 36.)

Chriſtus muß herrſchen bis daß er alle ſeine Feinde unter ſeine Füße lege. Der letzte Feind der aufgehoben wird, iſt der Tod. Denn Gott hat ihm Alles unter ſeine Füße gethan (Pſ. VIII, 7). Wenn aber Alles ihm unterthan ſein wird, alsdann wird auch der Sohn ſelbſt unterthan werden Dem der ihm Alles unterthan gemacht hat, auf daß Gott ſei Alles in Allem. (1. Kor. XV, 25—28.)

Gleich wie den Menſchen iſt geſetzet Einmal zu ſterben, darnach aber das Gericht, alſo iſt Chriſtus Einmal geopfert, hinzunehmen Vieler Sünden. (Hebr. IX, 27, 28.)

Daraus folgt, daß alle bildlichen Ausdrücke Jeſu über letzten Dinge verſtanden werden wollen nach dem unverſtändlich geiſtlichen Sinne jener Ausſprüche Jeſu, und insbeſondere diejenigen Ausdrücke, welche dem damaligen, t dem bibliſchen, Sprachgebrauche entnommen ſind, nur als ähernde Bezeichnung des Gedankens für die Juden ge-

meinen lernen. So z. B. Luc. XIV, 14, wo die Auferstehung der Gerechten erwähnt wird, welche, nach damaliger jüdischer Annahme, der allgemeinen Auferstehung zum Gerichte vorherging und deshalb die erste hieß. Eben so die Worte Jesu zum Schächer, welche an die Spitze unserer Sprüche gestellt sind. Das Paradies hieß damals bei den Juden, in Beziehung auf die Verstorbenen, der unterirdische Aufenthaltsort der Gerechten: da waren Abraham, Isaak und Jakob. So im Gleichnisse des armen Lazarus. Den Gegensatz bildete die Gehenna, die Unterwelt der Bösen. Wollten wir dergleichen Ausdrücke als göttliche Offenbarung fassen, so würden wir eine Offenbarung des Ewigen in etwas suchen, was weder mit Jesu Selbstbewußtsein zusammenfällt, noch in den biblischen Büchern der jüdischen Offenbarung irgend einen Halt hat. Wir würden damit umgekehrt die nachbiblische Theologie der Pharisäer und die Volksdichtung über Jesus und die Bibel setzen. Es ist also im Evangelium und in den übrigen christlichen Urkunden, in Ausdrücken wie Auferstehung des Fleisches, erste und zweite Auferstehung und dergleichen, nicht das innere Gottesbewußtsein Jesu so enthalten, daß es über jene eigensten und klarsten Aussprüche hinausginge, oder auch nur ihnen gleich gesetzt werden wollte. Auf der andern Seite müssen solche Ausdrücke mit jenem Gottesbewußtsein nicht in Widerspruch stehen, denn sonst könnte Jesus sie nicht als volksmäßige Bilder seines Bewußtseins gebraucht haben. Der Grundgedanke aber, und also der Schlüssel zum Verständnisse, ist unmißverständlich in dem fünften und achten Kapitel des Johannes-Evangeliums ausgesprochen: der Gerechtfertigte allein, der innerlich Gläubige, hat hier den Frieden der Seele, den Alle suchen, und nach dem Tode ein göttliches Leben, welches nicht mehr durch den Tod unterbrochen wird. Denn der

Ausdruck: „Er kommt nicht ins Gericht“ (Joh. V, 24) ist gleichbedeutend mit dem andern: „Er wird den Tod nimmer schauen“ (VIII, 51). Der nicht Gerechtfertigte muß durch Gericht und Tod gehen, wird nicht Gott schauen. Jene sind nicht mehr dem Leibe der Sterblichkeit unterworfen. Die ewige Seligkeit ist also die Lehre Jesu, nicht die ewige (also zeitlose) Verdammniß.

Es folgt endlich aus dieser Weltanschauung Jesu, daß der wahre Fortschritt der Geschichte die fortgehende Vergöttlichung alles Natürlichen, und die Trennung des sogenannten Geistlichen und Weltlichen eine fließende sei. Denn das wahre Christenthum soll in immer größern Kreisen das Natürliche in sich aufnehmen, und schöpferisch nachbildend das Ebenbildliche gerade so in sich verklären, wie in der Schöpfung alles Natürliche des sichtbaren Kosmos verklärt im Menschen dasteht. Der ewige Gedanke wird Leiblichkeit, damit der persönliche Geist aus dieser Leiblichkeit hervorgehe und den Ewigen verkläre.

erlöſten Menſchheit, offenbaren. Zur Offenbarung der Einheit des Vaters, des Ewigen des Alten Bundes, und des Sohnes (als des menſchgewordenen ewigen Wortes) tritt nun das Offenbarwerden des Geiſtes hinzu. Der durch Chriſti Geiſt in die Gemeinſchaft der Menſchen einziehende Geiſt Gottes wird ihnen als Geiſt des Vaters und des Sohnes angekündigt. Sie ſollen dieſen Geiſt in ſich ſelbſt erkennen, nämlich in der Gemeinde der Gläubigen, der Richterin der Welt bis zum Ende der Dinge.

Die ganze Erſcheinung und Predigt Jeſu hat ohne dieſen Gedanken keinen Sinn. Es wird ſich auch zeigen, daß dieſer Gedanke immer das Lebenwirkende und Lebendige geweſen iſt in der Entwickelung des Chriſtenthums: und ſo muß es allerdings ſein, wenn das Chriſtenthum eine geſchichtliche und eine ewige Wahrheit iſt: denn die Drei, der Ewige, der Sohn und der Geiſt, ſind das einzige Poſitive: alles Andere iſt übereinkömmlich, abgeleitet, nur für beſondere Zeiten und Zuſtände beſtimmt, und alſo nur bedingt der Wahrheit theilhaftig.

Blicken wir alſo auf die in dieſem Gottesbewußtſein ſich abſpiegelnde Perſönlichkeit Jeſu zurück, ſo iſt die gänzliche Verſchiedenheit Jeſu von allen Religionsſtiftern, welche ihm vorhergingen, gerade von dem Standpunkte unſerer Betrachtung am augenfälligſten. Es iſt einzig und rein göttlich dadurch, daß es nur reines Selbſtbewußtſein ſein will, ohne Beimiſchung. Es iſt nichts in jenen Ausſprüchen, was äußerlich oder von außen hergenommen und zur Ausfüllung des innerlich Erkannten zur Begründung der neuen Religion gebraucht wäre. Der Glaube der Chriſten hat alſo zwei Angelpunkte: einen feſten, unbedingt maßgebenden Punkt außer ſich, das Zeugniß Jeſu von ſeinem eigenen Gottesbewußtſein, und

einen festen Punkt in sich, nämlich die Zustimmung des Gewissens und der Vernunft.

Dieses durch Jesus begründete Gottesbewußtsein hat zweitens nothwendig seine wesenhafte Erscheinung, obwol eben wie die des Sohnes in Knechtgestalt: nämlich im Leben der Gemeinde, gerade wie der Gedanke seinen nothwendigen Ausdruck sucht und findet in der Sprache.

Wer sich mit diesen Grundwahrheiten hinsichtlich des Bewußtseins Jesu von der Gegenwart Gottes in der Welt durchdringt, wird bald gewahr, welche ungeheure Kraft für das Gute, und für das Böse, durch das Christenthum in die Welt trat. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes im Menschen und in der Gemeinde war eine Gotteskraft: aber welchen Kampf mußte es entzünden, welche bisher unbekannte Gefahren mußte ein Abweichen von dieser Harmonie der drei Faktoren der Geschichte nothwendig mit sich bringen! Das Christenthum kann nur als Religion des sittlichen Geistes aufbauen und erhalten. Ohne das Festhalten sowol der Ewigkeit des Vaters, des unendlichen Faktors, als der Einzigkeit des Sohnes, der vollendeten reinen Persönlichkeit des Erlösers, und der Heiligkeit des Geistes, und der Gemeinde als dessen sichtbaren (und doch unsichtbaren) Organs, kann das Christenthum nur hemmen und zerstören. Es wird durch eine Störung dieser Harmonie entweder ins Judenthum oder ins Heidenthum zurückfallen: aber da es, auf der andern Seite, doch die Bibel, insbesondere das Evangelium anerkennen, und Vater, Sohn und Geist als den offenbar gewordenen Ewigen bekennen muß; so werden weltzerstörende Zuckungen eintreten, und Widersprüche entstehen, die, durch verhängnißvolle Nothwendigkeit auf die äußerste Spitze getrieben, Alles überbieten, was Judenthum oder Heidenthum in ihrem Verfalle gebildet und hervorgerufen.

Erste Abtheilung.

Das Gottesbewußtſein der verfolgten Gemeinde der Arier und ihrer Propheten.

Einleitung.

Die Uebergangszeit. Das Bewußtſein der Apoſtel Jeſu und der erſten ſemitiſchen Gemeinden von Gott in der Geſchichte.

Das erſte chriſtliche Jahrhundert gehört überwiegend, zum Theil ausſchließlich, dem Hebraismus an. Die Apoſtel und ihre Glaubensboten waren Juden, und da Jacobus, Petrus, Paulus und Johannes das ganze Jahrhundert beherrſchten, ſo waren auch die Judenchriſten großentheils der Grundſtamm der Gemeinden, in Antiochien wie in Jeruſalem. Die griechiſchen und römiſchen Arier waren ebenbürtige Genoſſen, aber ſie lehnten ſich allenthalben mehr oder weniger an das Judenthum an. Der Sabbath wurde neben dem Sonntag („dem erſten Wochentage") gefeiert: bis zur Zerſtörung Jeruſalems beſuchten die Judenchriſten den Tempel, und nahmen Theil

im Lebenselement. In Jerusalem und in Judäa überhaupt fand [illegible], der [illegible] des Herrn [illegible] über den Bereich.

Was nun die Apostel im Allgemeinen betrifft, so [illegible] sie ihr [illegible] in der [illegible] der Gemeinden. Sie bewirkten die [illegible] des Geistes mit ihrem geistlichen Reiche [illegible] dadurch, daß sie die innern [illegible] Wesen ver[illegible] und den [illegible] Gericht [illegible], und daß sie den Glauben an das Evangelium durch ihr Leben [illegible] und [illegible]. Aber sie grün-deten [illegible] die Gemeinden, in der Kraft des über sie gekommenen Geistes.

Von den zwölf Aposteln haben wir zwar einen geschicht-lichen [illegible] und dadurch eine persönliche, weltgeschicht-liche, [illegible] Bedeutung, Petrus und Johannes: [illegible] die große Nachkommenschaft, Paulus [illegible]. Petrus ist die Verkörperung der ersten [illegible], die in Jesu allein ihre vollkommene [illegible] finden: Gemeinde, Glaube, Liebe. Die Bildung menschlicher nicht jüdischer oder hellenisch-römischer Gemeinden ging [illegible] aus [illegible] Vereinigung mit [illegible] der Gläubigen, welche, auf dem Grund des Glaubens an den Sohn Gottes, sich als geistliche Gemein-schaft erkannten: eine vom Geiste [illegible] Gemeinde, in diesem Geiste und in jener Liebe sich selbst [illegible], örtlich und volklich getrennt, aber eins im Glauben über die ganze Erde. Die Gemeinde gedachte [illegible], [illegible] im Geiste wollen, ihren Hel-fern und Aufsehern: sie [illegible], des höchsten Richters und seiner Ankunft gewärtig. Dieses ist die urevangelische Idee der Gemeinde, der Sammlung der Gläubigen zu einem aus-erlesenen Häuflein, bereit den als Weltrichter nahenden Erlöser zu empfangen. In dieser Gemeinde die mit neuem

Geiſte zu durchdringenden Grundverhältniſſe des Lebens, der Gatten, der Aeltern und Kinder, der Herren und Sklaven, der Gläubigen und der Obrigkeit, zu ordnen, nach jüdiſcher Sitte wo es anging, aber in Chriſti Geiſt, das war des Petrus Werk: davon zeugt namentlich das längere Rundſchreiben des Apoſtels. Petrus ſtarb den Tod des Bekenners in der Weltſtadt, noch ehe der Fall Jeruſalems und die Zerſtörung des Tempels den Chriſten den Sinn der Worte Jeſu über das Ende der Welt klarer gemacht hatte. Aber ſeine Weltanſicht und die vorherrſchende Richtung, welche er der Gemeinde als einer regierenden und richtenden Anſtalt und Einheit gegeben, war die erſte, welche in der irdiſchen Entwickelung der Chriſtenheit Wurzel ſchlug.

Der Grundgedanke der zweiten Entwickelungsreihe war, daß das aus den Gemeinden der Chriſten hervorgehende Leben vor allem Andern auf die Ausbildung der perſönlichen innern Geſinnung hingehen müſſe, und daß es in dieſer Geſinnung ſtehe, und nicht in irgend welchen äußerlichen Werken als ſolchen, ſei es der Anbetung oder auch der Erweiſung der Liebe und Barmherzigkeit. Dieſen Beruf nun faßte Paulus vorzugsweiſe ins Auge. Er entwickelte den Gedanken für die damaligen Verhältniſſe und Bedürfniſſe der jungen Gemeinden in einem ſolchen Geiſte der Allgemeinheit, daß ſich die ewige Idee Chriſti darin Jedem erkenntlich, und allen Zeiten als Muſter abſpiegelt. Dem großen Apoſtel der Heiden war geſchriebenes und ungeſchriebenes Geſetz nicht allein gleich, gegenüber dem Evangelium, ſondern er erkannte auf ſeinem dornenvollen Pfade immer mehr, daß der wahre Fruchtboden der Botſchaft der ewigen Liebe die heidniſchen Stämme und Völker ſeien, nicht das durchs Ritualgeſetz gebundene und dadurch von der übrigen Menſchheit ſchroff getrennte und

aller Verreinigung abholde Judenthum. Jene waren durch keine geſetzliche Schranken beengt; ihre ſittliche Befreiung war durch keine prieſterliche Anmaßung oder Herrſchaft über den Geiſt gehemmt, durch keine als Geſetz des Ewigen geltende Einrichtungen erſchwert; ihr Gottesbewußtſein war durch keinen Volkgottesſtolz verſtockt, ſondern ein nur verweltlichtes Menſchheitthum. Sie hatten Sehnſucht nach Erlöſung des Geiſtes, und Glauben an die Menſchheit. Voran ſtanden die Kinder des Geiſtes, die Hellenen, dann kamen die ernſten, der Wirklichkeit zugewandten Römer: aber auch die Barbaren waren nicht ausgeſchloſſen. Um ſo rührender iſt des Paulus treue Liebe zu den Juden, denen er, obwol nicht Paläſtiner, ſondern Cilicier, angehörte und mit Liebe anhing. Seine Liebe ſchaute die einſtige Bekehrung der Juden und die volle Vereinigung der beiden getrennten Familien des Einen Hauſes im Geiſte: nach langen Kämpfen, die er im ahnenden Geiſte kommen ſah. Die ihm vorliegende Gegenwart behandelte er nach ſeinem oberſten Grundſatze — dem Glauben — d. h. der freien, innern Zuwendung des Gemüthes zur Lehre und zum Leben des Evangeliums. Von innen heraus allein mußte das Chriſtenthum ſeinen Weg durch die Welt machen: ſo ſollte es auch die Abſchaffung der Sklaverei und die Einheit der Ehe herbeiführen. Er ſah voraus, daß die Monogamie, und die ſtrenge, nur durch den Tod (leiblichen oder geiſtigen) auflösbare Ehe, mit Nothwendigkeit und von ſelbſt ſich aus der chriſtlichen Würde der Frau entwickeln mußten: erſt dann konnte die Lehre Chriſti von der Gleichheit von Mann und Frau vor Gott, und von der heiligen Einheit der Ehegatten innerlich verſtanden werden. Nun hatte ſich aber die heidniſche und auch die jüdiſche Frau noch nicht als gleichberechtigte ſittliche Perſönlichkeit geltend gemacht. Wer jedoch ein Ge-

meindeälteſter ſein wollte, mußte dem Geiſte der Lehre Chriſti gemäß leben. Eben ſo ſah Paulus das Aufhören der Sklaverei an als eine nothwendige Folge des Erlöſungstodes Chriſti. Jeſus hatte alle ſeine Brüder zur Freiheit geweiht und berufen: allein erſt mußten die Sklaven innerlich frei werden von der Sünde, und ein höheres Ziel ſich vorſetzen als die äußerliche Freiheit. Das Großartigſte dabei iſt, daß ihm, eben wie dem Petrus, dieſes fortgehende Werk der Heiligung des Menſchengeſchlechts, ganz unabhängig war von der Anſicht über die Nähe oder Ferne des Weltendes. Chriſtus kommt, und kommt als Weltrichter, das genügt: alſo heiligt euch (ſo lautet des Paulus Ruf) und umgeſtaltet Alles was in eurer Macht ſteht zu ändern, nach dem Vorbilde der Menſchwerdung Gottes in Jeſu. Ueber die erwähnte Nähe des Endes der Welt ſprach er nur perſönliche Ahnungen aus: dieſer Punkt lag ſeinem Geiſte wie ſeinem Berufe ferner.

In dieſen Gedanken der Zukunft nun vertiefte ſich bald nach Petrus und Paulus Tode der Jünger der Liebe. Der Seher der Apokalypſe ſchaute mitten unter Verfolgung und am Vorabende des Falles Jeruſalems, wie die Staaten, insbeſondere das römiſche Weltreich, von einem Reiche der Gewaltthätigkeit und Tyrannei, des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit, des Haſſes und Neides, ſich umgeſtalten ſollten und würden zu einem Gottesreiche auf Erden, deſſen Grundſatz Liebe, und in der Liebe Freiheit wäre.

Als vor drei Jahrhunderten die edelſten Geiſter und Völker das Verlangen nach einem geiſtigern, innerlichen Chriſtenthume und Befreiung von Prieſterherrſchaft empfanden und ſich zum freien Evangelium und zu dem Heilande perſönlich hinwandten, da ward Paulus ihnen der Apoſtel des Glaubens in der gemeindlichen Ordnung, und trat als erſter

Ausleger des Evangeliums und als Führer der Gemeinde wieder vor die Menschheit. Als Apostel unserer Zeit kündigt sich jetzt allen Herzen Johannes an, der Apostel der Liebe für die im Glauben an ihren Heiland stehende Gemeinde. Wie die Reformation nur die Befreiung des Geistes von Priesterherrschaft durch den Glauben sich vorsetzte, so tritt nun jene Idee des tausendjährigen Reiches an die Menschheit heran, als des Reiches, in welchem Christus auch das Staatliche und Völkliche regiert. Eine besonnene Auslegung der Apokalypse in Verbindung mit dem johanneischen Evangelium und dem ersten Sendschreiben, zeigt, daß die weitverbreitete Ahnung, wie dieses Reich uns und unsere Kinder unmittelbar angehe, im Wesen nicht auf Täuschung beruht. Denn was ist das Wesentliche darin? Die Apokalypse stellt in weltgeschichtlicher Sprache die Forderung auf, und zwar als unwiderrufliches Gebot der Weltordnung, daß das ganze völkliche und staatliche Leben der christlichen Gesellschaft sich umgestalte zur Freiheit auf dem Grunde frei dienender Brüderliebe. Das ist geschehen, das heißt, dazu ist seit drei Jahrhunderten wieder ein mächtig fortschreitender Anfang gemacht. Aber ist die Erfüllung wahr im Vergangenen, so ist in jenem Gesichte auch noch eine große weltgeschichtliche Zukunft verborgen: eine göttliche Warnung für die Einen, ein himmlischer Trost für die Andern. Diejenigen Nationen und Staaten, welche das Evangelium mit dem Munde bekennen, in ihrem Thun aber mit Füßen treten, werden untergehen in einer heranziehenden großen Weltumwälzung, welche die des römischen Reiches an Furchtbarkeit wie an bewußter Schuld weit übertreffen muß.

Das war der Erstling von des Apostels Glauben an die Gegenwart Gottes in der Geschichte. Aber Johannes über-

lebte die Zerstörung Jerusalems, welche, nach der vorherrschenden Ansicht der apostolischen Gemeinden, das erste Gericht Christi und das Zeichen seiner Rückkehr sein sollte. Die fast ausschließlich judenchristliche Muttergemeinde in Jerusalem verlor ihren Einfluß durch die Eroberung der Stadt: unter Hadrian hörte sie ganz auf. Antiochien mit seiner von Anfang an arisch gemischten Gemeinde trat an die Spitze des christlichen Bewußtseins. Indem so der arische Geist in Kleinasien, in Griechenland und in Rom die Oberhand gewann, entzündete sich aus der Zerstörung Jerusalems das Bewußtsein jener Fortdauer der göttlichen Weltordnung auf dieser Erde, welche der Seher der Apokalypse im dunkeln Gesichte geschaut. Damit war der Beruf gegeben, die Neue Welt auf unserer Erde zu gestalten nach dem Bilde und im Geiste des Erlösers. Für diesen Zweck ergänzte und berichtigte Johannes noch kurz vor seinem Tode die unterdessen Eigenthum der Gemeinden gewordenen Evangelien der Glaubensboten oder ersten apostolischen Missionare. Indem er den historischen Rahmen des Lebens Jesu im Lehramte gab und den Aeltesten der kleinasiatischen Gemeinden überlieferte, hinterließ er zugleich ihnen und allen Gemeinden und Zeiten die tiefern Reden des göttlichen Lehrers; welche in jenen katechetischen Ueberlieferungen nicht enthalten waren.

Als Johannes bald darauf, gegen Ende des Jahrhunderts, in Ephesus starb, waren die Gemeinden, insbesondere das in ihnen bereits vorherrschende arische Element derselben, ganz und gar auf die Leitung des Geistes Derjenigen angewiesen, welche Jesus weder gesehen noch gehört hatten. Ihr selbständiges Leben hebt also mit dem Anfange des zweiten christlichen Jahrhunderts an, wie das selbständige Leben der

Apoſtel mit dem Heimgange des Meiſters zu ſeinem himmliſchen Vater beginnt.

Die ausſchließlich judenchriſtlichen Gemeinden der Chriſten in Paläſtina ſtarben aus, indem ſie ſich als Nazarener von dem großen Strome des weltgeſchichtlichen Chriſtenthums abtrennten. An die Stelle der jüdiſch-chriſtlichen Gemeinde Jeruſalems trat in der neuen Stadt, Aelia Capitolina, eine heidniſch-chriſtliche, und ein Heidenchriſt, Marcus, ward ihr erſter Biſchof. Der bereits oben erwähnte Sulpicius Severus ſagt bei Erwähnung des auf jene Jacobusgemeinde ausgedehnten Verbotes, durch welches Hadrian nach dem Aufſtande des Barkochba allen Juden den Aufenthalt in Jeruſalem unterſagte, die merkwürdigen Worte, welche von weltgeſchichtlicher Wahrheit ſind (Hist. Sacr. II, 31):

„Dieſes kam der chriſtlichen Religion zu ſtatten, weil damals faſt alle (Chriſten Judäas) an Chriſtus als an Gott glaubten unter Beobachtung des Geſetzes. Es war nämlich unter göttlicher Fügung ſo geordnet, damit die Dienſtbarkeit unter dem Geſetze von der Freiheit des Glaubens und der Gemeinde hinweggenommen würde.“

Dieſes tiefe Wort gilt von allen judenchriſtlichen Gemeinden. Außer den neuteſtamentlichen Pflanzern und Pflegern des chriſtlichen Gottesbewußtſeins hören wir durchaus von keiner bedeutenden judenchriſtlichen Perſönlichkeit weder im erſten, noch im zweiten und dritten Jahrhunderte. Der ariſche Geiſt, befruchtet durch die ſemitiſche Erkenntniß Gottes als des Ewigen, und durch den Glauben an ſeine erlöſende Erſcheinung im Menſchen, trat mit dem vollen Bewußtſein der heiligenden Gegenwart Gottes in der Gemeinde mit nie geahnter Kraft unter blutigen Kämpfen in die Weltgeſchichte ein.

Erster Abschnitt.

Das bibliſch-apoſtoliſche Gottesbewußtſein der verfolgten Gemeinde.

Mehr als volle zwei Jahrhunderte war die Chriſtengemeinde m römiſchen Weltreiche eine verfolgte, und als ſolche die eilige Opfergemeinde Gottes. Denn ſie vertrat die frevelhaft erhöhnten unveräußerlichen Rechte der Menſchheit, die Freiheit es Gewiſſens und ſeines Bekenntniſſes, gegenüber ihrem all-ächtigen Feind, dem Cäſarismus. Nach dem Untergange der idiſchen Hierarchie hatte ſich das römiſche Kaiſerthum, der Uni-erſalerbe aller andern Gewalten und aller Volksrechte, als Gott uf der Erde aufgerichtet, und den erſten großen europäiſchen ilitär- und Polizeiſtaat gegründet, mit der Lüge der Geſetz-chkeit freier Regierungsformen an der Stirn und dem ge-hwungenen Schwerte in der Hand. Warum wollten die hriſten ihre Knie nicht beugen vor den Göttern des Erd-eiſes? warum nicht einige Körner Weihrauch anzünden vor es Kaiſers Bildniß? Das Blut der Bekenner, der ſtandhafte i freudige Tod von Zeugen des Geiſtes wie Ignatius von ntiochien und Polykarp von Smyrna, zeigte den Gemeinden

und der Welt den Sieg „des Glaubens, welcher die Welt überwindet". Die Menschheit begann sich wieder zu achten: Weiber und Sklaven beschämten Senatoren und Richter.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Bewußtseins von Gott in der Welt, welches sich in diesen Kämpfen und in der innern Gestaltung des Gemeindelebens entwickelte, werden wir in folgender Ordnung zur Anschauung zu bringen suchen. Wir werden zuerst die daraus hervorgehenden Keime der Herstellung einer sittlich freien staatlichen Gemeinde in der sich selbst gesetzlich regierenden Christenheit betrachten: dann die Umgestaltung des Anbetungsbegriffes und die daraus hervorgehende wahre Natur der Gottesverehrung, endlich die Anfänge der Offenbarung des Geistes im geschriebenen Worte, oder das christliche Prophetenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts. Wie die beiden ersten Entwickelungsreihen überwiegend arisch sind, so ist es diese letzte ausschließlich.

Das Gottesbewußtsein in der Verfassung zeigte sich gleich anfangs in der Beseitigung der Idee eines Khalifats, eines in der Familie von Jesu fortgehenden erblichen Nachfolgerthumes, mit Jerusalem als der heiligen Stadt. Zwei der Brüder Jesu waren einander bei der Gemeinde in Jerusalem gefolgt, Jacobus und Judas: der Nachfolger des letztern scheint ebenfalls einer der Brüder gewesen zu sein. Die gründliche Zerstörung Jerusalems durch Hadrian machte dieser jüdischen Richtung ein Ende, wie überhaupt jener beschränkten Ansicht der Christenreligion als eines reformirten Judenthums mit fortbestehendem gesetzlichen Zwange und allem Drucke des Ritualwesens. Hätte diese Ansicht obgesiegt, so würde das Christenthum mit Jerusalem untergegangen sein, oder als jüdische Sekte mit Zulassung der übrigen Menschheit zu „Proselyten der Gerechtigkeit" ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Daß diese

gung aller ungeistigen semitischen Formen nicht zu-
war, sondern aus dem innersten Leben der Gottes-
de floß, beweist die Verfassung, welche sich in den
hen Gemeinden, wie mit göttlichem Triebe, alsbald über
nzen Erdkreis entwickelte.
ußerhalb Palästinas hatte sich nämlich von Anfang an,
)end von Antiochien, der wahren Hauptstadt Asiens, auf
einestheils der Synagogeneinrichtung, anderntheils des
schen freien Municipallebens, aus der Einheit des Gottes-
itseins ein trotz äußerer Verschiedenheiten einheitlicher
der allgemeinen christlichen Gemeinde gebildet. Ein Senat
Aeltesten" verwaltete die gemeindlichen Angelegenheiten,
ützt durch die Diakonen in Armen- und Krankenpflege:
ine gesetzgebende Maßregel konnte gefaßt werden ohne Zu-
ung „der Brüder", gerade wie es bei der apostolischen
mlung in Jerusalem gehalten war, wo „der Geist Gottes"
Beschlusse der vollen Versammlung, der Gemeinde, sich
cht (Apostelg. XV, 22, 28). Der Geist der Christen-
eb unbeirrt von dem spätern Treiben der rückläufigen
risten und den zeitweiligen Schwankungen von Petrus,
dem innerlichen Widerstreben des Jacobus. Schon zu
es Zeit hatte sich gegen Ende des ersten Jahrhunderts
dürfniß herausgestellt, an die Spitze einer Stadt-
e einen verantwortlichen Führer zu haben, welchem
n gewöhnlichen griechischen Namen der Verwaltungs-
Episcopus (Superintendens, Aufseher) beilegte. So
ir also bei den meisten historischen Gemeinden schon
ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts Bischöfe an
tze: aber mit den Aeltesten zur Seite, und mit voller
nung der Oberhirtlichkeit der Gemeinde der Brüder.

Dieſe Ordnung war gemäß dem oben bereits betonten Ausſpruche des Herrn:

„Höret er dich nicht, ſo nimm noch Einen oder Zwei zu dir, auf daß alle Sache beſtehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er dieſe nicht, ſo ſage es der Gemeinde: höret er auch die Gemeinde nicht, ſo halte ihn als einen Heiden und Zöllner. Wahrlich ich ſage euch, was ihr auf Erden binden werdet, ſoll auch im Himmel gebunden ſein, und was ihr auf Erden löſen werdet, ſoll auch im Himmel los ſein.“ (Matth. XVIII, 16—18.)

Was alſo die verfaſſungsmäßige Gemeinde in Gottes Namen freiſpricht oder verurtheilt, wird im Geiſte Gottes geurtheilt ſein und als richtig ſich bewähren. In dieſem Sinne verſtand und übte die Gemeinde den wahren Sinn jenes Spruches von den Schlüſſeln, und das iſt das Gottesbewußtſein der apoſtoliſchen Zeit.

So waren denn die Elemente des vollkommenen Staates dieſelben, welche die größten Philoſophen des Alterthums als Verbeſſerung der demokratiſchen oder ariſtokratiſchen Republik und als Schutz gegen den Despotismus dargeſtellt hatten, dabei zugleich ſich nicht verbergend, daß eine ſolche Vereinigung etwas mehr zu Wünſchendes als zu Hoffendes ſei. Die alten Biſchöfe ſind Vorbild und Vorgänger des germaniſchen Königthums, welches in England zur vollen Durchbildung in einem Weltreiche gelangt iſt: frei in ihrer Sphäre, aber in der Gemeinde ſtehend.

Die Gemeinde kann hiernach gar wol als „Mutter“ gedacht werden, wie die Hauptſtadt einer ſtaatlichen Gemeinde bei den Griechen Metropole (Mutterſtadt) heißt. Aber mit jenem Worte iſt der Geiſt Gottes gemeint, welcher jener Gemeinde einwohnt. Das Wort für Geiſt iſt im Hebräiſchen und Aramäiſchen weiblich, weshalb auch im Evangelium der Hebräer, welches in Chriſti und der Jünger Landesſprache verfaßt war, Jeſus

dieſen Geiſt „ſeine Mutter" nennt. Es iſt die göttliche, ewige Kraft gemeint, welche das Ganze zuſammenhält, indem ſie die einzelnen Mitglieder und die einzelnen Gemeinden zu der Einheit einer Gottesgemeinde aufbaut. Hiernach iſt eine der ſchwierigſten Stellen der Apokalypſe zu erklären. Wer iſt in der Offenbarung (XII, 1—6) die mit ſtrahlender Sternenkrone aller zwölf Stämme geſchmückte ſchwangere hohe Frau, welche ſich in die Wüſte rettet? und wer iſt das Kind, das durch göttlichen Schutz der Verfolgung entrückt wird? Offenbar nicht Maria und Chriſtus: denn Chriſtus iſt längſt zum Vater heimgekehrt, der Fall Jeruſalems ſteht vor der Thür. Die Mutter wird während der ſchlimmſten Zeit beſchützt: ſie iſt alſo die jüdiſche Chriſtengemeinde, die Muttergemeinde für die zerſtreuten Gläubigen der zwölf Stämme und ihre Genoſſen. Sie iſt in der That die Muttergemeinde der Heidenchriſten, aber erſt dieſe Gemeinde der Völker wird die Welt überwinden. Dieſe nun iſt das in den Himmel entrückte Kind, welches „die Heiden mit eiſernem Zepter" regieren wird. Noch iſt ſie Kind: aber in ihr iſt der volle, wahre Chriſtus geboren, der Erneuerer der Heidenwelt, der Beſieger der Weltherrſcher, welche nach dem Geſicht Jeruſalem zerſtört haben, und bald in der That zerſtören werden.

In dieſem Sinne alſo iſt die Gemeinde Mutter, wie die göttliche Geiſteskraft, welche ſich in ihr offenbart. Nie aber heißt der Biſchof, auch der größten Gemeinde, „Vater" (Abbas, Papa); es ward empfunden, daß dieſes im grellſten Widerſpruche ſtehen würde mit jenem ausdrücklichen Verbote des Herrn an ſeine Jünger, keinen Menſchen „Vater" zu nennen.

Es liegt ſchon in der Idee der geſetzlichen, regierungs- und bildungsfähigen Freiheit an ſich ein Gottesbewußtſein: denn

dieſe Freiheit iſt das von Gott ſelbſt geſteckte Ziel der Menſchheit, als die einzige ſittliche Form der Regierung menſchlicher Gemeinſchaften. Aber dieſes Gottesbewußtſein trägt ſein göttliches Siegel noch ſtärker auf der Stirn, wenn die angeſtrebte Freiheit unmittelbar die des Geiſtes, wenn das Ziel die Bewährung jener Freiheit des Gewiſſens und ihrer Bethätigung im Gottesdienſte iſt, ohne welche dem Chriſtenthum, als der wahren Religion, die Lebensluft fehlt. Daß der Gottesgeiſt, nach Jeſu Verheißung, bei jener Geſtaltung der Gemeinde war, zeigt ſich dadurch, daß dieſer Typus der Verfaſſung ſich erhielt nach der Jünger Tode, trotz der umbildenden Entwickelung. Die alte chriſtliche Gemeinde iſt nie ohne das Amt geweſen, d. h. des Regierens: denn das Reden (alſo Predigen) in der Gemeinde, ſteht allen Brüdern frei, ſo wie beim Abhalten des Liebesmahles alle Aelteſten, unterſtützt von der Handreichung der Diakonen, gleiches Recht hatten. Die Aufnahme von Gemeindegliedern war ebenfalls eine Gemeindehandlung: die Ablegung des Taufgelöbniſſes war perſönliche Handlung vor ihr, unter Leitung der Aelteſten, mit Berufung auf die Gemeindeglieder, welche den Täufling während der mehrjährigen Prüfungszeit gekannt und beobachtet hatten: das Siegel der Aufnahme war die Zulaſſung zum Brudermahle. Bei der Taufe ſelbſt gelobte der Jünger am Glauben zu halten, wie ihn die Gemeinde kannte. Die urkundlich älteſte Form iſt die in der Kirche von Alexandria damals übliche, welche wörtlich auf folgende älteſte Faſſung zurückkommt*):

Ich glaube an den einigen, wahren Gott, allmächtigen Vater:
Und an ſeinen eingeborenen Sohn, Jeſus Chriſt, unſern Herrn und Heiland:
Und an den heiligen Geiſt, der da Leben gibt.

*) „Hippolytus“, 2. Edition, V. I, p. 97.

Aus dieſer allmälig erweiterten Taufformel erwuchs erſt im fünften Jahrhundert das gottesdienſtliche Credo, oder das ſogenannte apoſtoliſche Glaubensbekenntniß.

Dieſes Bild der Gemeinde, als der erſcheinenden Wohnung des heiligen Geiſtes ſpiegelt ſich weltgeſchichtlich ab in der Einrichtung des Gottesdienſtes. Der gottesdienſtliche Raum war ein Saal: ſeine ſchönſte, geſchichtliche Darſtellung iſt die Baſilika, der Volks- und Gerichtsſaal der Alten Welt, mit der Richterbühne am Ende. Alſo der Typus der bürgerlichen (nach gewöhnlichem Sprachgebrauche, der weltlichen) Gemeinde war was ſich der Geiſt des chriſtlichen Volkes erwählte, nicht die jüdiſche Tempelform. Der Verſammlungsort der bürgerlichen Gemeinde wird bedeutſam, die heilige Stätte der religiöſen: aber Tempel Gottes iſt die Gemeinde ſelbſt, das Wohnhaus des heiligen Geiſtes, das wahre Heiligthum. Im hintern Ausbau der Baſilika ſaßen ſtatt der Richter, die Aelteſten: für den Biſchof, wo ein ſolcher war, ward ein erhöhter Seſſel (Kathedra) in der Mitte des Ausbaus (der Apſis, Tribune) aufgeſtellt.*) Von jenem Ausbau aus, wo die Sitze waren, oder, bei der Abendmahlsfeier, ein wenig weiter vorwärts, vom Communionstiſche her, redete der Prediger. Von da hatte der Sprechende die ganze Gemeinde vor ſich, wurde von Allen geſehen und ſprach mit Leichtigkeit Allen vernehmlich. Aber das Weltgeſchichtliche iſt und bleibt, daß aus dem Tempel nun nicht blos eine, unter und neben dem Tempel von Jeruſalem beſtehende, Schule (Synagoge, Verſammlungsraum) geworden war, ſondern ein ſelbſtändiges Heiligthum, deſſen Mitte die Gemeinde füllte, nicht die Prieſterſchaft, und in deſſen Hintergrunde nicht das verhüllte oder durch eine Wand getrennte Bild

*) Bunſen, „Die Baſiliken".

oder Symbol der Gottheit ſtand, ſondern die Sprecher der Gemeinde, die Verkündiger der frohen Botſchaft ſaßen. Wenn das Brudermahl beginnen ſollte, geſellten die Mitglieder des Vorſtandes ſich zu der Gemeinde: der Tiſch des Gemeindemahls ſtand im Schiffe der Baſilika, zwiſchen Volk und Geiſtlichkeit, zwiſchen der Gemeinde und Denen, welche den heiligen Dienſt bei ihr hatten.

Alſo die gegenwärtige Gottheit der anbetenden Gemeinde war der Geiſt, ſeine Darſtellung die erſcheinende und doch nicht perſönlich dargeſtellte Gemeinde, die Gottesträgerin. Sie war die ihrer Naturſymbolik entkleidete Weltträgerin des Furchtbaren, die Eſche der Germanen, eben ſowol als ſie die Weſenheit der von ihrer Thierſymbolik befreiten Bundeslade der Stiftshütte war. Gott, der bewußte Geiſt, war in der Gemeinſchaft offenbar geworden. Das war die wahrhafte Gegenwart Chriſti, das der wahre Leib des Herrn. Der Geiſt des Ewigen und der Geiſt des Sohnes ſchwebte über der Gemeinde. In dieſem Bewußtſein der unmittelbaren Gegenwart Gottes in der Gemeinde legte der im Glauben Unterrichtete und Gläubiggewordene ſein Gelübde ab: in dieſem Bewußtſein erneuerte ſie ſelbſt das Gelöbniß beim Brüdermahle und gab den eigenen Willen hin, in dankbarer Erinnerung an den erlöſenden, befreienden Tod Jeſu. Aus einem Abendmahle war dieſe Feier, wol auf Paulus Rath und durch die Macht des Geiſtes, ein Morgenmahl geworden, und allmälig, ganz getrennt von den Agapen oder Liebesmahlen, ein ſymboliſcher Genuß von Brot und mit Waſſer gemiſchtem Wein. Mit ſeiner ſonntäglichen Feier verknüpfte ſich das geiſtige Lob- und Dankopfer, anſchließend an das von Chriſtus nur gehobene und vergeiſtigte Lob- und Dankgebet, welches der jüdiſche Hausvater beim Brechen des Brotes, und ſpäter,

nach dem Hauptessen, beim Vertheilen des Weines sprach. Dieser Dank aber gipfelte in dem geistigen Opfer, dem Hingeben des eigenen, selbstsüchtigen, endlichen Willens in den göttlichen. Sein Ausdruck war noch später (wenigstens bis zum fünften Jahrhundert) ein freies Gebet: es durfte nicht abgelesen werden: der Aelteste, welcher den Geist des lauten, gemeindlichen Gebetes nicht hatte, sprach nach der Pause stillen Gebetes den Segen, das Gebet des Herrn, als Segnung und Weihung der Gemeinde, welche dem Ewigen sich heiligen, d. h. weihen, ganz und gar ergeben wollte. Diesem Gebete des Herrn (den Bitten des Vaterunsers) antwortete die Gemeinde durch die sogenannte Doxologie (Lobpreisung), welche deshalb in den spätern Handschriften der Evangelien als Schluß des Gebetes des Herrn dem ursprünglichen Texte hinzugefügt wurde. In den drei ersten jener Bitten war Alles zusammengefaßt, was in dem Augenblicke feierlichsten Gelöbnisses jedem Anbetenden in der Seele wohnte:

Geheiligt werde dein Name:
Dein Reich komme:
Dein Wille geschehe auf Erden wie (er geschieht) im Himmel.

Darin liegt der Kern des ganzen christlichen Bewußtseins von Gottes Gegenwart und Wirkung in der Geschichte!

Schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts ward bei diesem Gemeindegottesdienste ein christlicher Hymnus gesungen, welcher kein anderer sein kann als der im zweiten Jahrzehende von Plinius in seinem Bericht an Trajan erwähnte. Es ist das sogenannte Gloria der westlichen Kirche. Die Handschrift der griechischen Bibel im britischen Museum, die griechischen Kirchenbücher, und die der lateinischen (in welche

Hilarius 380 ihn einführte), geben ihn in verschiedener Weise, und aus ihrer Kritik ergibt sich folgender älteste urkundliche Text*):

Ehre sei Gott in der Höhe,
Und auf Erden Friede unter den Menschen des Wohlgefallens.

Wir preisen dich, wir loben dich, wir beten dich an:
Wir danken dir für deine große Herrlichkeit.
O Herr, himmlischer König, allmächtiger Vater;
O Herr, Herr Gott! Eingeborener Sohn:
Jesus der Christ!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser!
Der du hinwegnimmst die Sünden der Welt:
Erbarm dich unser, nimm an unser Gebet.
Der du sitzest zur Rechten Gottes, des Vaters:
Erbarm dich unser.
Denn du allein bist heilig:
Du allein bist der Herr, Jesus der Christ,
Zur Verherrlichung Gottes des Vaters:
Amen!

„Sie singen früh ein Loblied dem Christus als einem Gotte", sind Plinius Worte: „Morgenhymnus" heißt der Gesang bei der ältesten griechischen Kirche. Der Inhalt des hier in seiner ursprünglichen Form dargestellten Lobgesanges der Kirche des Morgenlands entspricht jener Bezeichnung des Plinius. Christus ist mit dem Ewigen der Gegenstand der Anrufung und des Preises: die Erwähnung des heiligen Geistes ist nachweislich ein späterer Zusatz. Er ist eben der durch den Mund der Gemeinde redende, jener Gemeinschaft des Vaters und Sohnes bewußte Gott. Die beiden ersten Verse (der

*) „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 50. (Third Book of the Church and House Book.) Vgl. die deutsche Ausgabe, II, 97 fg.

Lobgesang der Engel bei Lucas II) sind gleichsam der Text zu dieser erweiternden, christlichen Begeisterung: die Form ist die der jüdischen Psalmodie: es ist ja semitischer Geist, der hier dichtet.

Von gleichem Alter, oder gewiß nur wenig jünger ist die sogenannte Doxologie, welche bis zum nicänischen Concil in einer doppelten Form gebräuchlich war:

Ehre sei dem Vater in dem Sohne durch den heiligen Geist.

Oder:

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste.

In diesen urkundlichen Formeln der anbetenden Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts offenbart sich das treue Halten an die im Evangelium ausgesprochene Einheit des Ewigen mit der vollkommenen, endlichen Persönlichkeit Jesu und mit der Gemeinde der Gläubigen, welche die ganze gläubige Menschheit umfaßt. Sie sprechen also das vollste Bewußtsein der wesentlichen und maßgebenden Gegenwart des Göttlichen in dem Menschengeiste aus, nach jener Doppelheit der Person und der Gemeinde.

Derselbe rein schöpferische Geist offenbart sich auch in der Gestaltung der einzelnen Bestandtheile und Anordnung der neuen Anbetung der Menschheit. Suchen wir uns Rechenschaft zu geben von Dem, was zu einem besonnenen, gottbewußten, gesunden Gottesdienste vom Standpunkte jenes Bewußtseins Jesu gehört; so müssen wir als Gipfel wol jenes Gelübde der dankbaren Liebe ansehen. Das Wesen des Christenlebens ist Hingebung in den göttlichen Willen, die fortdauernde Erneuerung dieses Gedankens in dankbarer Liebe ist was uns noth thut, bei der fortdauern-

den Einwirkung der Selbstsucht, Sinnlichkeit und Welt, und bei den täglich sich erneuernden Anforderungen, welche jeder menschliche Beruf an die Opferwilligkeit des gottergebenen Menschen macht. Damit aber hieraus doch nicht wieder etwas nur Förmliches, also Aeußerliches entstehe, wird die Gemeinde zweierlei bedürfen: geistige Belehrung und sittliche Anregung. Die Belehrung wird sie aus der heiligen Geschichte der Menschheit schöpfen, deren Mittelpunkt die Person Jesu, also das Evangelium ist. Dabei aber wird sie Gesetz und Propheten, als die Kunde der vorbereitenden Heilsanstalten Gottes nicht ausschließen. Auch darf die Erklärung und Anwendung dieses überlieferten Wortes durch den Geist nicht fehlen. Der Ausleger wird also Prediger sein: er wird, wie die alten Propheten, den verborgenen Geist aus dem Geschriebenen erwecken und der Gemeinde ans Herz legen. Die Gemeinde endlich wird ihre Zustimmung und ihre Theilnahme in gemessener, einfacher, vernünftiger, also schöner Form aussprechen: sie weiß aus der Schrift, daß der Ewige ein Gott der Ordnung ist, und daß die Geister der Propheten den Propheten unterthan sind.

Alle diese Elemente finden sich nun wirklich im ältesten Gottesdienste zusammen, und zwar in der natürlichsten Ordnung: Verlesung, Predigt, Gelöbniß. Solange Lobgesang, und dabei das feierliche Erinnerungsmahl des erlösenden Todes des Herrn sonntäglich gefeiert wird, wird sich das Lob- und Dankopfer am naturgemäßesten daran anschließen: und so geschah es. Das mit jedem der drei Theile verbundene Gebet wird bald ein stilles, bald ein lautes sein: dieses wiederum bald ein antwortendes Wechselgebet, in Psalmenform, bald nur von dem Vorsteher oder Prediger gesprochen, als im Namen der Gemeinde, welche darauf mit Ausdruck ihres Wunsches und Glaubens (Amen!) antwortet. Jede

ſer Formen hat ihre eigenthümliche Stelle und Beſtimmung. irklich finden ſich alle in der Anbetung der verfolgten Kirche, d zwar mit dem vollen Gottesbewußtſein des Chriſten: denn folgen auf einander in zweckmäßigſter Ordnung. Das Ge- überhaupt wird keineswegs vorherrſchend als Bitte betrachtet, ıdern als Gelöbniß (welches wirklich die urſprüngliche Be- ıtung des griechiſchen Wortes iſt), und alſo überhaupt als preiſendes Bekenntniß des dankerfüllten Herzens.

Wir fragen vergebens nach den Namen der älteſten dner dieſer Feier: und zwar deswegen, weil offenbar die meinde, der gemeinſame Geiſt, dabei thätiger war als Ein- ne: dieſe waren nur ihr Organ.

Die großartigſte Schöpfung auf dieſem Gebiete iſt die ee des heiligen Jahres oder des Gemeindejahrs. Wir den dieſe Anſchauung ſchon im dritten Jahrhundert in ihren ıuptzügen als ein Beſtehendes. Die darauf gegründete An- ɔnung und Einrichtung der Verleſung muß alſo in die An- ıge der ariſchen Gemeinde gehören. Leider iſt auch hier Ausführung in der ſpätern Kirche ſehr unvollkommen: leitende Idee ward nicht in ihrer ganzen geiſtigen Be- ıtung und Tiefe aufgefaßt, als man an das Feſtſetzen ıg. Wir ſtellen ſie rein geſchichtlich dar, wenn wir ihre ıtwickelung in folgender Weiſe ausſprechen.

Der gegebene Mittelpunkt, der Kern jenes geiſtigen Bil- ngsverlaufs, war das Feſt des Leidens, die chriſtliche ıſſahfeier, gebunden an den Vollmond des erſten Mondes, ch der Frühjahrs-, Tag- und Nachtgleiche: wobei man türlich bald den Leidenstag (Freitag), bald den Auferſtehungs- (Sonntag) als Hauptpunkt faſſen konnte. Damit war ingſten gegeben, die Feier jenes großen Ereigniſſes, als rch die Ausgießung des Geiſtes, am funfzigſten Tage (Pente-

koſte) nach Oſtern die Gemeinde gegründet und geweiht wurde. So ſtehen alſo zwei Lebenspunkte feſt, der Gipfel des Lebens Chriſti, und der Anfangspunkt des Lebens der Gemeinde. Der vor dem Oſtereigniſſe liegende geſchichtliche Anfang des Lebens Jeſu war die öffentliche Weihe zum Lehramt, die Taufe, welche Theophanie oder Epiphanie (Gotteserſcheinung, Erſcheinung) genannt iſt. Es war den Chriſten aber aus den evangeliſchen Berichten gewiß, daß dieſes Ereigniß in den Anfang unſers Jahres fiel, einige Monate vor der Paſſahzeit. Was nun war natürlicher bei jenem Gottesbewußtſein der forſchenden und anbetenden Gemeinde, als daß man den unmittelbar vor Oſtern liegenden Theil dieſer etwa dreimonatlichen Zeit vorzugsweiſe der Betrachtung des Leidens Jeſu widmete? Die Hauptabtheilung dieſer Zeit iſt alſo die in die des Lehrens und die des Leidens Jeſu. Denn die große Fuge im Baue der katechetiſchen Darſtellung des Lebens Jeſu bei den erſten Glaubensboten (Evangeliſten) iſt da, wo der Bericht über jenen letzten Zug eintritt, welchen Jeſu von Galiläa nach Jeruſalem im vollen Bewußtſein des ihm dort bevorſtehenden Todes unternahm.

In der That iſt die Leidenszeit (Paſſionszeit) der nächſte Bildungspunkt in jenem organiſchen Baue. Damit war gegeben, daß der erſte Theil jener drei Monate vorzugsweiſe der Betrachtung des erſten Theiles der (dritthalbjährigen) öffentlichen Lehrzeit gewidmet wurde.

So hatte ſich alſo ungefähr die erſte Hälfte eines Sonnenjahrs als Bild der mit Chriſtus Erſcheinung und Lehren beginnenden Offenbarungen in vier Abtheilungen geſtaltet:

Epiphanienzeit — Leidenszeit — Oſterzeit — Pfingſtzeit.

Wie das Bewußtſein wuchs, daß das Leben Jeſu ſich fortſetzte in der Gemeinde, auf dieſer Erde, mußte Pfingſten ſich als Anfangspunkt einer neuen Periode der heiligen Geſchichte

darſtellen für die Hauptmaſſe der andern Hälfte des Sonnenjahrs. Dieſes Bewußtſein wurde damit mehr und mehr ein weltgeſchichtliches und vorſchauendes. Was war natürlicher als daß hierbei nun zunächſt hervortrat und ſich zur Darſtellung drängte jener Gegenſatz zwiſchen der ſtreitenden und der vollendeten, der harrenden und der ſchauenden Gemeinde? Gehen darauf doch auch die letzten Reden Jeſu vor dem Leiden bei den drei katechetiſchen Evangelien. Damit war alſo ſchon gegeben, daß am Ende des gemeindlichen Jahres die Vollendung, die letzten Dinge, oder mit andern Worten Tod und ewiges Leben, Ende des Irdiſchen und Eingang in das Ewige, Gegenſtand der Betrachtung der anbetenden Gemeinde wurden, als der Gemeinde des Reiches Gottes in der Menſchheit.

Man könnte hiernach vermuthen, daß man dieſes Ende habe zuſammenfallen laſſen mit dem Ende des bürgerlichen Jahres. Allein wenn man der leitenden Idee etwas tiefer nachgeht, findet man bald, daß dieſes nicht möglich war. Chriſtus hat ſich nicht abgeſondert von der Entwickelung des Reiches Gottes, ſondern vielmehr ſich als Vollendung jener mit der Schöpfung beginnenden Offenbarung erkannt, welche dann für die Juden in den Epochen von Abraham, Moſes und den Propheten fortläuft. Nun waren ja die Bücher des Alten Bundes die älteſte heilige Schrift der Chriſten; ſie ſollten durchforſcht werden, und wurden durchforſcht als die vorbereitenden und hindeutenden Heilsanſtalten für die Verkündigung der guten Botſchaft. Auch begann die gemeinſame Anbetung der Gemeinde vom erſten Urſprung an mit Belehrung aus Gottes Wort als Dem, was der Gemeinde gegeben, dargeboten wurde, und was ihr leitend und maßgebend ſein ſollte. Es mußte alſo, in dem Laufe des Sonnenjahrs, auch jener vorbereitenden Offenbarung eine Zeit der Betrachtung

gewidmet werden. So entstand die Adventszeit, als Schluß des bürgerlichen Jahres. Es findet sich früh ein Zeitraum, bald von zehn, bald von sieben, bald von vier Wochen vor dem Beginne des Jahres und der Betrachtung des Lebens Jesu, ursprünglich nur von der Theophanie, also von der Taufe an, der Betrachtung der vorbereitenden Heilsordnung des Alten Bundes angewiesen. Damit war denn auch die Dreitheiligkeit der Weltgeschichte vom Mittelpunkte des hingebenden, erlösenden Todes Christi ausgesprochen. Man kann diese Dreitheilung am einfachsten so darstellen:

Rüstzeit.	Christzeit.	Gemeindezeit.
(Advent.)	(Weihnachten bis Himmelfahrt.)	(Pfingsten bis Schluß des Gemeindejahrs.)

Dieser ganze Bildungsverlauf ist von bleibender weltgeschichtlicher Wichtigkeit: denn er ist die Wahrheit und Wirklichkeit Dessen was den semitischen und arischen Naturreligionen vorgeschwebt hatte als das große Weltenjahr in den göttlichen Kämpfen des Sonnenjahrs. Ein solches Siegel des weltgeschichtlichen Bewußtseins kann nur die Weltreligion, die Religion der gottesbewußten Menschheit haben. Und diese Einrichtung ist nicht die Frucht des Nachdenkens eines Einzelnen, sondern sie ist durch eine ursprüngliche That des Geistes Christi, als der offenbar gewordenen Gottheit in der Gemeinde entstanden: auch ist sie, trotz ihrer höchst unvollkommenen Ausbildung und alles Misverstandes, nie wieder untergegangen.

Ein Wunder ist hier, eine schöpferische Kraft des Geistes: aber kein Mirakel: eine Geschichte ist da, kein Mythus, aber auch keine Legende.

Wir können jetzt nachweisen, daß dieser ganze Verlauf der Gemeindebildung sich bereits in der ersten Hälfte des zwei-

ten Jahrhunderts in vollem Gange befand. Damit war die lebendige Grundlage abgeschlossen für die freisinnigen Ausströmungen, Thaten des Gottesbewußtseins der Einzelnen, welche sich als Leiter der Gemeinden und als Propheten ihres Gottesbewußtseins erwiesen.

Wir sind somit zur zweiten Abtheilung des Gottesbewußtseins der verfolgten Gemeinde gelangt, der unmittelbar nachapostolischen. So wenig als die Apostel die Fortsetzung des in sich vollendeten und abgeschlossenen Lebens und Gottesbewußtseins Jesu sind, so wenig darf man die Propheten des ersten arischen Gottesbewußtseins als die Fortsetzung des Gottesbewußtseins der Apostel und Evangelisten betrachten. Sie sind vielmehr die ersten Organe des in apostolischem, also hebräischem Boden gewachsenen, und dann in der arischen Welt sich entwickelnden Bewußtseins von Gott. Bei den Aposteln trat die irdische Wirklichkeit in den Hintergrund: ihr Beruf war, Kunde und Zeugniß zu geben von Christus: Christus der Prophet und Erlöser, Christus der Vollendete und bei Gott Verklärte und Christus der Weltrichter, war ihr Anfang und Ende. Jetzt hingegen galt es mit diesem Sauerteig die ungeheure griechisch-römische Welt zu durchdringen, jene Verkündigung als die gottgegebene Grundlage im Geiste geltend zu machen. Der Geist ließ die Gemeinde erkennen, daß das Evangelium eine That und Geschichte sei und nicht eine Lehre, noch weniger ein Gesetz. Aber der Propheten bedurfte er. Und welche bisher nie geahnte Gefahren umlagerten die glorreiche Bahn, die mit dem Tode des letzten Apostels sich dem arischen Geiste eröffnete! Er war ja der Prophet der Alten Welt gewesen, in Wissenschaft und Kunst: wird unter seinen Händen

den die jüdiſche Vorausſetzung des Evangeliums, die Idee des Ewigen ſich nicht wieder verflüchtigen? Wird die Unkunde der Sprache des Alten Bundes nicht eine noch größere Verdunkelung und Verwirrung herbeiführen als der Formalismus der jüdiſchen Schriftgelehrſamkeit gethan hatte? Wird der ſpeculative Geiſt die Einheit von Vater, Sohn und Geiſt rein feſthalten, und ſich dabei weder in Myſticismus noch in Dogmatismus verwickeln? Und wie ſoll er den Hellenen und Römern die Erſcheinung des Ewigen in einem gekreuzigten Barbaren philoſophiſch glaublich machen? Ja, auch nur hiſtoriſch. Bis dahin gab es in der Menſchheit ſo wenig eine geſchichtliche Wahrheit für das Religiöſe, als einen im perſönlichen Gottesbewußtſeins der Menſchenbruſt ruhenden und durch daſſelbe verſtändlichen, überzeugenden philoſophiſchen Glauben. Was iſt Wahrheit? fragt Pilatus. Was kann der Barbar uns lehren! ruft der Athener aus. Hören wir die Antwort der ariſchen Propheten des Chriſtenthums im zweiten und dritten Jahrhundert.

Zweiter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der verfolgten Gemeinde.

1. Ignatius († 117).

Bereits im ältesten arischen Führer und Bekenner, Ignatius, Bischof der Gemeinde der Hauptstadt Asiens, Antiochien, der Muttergemeinde alles außerpalästinischen Christenthums, finden wir einen höchst merkwürdigen Keim des christlich-arischen Bewußtseins von der Geschichte Gottes in der Menschheit. So lautet der Schluß des Epheserbriefes, des Gipfelpunktes der geistigen Erhebung des Propheten Antiochiens:

„Mein Geist beuget sich in den Staub vor dem Kreuze, welches da ist ein Aergerniß für die Ungläubigen, uns aber Errettung und ewiges Leben. Drei Dinge wurden verborgen vor dem Fürsten dieser Welt: die Jungfrauschaft der Maria, und die Geburt und der Tod des Herrn: drei lautrufende Geheimnisse wurden vollbracht in Gottes stiller Ruhe und verkündigt vom Stern. Als der Sohn hier auf Erden offenbar wurde, verschwand jede magische Gewalt, alle Bande wurden gelöst, und das alte Reich und die Unwissenheit der Bosheit ward zerstört. Von da an ward Alles zusammen in Bewegung gesetzt, denn die Vernichtung des Todes war beschlossen, und das bei Gott Vollendete nahm seinen Anfang."

Der Grundgedanke iſt alſo, nach unſerer jetzigen Ausdrucksweiſe etwa dieſer. Jeſu freiwilliger Opfertod hat zur Verherrlichung des Geheimniſſes der göttlichen Weltordnung geführt, welches die gottfeindliche Macht der Selbſtſucht nicht hätte errathen können, nämlich daß das Höchſte kommen ſollte aus tiefſter Erniedrigung. Der Stern, welcher die Magier nach Bethlehem leitet, der Heiden Erſtlinge, verkündigt dem Weltall das in der ewigen Stille Gottes Beſchloſſene und Bewerkſtelligte. Damit begann eine neue Entwickelung des göttlichen Geiſtes, eine neue Lebenskraft ward der Menſchheit mitgetheilt: was bei Gott ewig beſchloſſen und vollendet iſt, fing an auf der Erde ſeine zeitliche Entwickelung zu haben. Der Geiſt, der ſittlich-vernünftige, gottvereinte Wille ward Mittelpunkt des Bewußtſeins von Gott in der Geſchichte.

2. Baſilides und Valentinus.

Ein jüngerer Zeitgenoſſe des Ignatius, Baſilides, der ägyptiſche Hellene, und ſein jüngerer Genoß und Mitarbeiter an der Gründung einer chriſtlichen Wiſſenſchaft (Gnoſis), Valentinus, der ſyriſche Hellene, der Mann vom göttlichen Genius, wie Hieronymus ihn nennt, verſuchten eine chriſtliche Philoſophie zu gründen, welche allerdings auf eine Philoſophie der Weltgeſchichte vom Standpunkte des Gottesbewußtſeins hinging. Auch iſt die Behauptung, daß ſie wirklich die Gründer einer ſolchen ſeien, inſofern richtig, als beide davon ausgingen, daß im Weltall Ein Geſetz walte, dem alle Weſen unterthan ſeien, und daß das oberſte Geſetz die Liebe ſei. Baſilides ſelbſt, dem man ſonſt finſtern Fatalismus zuſchreibt, ſagte, die Liebe müſſe Alle umfaſſen, weil Alles zu Allem in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehe (Alles Allem verwandt ſei). *)

*) Clem. Strom. IV, 508. Neander, Kirchengeſch. I, 699.

Aber ſo wie man darüber hinausgeht, wird jene Behauptung keineswegs gerechtfertigt durch die urkundlichen Nachrichten von dem perſönlichen Syſtem jener beiden Männer, welche wir namentlich durch das Werk des Hippolytus erhalten haben. Zuerſt vermochten beide nicht den Dualismus, oder den Kampf des guten und böſen Prinzips zu überwinden: ſie gelangten nicht, am wenigſten aber Baſilides, zu einem Bewußtſein der ſittlichen Freiheit der Selbſtbeſtimmung und der Liebe Gottes in der Menſchheitentwickelung. In Folge der nicht gebüßten Sünden in einem frühern Daſein (ſagt Baſilides) verfolgt den Menſchen Schmerz und Leiden. So wenig verſtand er den göttlichen Grundgedanken der Erlöſung, daß er auch Jeſu Leiden und Tod als Strafe betrachten zu müſſen glaubte, obwol er ihm als Erlöſer aller Menſchen annahm. Zweitens iſt die philoſophiſche Methode der Gnoſtiker ein Gemiſch mythologiſirender und dialektiſcher Gegenſätze (Aeonen), ihre exegetiſche aber eine höchſt willkürliche und gewaltſame. Endlich zeugen ihre geſchichtlichen Annahmen eben ſowol von Unkenntniß und Willkür wie ihre phyſikaliſchen.

Man kann ihr Verhältniß zur Bibel dabei auf zwei einfache Sätze zurückführen. Ihre reine Speculation über das Weſen Gottes iſt ein Verſuch, den Prolog des Johannesevangeliums zu ſyſtematiſiren, und ihre Anwendung auf das weltgeſchichtliche Gottesbewußtſein iſt ein ähnlicher Verſuch, in Bezug auf die vereinzelten hier einſchlagenden Ausſprüche des Apoſtels Paulus. Aber wie dort der Dualismus nicht überwunden wird, ſo erſcheint hier der Gegenſatz von Evangelium und Geſetz als ein unbedingter.

Allerdings ſah Baſilides die Schöpfung des Menſchen als den Durchbruch des ewigen Rathſchluſſes der göttlichen Liebe an, und die Geſchichte der Menſchheit als den Spie-

gel der allmäligen Entwickelung der geistigen Potenzen in der idealen Weltschöpfung.*) Auch glaubten beide, Basilides und Valentinus, an einen göttlichen Weltplan des fortschreitenden Lichts und des fortschreitenden Guten: und Basilides wandte auf die Entwickelung des Geistes den Grundsatz an, alles Daseiende gehe dadurch unter, daß es versuche die Schranken seines Daseins (der Besonderheit) zu überschreiten. Jesus ist ihm allerdings der Erlöser, die wahrhaftig menschliche Erscheinung der ewigen Vernunft, der Logos, und mit dieser Erscheinung beginnt ein neues Weltalter: aber Christus (der alttestamentliche Messias) ist der Sohn eines ganz andern Gottes. Der Gott des Gesetzes ist nicht der Gott des Evangeliums: Christus ist der Sohn des Schöpfers der materiellen Welt (des Demiurgs). Dieser selbst ist durchaus blind für den Geist, und versteht nichts von dem Ziele der Schöpfung, dem frei sich bestimmenden sittlichen Geiste. Sein Sohn ist allerdings, nach dem allgemeinen Prinzip des Fortschritts, dem Geiste nicht so fern: er, das bewußte geistige Prinzip der materiellen Welt, das natürliche Prinzip, ist der Gott, welcher zu den Propheten und also auch zu Moses persönlich sprach, und eben so zu den griechischen Philosophen. Durch ihn wird sein Vater, der starre gesetzliche, im Aeußern befangene Demiurg allerdings belehrt, aber nicht bekehrt: er fürchtet was er lieben und liebend anbeten sollte, ja er bekämpft die Werke des ihm jetzt erst offenbar werdenden höchsten Gottes in Folge dieser Furcht.

*) Ueber das Folgende siehe „Hippolytus", 2. Edition, Vol. I, p. 108 sq., insbesondere p. 120 sq. Ich habe in dieser zweiten Ausgabe nachgewiesen, wie wenig es Baur gelungen ist, die von mir aufgestellte Behauptung zu entkräften, daß wir in den Auszügen des Hippolytus die Aussprüche von Basilides selbst besitzen, also ein Zeugniß vor 130.

Streifen wir die Hülle der alten ſemitiſchen Kosmogonien ab; ſo bleibt uns der Satz übrig: Judenthum und Heidenthum ſind beide gleich feindliche Gegenſätze des Chriſtenthums. So weiß Baſilides alſo auch mit Abraham nichts anzufangen. Von ſeinen drei Weltaltern geht das erſte, das der Sünde, bis auf Moſes, mit deſſen Geſetze das zweite beginnt. Er überſieht alſo einen der Hauptpunkte der chriſtlichen Weltanſchauung, und vergißt insbeſondere den oben angeführten Ausſpruch Chriſti über Abraham und die Propheten. Für ſich weiß er nichts anzuführen als eine zurechtgeſchnittene verkürzte Faſſung des Ausſpruchs des Apoſtels Paulus (Röm. V, 13, 14):

> „Bis auf das Geſetz war wol Sünde in der Welt, wo aber kein Geſetz iſt, da wird die Sünde nicht zugerechnet. Doch aber herrſchte der Tod von Adam bis auf Moſes, auch über Die, die nicht geſündigt haben wie Adam."

Dabei verliert er aber gänzlich aus den Augen den vom Apoſtel immer, und namentlich in jenem Kapitel des Sendſchreibens an die Römer, hervorgehobenen Satz: daß Abraham Gottes Verheißung für den Glauben an Gottes Liebe erhalten, und daß die moſaiſchen Satzungen nur eine vorübergehende Anordnung geweſen, welche zwiſchen Verheißung und Erlöſung, als Zuchtmeiſter daſteht (V. 20, 21).

Das Ethiſche, das heißt die freie ſittliche Weltbeſtimmung trat alſo bei ihm zurück hinter der Speculation, dem Wiſſen. Nicht jedoch im Prinzip. Denn er ſagt ausdrücklich:

> „Die Vorſehung, wenn ſie auch, ſo zu ſagen, vom Archon (dem Fürſten dieſer Welt) in Bewegung geſetzt wird, iſt doch dem Weſen der Dinge mit dem Urſprung deſſelben zugleich von dem Gotte des Weltalls eingepflanzt worden." *)

*) Clem. Strom. IV, 509. Neander, a. a. O. S. 700.

Ausdruck*)) eine weltgeschichtliche Thatsache. Auch hier ist das Spiel mit den Aeonen (deren phantastische Ausführungen wir übrigens jetzt, nach den Urkunden, der Schule zuzuschreiben haben, nicht ihm selbst) nur ein Vorbild, oder eine Abspiegelung, von dem Drama des Menschengeistes in der Geisterwelt.**) Ganz klar tritt ferner bei ihm die trostvolle Idee eines endlichen Sieges des göttlichen Prinzips der Liebe in der Weltgeschichte hervor: der Demiurg selbst gelangt zuletzt zu der Einsicht, daß er des höchsten Gottes Werk thut und gethan hat, ohne es zu wissen, ja ohne es zu ahnen.***) Darin hat des Valentinus Lehre ohne Zweifel, für den evangelischen Theologen eben sowol wie für den Geschichtsforscher und Philosophen, einen ungleich höhern Werth als die Teufelslehre alter und neuer kirchlicher Theologen, welche daraus eine Gottespolizei zur Abschreckung der Sünder machen, und, ohne es zu wollen, annehmen, daß nicht Gott, sondern der Teufel die Welt regiere. Der wahrhaft evangelische und philosophische Gedanke des Valentinus spricht sich sehr schön in einem bei Clemens†) aufbewahrten Satze aus. Valentinus in einer seiner Predigten redet „die geistlichen Menschen" (im Gegensatz der sinnlichen, psychischen) so an:

> „Ihr seid unsterblich vom Anbeginn, Kinder des ewigen Lebens: ihr beschlosset den Tod zu schmecken durch Hingabe des Selbst, damit ihr den Tod verschlingen und vernichten möchtet. Denn indem ihr die Auflösung dieser Welt des Stoffes vorbereitet, und doch selbst der Auflösung nicht unterworfen seid, werdet ihr Herrn der Schöpfung und alles Vergänglichen."

---

*) Neander, I, 738

**) „Hippolytus", I, 137.

***) Ebend. p. 138 – 162.

†) Strom. IV, 13. (p. 218, Pott.).

Insof[illegible] [illegible]eben: das ist des Geistes
sei [illegible] [illegible]lichgesinnten. Dem entsprach
G[illegible] [illegible] deswegen ist und heißt sie ihnen
[illegible]ienst". Bis diese heiligende Kraft
[illegible] [illegible]gilt von dem Menschen, was er an einer
[illegible] [illegible]*):

[illegible] ist eine verunreinigte Herberge der bösen, die Seele [illegible] Geister, bis es berührt wird von Dem, der es [illegible] wenn der Vater, der allein Gute, darin waltet, dann [illegible] es gereinigt und erglänzt inwendig von Licht: und deshalb [illegible] der Herr: Gesegnet der reines Herzens ist, denn er wird Gott schauen."

Also die Quelle der reinigenden Kraft ist in der neuen persönlichen, sittlichen Gemeinschaft mit dem Erlöser. In dieser fortdauernden Wirkung des Erlösers offenbart sich der allein Gute, der Vater.

Dem begabtesten Schüler des Valentinus, Theodotus, gelang es gegen 170 oder 180, sich von dem Dualismus loszumachen. Ich habe nachgewiesen, daß wir in den Auszügen des Clemens von Alexandrien die Bruchstücke eines Werkes dieses großen Denkers haben.**) Hier heißt es:

„Der nicht erlöste und wiedergeborene Mensch steht unter dem Schicksale (der Heimarméne, Fatum), und also unter der Gewalt der streitenden Naturmächte, welche in den Gestirnen verkörpert wirken. Von diesem Streit und Kampf befreit uns der Herr, und gibt uns Frieden. Das deutete der neue Stern an, welcher bei der Geburt des Herrn aufging, und, mit neuem Glanze scheinend, die alte Satzung der Gestirne auflöste. Er selbst, der Herr, ist unser Wegweiser, er, der auf die Erde herabstieg, auf daß er die an Christus Glaubenden aus dem Schicksal versetzte in seine eigene Vorsehung."

---

*) Clem. Strom. II, 409.

**) Analecta Ante-Nicaena, Vol. 1, p. 203—287. Insbesondere §. 69—85, p. 268—277.

So führte dieser Anfang der christlichen Wissenschaft der Weltgeschichte doch, durch diesen Schüler des Valentinus, ins geschichtliche, evangelisch-apostolische Christenthum zurück. Die Schule ging unter in ihren Irrthümern und in ihrer Ungemeindlichkeit: Clemens wandte aber sein Streben dahin, die Goldkörner der Erkenntniß, welche jene Männer ausgestreut hatten, zu bewahren: seine und des Origenes tiefste Gedanken sind von daher angeregt. Mit Origenes ging jedoch diese Schule unter, und im folgenden Jahrhundert die Blüte des Bewußtseins Gottes in der Welt überhaupt.

Aber fast gleichzeitig mit Valentinus, nur um ein Jahrzehend später, treten uns in einer ganz andern Form zwei merkwürdige prophetische Bücher der christlichen Weltanschauung entgegen: Das Sendschreiben an Diognet, und „der Hirt" des Hermas.

3. Der Brief an Diognet.

Dieses Bruchstück — denn der Schluß des Briefes gehört wahrscheinlich einer spätern Schrift zu — steht in gewisser Hinsicht einzig da im Gottesbewußtsein des zweiten Jahrhunderts, durch seine eigenthümliche Frische und das fast bis zur gegensätzlichen Leidenschaftlichkeit gesteigerte Bewußtsein der mit dem Christenthum gegebenen neuen, ursprünglichen Entwickelung des ewigen Rathschlusses der Liebe in der Geschichte, nicht dieses oder jenes Volkes, nicht dieser oder jener Zeit, sondern der Menschheit, für alle Zeiten.

Da der Horizont des Schreibens der Aufstand der Juden und der Krieg des Barkochba unter Hadrian ist, so werden wir auf die Jahre von 133—139 angewiesen. In diesen Jahren schon leitet Diognet, nach des Kaisers Selbstbe-

kenntniſſen, die menſchliche und philoſophiſche Erziehung Marc Aurels, der bei der Zerſtörung Jeruſalems, 135, vierzehn Jahre alt war. Von dem Gottesbewußtſein des Verfaſſers (wahrſcheinlich war es der junge Marcion, der ſich damals in Rom aufhielt) zeugen beſonders folgende Stellen. Nachdem er ausgeführt, daß der jüdiſche Gottesdienſt allerdings dem wahren Gotte, als Schöpfer Himmels und der Erde gewidmet, ſonſt aber eben ſo äußerlich ſei als der heidniſche, geht er im 5. und 6. Kap. zu der Schilderung der Chriſten über:

„Jedes Land iſt ihr Vaterland, und jedes Vaterland iſt ein fremdes Land für ſie .... Sie ſind im Fleiſch, aber ſie leben nicht nach dem Fleiſch. Sie weilen auf der Erde, aber ihre Bürgerſchaft iſt im Himmel. Sie gehorchen den Geſetzen, welche ſie finden, und beſiegen ſie durch ihr Leben ... ſie thun Gutes und werden beſtraft wie Miſſethäter: ſie dulden die Strafe in Freudigkeit, weil ihr inneres Leben dadurch angefacht wird: die Juden machen Krieg gegen ſie als gegen Fremde, und die Hellenen verfolgen ſie, aber ihre Haſſer können keinen Grund angeben für ihre Feindſchaft."

Tacitus hat ſeine Antwort, ſeine Zweifel haben ihre thatſächliche Löſung gefunden, und zwar gerade wo er ſie nicht ſuchte! Es iſt das Selbſtgefühl der erlöſten Menſchheit, die ſich glücklich fühlt in härteſter Zeit und frei unter blutiger Tyrannei, denn ſie iſt entſchloſſen für ihre Würde, Glauben und Ehre als Gotteskinder zu ſterben. Bald werden dieſelben Staaten ihnen zufallen, welche ſie jetzt als Fremde, Unpatriotiſche, verfolgen.

Und dann heißt es weiter (Kap. VI):

„Die Chriſten ſind in der Welt was die Seele im Leibe iſt. Die Seele iſt durch alle Glieder des Leibes verbreitet, und ſo ſind die Chriſten in allen Städten der Welt. Die Seele lebt im Körper, aber ſie iſt nicht der Körper: ſo ſind die Chriſten in der Welt, aber nicht von der Welt. Die unſichtbare Seele wird

in einem ſichtbaren Leibe bewahrt, ſo ſind die Chriſten der Welt offenbar, aber ihr Gottesdienſt iſt unſichtbar. Die Seele liebt den Leib und ſeine Glieder, welche ſie haſſen, ſo lieben die Chriſten ihre Haſſer. Die Seele iſt im Leibe eingeſchloſſen, doch erhält ſie den Leib: ſo ſind die Chriſten gleichſam eingekerkert in der Welt, und erhalten doch die Welt ... Die Seele wird beſſer, je mehr ſie ſich züchtigt durch Enthaltſamkeit von Eſſen und Trinken, und je mehr die Chriſten Strafe leiden, deſto mehr wächſt von Tage zu Tage ihre Zahl."

ehen wir auf den allgemeinen Grund dieſes Bewußtſeins rück, ſo finden wir darin die Frucht des von Chriſtus in e Menſchheit gepflanzten höhern Lebens. Die Wirklichkeit iſt ch unter der Herrſchaft der Tyrannen, der Unterdrücker des ewiſſens; aber die Gemeinde iſt ihres Sieges gewiß, denn ſie iſt bereit für das Bekenntniß des frei machenden Glauns, wie in allen Verhältniſſen zu leben, ſo in jedem Augenick zu ſterben. Nach der Natur des Gottesbewußtſeins, wie ir daſſelbe bis jetzt gefunden, muß dieſer Glaube und die: Todesmuth ruhen auf einem Bewußtſein der Urſprüngkeit des Göttlichen in der menſchlichen Natur, auf einem lauben an die Kindſchaft, an den Vater im Himmel, an n Gott der ewigen Liebe und der wahren Freiheit. Und o iſt dieſes ſchöner ausgeſprochen als in Dem, was nun lgt (Kap. VII)?

„Nicht menſchliche Lehre oder geheime Ueberlieferung iſt es was die Chriſten empfangen haben und bewahren .... nein, Gott, der Regierer und Schöpfer des Weltalls, der Unſichtbare, hat ſelbſt vom Himmel her in die Menſchen eingepflanzt die Wahrheit, und das heilige unbegreifliche Wort, und hat Ihn, dieſes Wort, gegründet in ihrem Herzen. Er ſandte Ihn, das Wort, durch welches er das Weltall geſchaffen .... Ihn, deſſen geheimnißvollen Geſetzen alle Geſtirne gehorchen ... Und wie ſandte er ihn? Etwa um über die Menſchen Herrſchaft und Schrecken zu üben? Wahrlich nein! Sondern in Gnade und Sanftmuth, als

einen Gott ſandte ihn Gott, als einen Menſchen zu Menſchen: er ſandte ihn zur Erlöſung, zu überreden, nicht zu zwingen: denn aller Zwang iſt Gottes Natur fremd. Er ſandte ihn, als der da wünſcht zu berufen, nicht zu verfolgen: in Liebe, nicht zum Gericht. Aber als Richter wird er einſt kommen."

Chriſtus iſt das in ihm zur menſchlichen Perſönlichkeit gewordene ewige Wort: aber dieſes Wort iſt der Menſchen Herzen eingepflanzt und deswegen iſt die Chriſtuslehre die Religion der Menſchheit, um dieſe Erde zu ſegnen und vom Reich der Selbſtſucht zum Gottesreiche zu erheben.

Endlich ſpricht auch das Schreiben ein weltgeſchichtliches Bewußtſein aus von den Geſetzen einer ſolchen fortſchreitenden Weltvergottung oder Vergeiſtigung, Befreiung, Erlöſung:

„Gott war immer liebend und langmüthig, und iſt es und wird es ſein, und er allein iſt der Gute. Seinen großen, unausſprechlichen Rathſchluß eröffnete er ſeinem Sohne. Ehe dieſes Geheimniß offenbar wurde, ſchien er unſer nicht zu gedenken ... Wie er nun Alles vorbereitet hatte, mit ſeinem Sohn, überließ er uns unſerer eigenen Luſt, nicht weil er unſere Ungerechtigkeit billigte, ſondern um die Zeit der Gerechtigkeit herbeizuführen durch die Ueberzeugung von unſerer Unwürdigkeit, damit wir durch Gottes Kraft das Gottesreich erlangen, nachdem wir uns unfähig erkannt, zu demſelben zu kommen durch unſere eigene Macht: dann erſt ſandte er ſeinen Sohn, den Gerechten für die Ungerechten... Zu ihm ſollen wir aufblicken und aller irdiſchen Sorgen uns entſchlagen." (Kap. VIII. 11.)

Der begeiſterte chriſtliche Hellene überläßt ſich zum Schluſſe der Hoffnung, daß Diognet nach dieſem Glauben ſich ſehnen, dieſe Erkenntniß Gottes, als der ewigen Liebe erlangen möge. Denn, fügt er hinzu:

„Wenn du Gott liebſt, der dich ſo ſehr zuerſt geliebt hat, wirſt du ein Nachfolger Gottes werden. Wundere dich nicht, daß ein Mann der Nachfolger Gottes werden mag. Er kann, wenn er will. Seligkeit beſteht nicht im Herrſchen über unſere Nachbarn, oder im Wunſche mehr zu wiſſen als die ſchwächern Brü-

der, oder in Reichthum und Unterdrückung der Armen: wer also handelt, kann nicht ein Nachfolger Gottes sein: alles dieses ist der Majestät seines Wesens fremd. Aber ein Jeder, der die Last seines Nächsten trägt, der bereit ist von seiner Fülle Dem zu geben, der es bedarf, Jeder, der durch Mittheilung der Güter, welche er von Gott empfangen, Denen die sie von ihm empfangen ein Gott wird — dieser Mann ist ein Nachfolger Gottes. Dann wirst du schauen, obwol du auf der Erde lebst, daß Gott im Himmel regiert: dann wirst du beginnen von Gottes Geheimnissen zu reden: dann wirst du lieben und bewundern Diejenigen, welche Strafe leiden, weil sie Gott nicht verleugnen wollen. Du wirst den Trug und Irrthum der Welt verdammen, wenn du erkannt hast, wie man wahrhaft lebt im Himmel: wenn du verachten kannst was hier Tod scheint, wenn du dich fürchtest vor Dem was wirklich Tod ist."

So dachte, so bekannte, so schrieb ein begeisterter, wahrscheinlich noch jugendlicher Christ, um den platonischen Stoiker zu bekehren, und dessen Zögling (der von Marcus Antoninus bald nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 139, an Kindesstatt angenommen wurde) von der Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit und Nutzlosigkeit der Christenverfolgungen abzuhalten.

Wer erkennt hier nicht den beispiellosen Aufschwung, welchen das Gottesbewußtsein der Menschheit am Kreuze in Golgatha genommen hatte! Nicht allein Judaismus und Hellenismus, auch das Tiefste des Buddhismus, ist weit überwunden. Gottes Reich auf Erden soll gegründet werden, denn Gottes Kinder sind die Menschen, sein Geist ist in ihnen: ein Geist der fortschreitenden Vergottung der Welt durch die Einpflanzung göttlicher Freiheit und Liebe. Dieser Freiheit Gewähr ist Selbstentsagung, Hingebung für die Brüder, als Gottes Kinder, als Gefäße des heiligen Geistes. Dieser Liebe zu Gott einzig sicherer Beweis ist die aufopfernde Liebe zu den Brüdern. Der Beweis des Gegentheils, das Zeichen der

Feindschaft gegen Gott ist Verfolgung, Gewissensdruck: denn aller Zwang ist Gottes Wesen fremd.

Das lebt und wirkt und treibt jetzt in den Gemüthern der Menschen, vom Schwarzen Meere bis nach Rom, von Alexandrien nach Athen: und das sollte zufällig sein? oder das sollte nur aus dem Verfalle des Heidenthums erklärt werden können? Setzt es nicht offenbar eine ewige Ursächlichkeit voraus, die auf den Gesetzen des unserm Bewußtsein eingepflanzten Kosmos beruht?

4. Hermas und sein Werk: „Der Hirt".

Jene begeisterte Stimme des philosophisch-gläubigen Vertheidigers der verfolgten Christengemeinde verhallt spurlos: während sehr untergeordnete, ja geistlose Apologien mit Ruhm erwähnt werden, schweigen Eusebius und die andern christlichen Geschichtschreiber von jenem Sendschreiben. Und doch war es aus frommem Gemüthe geflossen und aus der Seele der Gemeinde geschöpft, wie die ganze Geschichte der Zeit beweist. Nur ein späteres Misverhältniß des Schreibers zur Gemeinde kann dieses erklären: ein solches war der Uebertritt Marcions zu der von der Gemeinde gesonderten Schule des Valentinus.

Beim ersten Anblicke kann es nicht weniger räthselhaft scheinen, wie der älteste christliche Roman, der Hirt des Hermas (vom Bruder des römischen Bischofs Pius, im Jahre 139 geschrieben), umgekehrt bei den christlichen Gemeinden der griechischen und römischen Welt sich ein so großes Ansehen erwerben konnte, daß er selbst in den Gemeindeversammlungen als „Schrift" vorgelesen, daß er von Clemens „ein göttlich eingegebenes Buch" genannt, und daß sein Zeugniß noch auf dem Concil von Nicäa von beiden Parteien angerufen wurde. Beim tiefern Erforschen der Gegensätze in jener

Zeit und des Inhalts erklärt ſich jedoch (wie der Verfaſſer anderwärts weiter entwickelt hat) dieſes Räthſel ganz leicht. Das äußerlich unanſehnliche Buch kam einem tief gefühlten Bedürfniſſe der damaligen Chriſten entgegen: über die Zukunft der Gemeinde und der Welt, aus dem freien Laiengefühl eines helleniſchen Chriſten ein deutendes Wort zu hören. Hermas verläßt den bisher in Nachahmung der johanneiſchen Offenbarung verfolgten Weg der Apokalyptik, und lenkt in die freie Form der Dichtung ein, mit beibehaltener Form der Viſion. Es iſt ſehr merkwürdig, daß der Verfaſſer dieſes gethan mit demſelben individuell-geſchichtlichen religiöſen Gefühl wie faſt zwölf Jahrhunderte ſpäter Dante in der „Göttlichen Komödie", und zwar, wie wir unbedenklich ſagen, mit gleicher Tiefe des religiöſen Glaubens, aber mit viel größerer Hoffnung für die Zukunft, alſo eigentlich mit viel größerm Glauben an den Sieg des wahren, die Welt umgeſtaltenden Chriſtenthums als der große Florentiner des Mittelalters. Beide ſtellen die innern Zuſtände des Gemüths dar — von dem Erwachen aus dem Sinnenrauſche und der Selbſtſucht zum Glauben an die erlöſende göttliche Liebe, und durch die läuternde Buße hindurch zum ſeligen Frieden des Gemüths: beide ſpiegeln dieſe Zuſtände ab als Zuſtände nach dem irdiſchen Leben. Aber während der Prophet des Mittelalters nirgends eine Hoffnung ausſpricht für das Leben der Chriſten auf Erden, für die beſtehende kirchliche Form des Gottesreichs, ſondern vielmehr alle Seligkeit, wie alle gerechte Strafe in die Welt des Jenſeits ſetzt; weidet ſich das Auge des Hermas, noch mitten in der Verfolgung, ja am Vorabende einer Verfolgung, die er herankommen ſieht, an der herrlichen Ausbreitung des Gottesreichs jenſeit der unzureichenden Lebenskraft in Griechen und Römern. Dieſes

ist der Hauptpunkt, auf welchen wir uns hier beschränken müssen.*)

Hermas ist nicht Name des Verfassers, sondern der Held des Romans. Er ist der von Paulus erwähnte römische Freund, und die Geschichte spielt in Rom unter Bischof Clemens, also in der Zeit des Schülers des Heidenapostels. Dieser Hermas, welchem das Buch zugeschrieben sein will (wie es denn bei Vielen für das Werk eines apostolischen Mannes galt), ist im Roman ein Handelsmann, angesehener Aeltester der römischen Gemeinde, unglücklich verheirathet an eine ungläubige Frau, und im gewöhnlichen Leben nicht viel gewissenhafter als seine Söhne: aus Unmuth vernachlässigte er sein Haus. Als er einst an der Tiber lustwandelte, sah er wie ein Mädchen aus dem Badehause in den Strom fiel; er rettete sie, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in ihr eine Jugendgespielin, Haussklavin des Vaters, erkannte. Sie war eben so fromm als schön: er pflegte ihre Bekanntschaft, und seine Bewunderung ihrer Person und ihrer christlichen Sanftmuth war in Augenblicken vielleicht nicht weit von begehrlicher Liebe. Da schlief er einmal auf einsamem Pfade in Gedanken an jene Schönheit ein: siehe, da fand er sich im Geiste in einer felsigen, unwirthbaren, von Abgründen umgebenen Gegend (wie Dantes Anfang sie beschreibt): von da gelangte er zu einer Ebene, und sein Geist erhob sich zum Gebet. Da erschien ihm der Geist jener seitdem zu Gott abgerufenen schönen Jungfrau, die ihm sagte, sie sei heimgerufen, um seine sündlichen Gedanken vor Gott zu bringen, und öffnete ihm die Augen über seine innere Unreinigkeit, trotz aller Enthaltung strafbarer Aeußerung

*) „Hippolytus", I, 181—215.

derſelben. Kaum hatte ſie ihn verlaſſen, ſo erſchien ihm eine ehrwürdige Matrone, die ernſt ermahnte, aber zugleich tröſtete. Hermas bewahrte Alles in ſeinem Herzen.

Einige Zeit nachher erſchien die Matrone ihm wieder und gab ihm zum Leſen ein Büchlein des Troſtes und der Glaubensſtärkung, in Geboten und Gleichniſſen. Sie erklärt ihm dann:

„Sie ſei nicht eine Sibylle, ſondern die Gemeinde, der Geiſt der Gemeinſchaft von Gottes Auserwählten vom Anbeginne der Welt: die erſte von Gottes Schöpfungen, und die um deretwillen die Welt geſchaffen wurde."

Alſo der göttliche Geiſt der Menſchheit. Von der wird ihm ein großer Thurm gezeigt, ein Fels, der aus dem Waſſer hervorragt, aufgebaut über der Erde mit glänzenden Quaderſteinen. Die ſechs Erſtgeborenen der Engel leiten den Bau. Das iſt die Gemeinde aller Gläubigen, und die Vollendung des Baues iſt die Zukunft der Welt.

Nachdem er ſich nun die Gebote (zwölf neue Gebote chriſtlicher Liebe) und die ins innere Leben einführenden Gleichniſſe (Parabeln) angeeignet, bringt ihn ein Engel auf einen hohen Berg in Arkadien: es iſt der heilige Geiſt ſelbſt, welcher die Erklärung gibt. So heißt es:

„Der Geiſt iſt der Sohn Gottes. Er erſchien dir zuerſt in der Geſtalt der Gemeinde. Du konnteſt damals ſein majeſtätiſches Antlitz ſelbſt nicht ertragen."

Hermas ſchaut nun wie jener Felſenthurm ſich erhebt auf einer großen von zwölf Bergen umgebenen Ebene, den zwölf bekannten Völkern und Staaten der Welt. Der Fels ſelbſt war von ehrwürdigem Alter: aber eine neue Thür war in ſeine Vorderſeite eingehauen: zwölf Jungfrauen (Tugenden) bewachten Eingang und Ecken. Unterdeſſen ſchaute er den Fortgang des Baues:

jene sechs Engel ließen sich große Steine bringen, welche die Jungfrauen mußten durch die Thür ins Innere schaffen. Nach den zehn Eckſteinen (den zehn Patriarchen) kommen 100 Steine; zuerſt 25 (die ungefähre Zahl der in der Bibel genannten Gerechten zwiſchen Noah und Moſes): hierauf 35 (Zahl der Bücher des Alten Bundes): zuletzt 40: eine Zahl, die, merkwürdig genug, ungefähr der Zahl der frommen und heiligen Menſchen entſpricht, welche außer den zwölf Apoſteln im Neuen Bunde genannt werden. Jene zehn und dieſe hundert Steine ſtellen alſo dar: die Urwelt, das vorgeſetzliche Weltalter mit Abraham, dann die Zeit des Geſetzes und der Propheten, zuletzt die auserwählten Seelen der von Chriſtus und ſeinen Apoſteln gegründeten Gemeinde. Die letzten 40 geben den Seelen ihrer Vorgänger das Siegel des Chriſtus, ohne welches ſie nicht erlöſt werden konnten.

Als nun der Sohn Gottes, der Herr ſelbſt, erſchien, um den ſo weit geförderten Bau zu beſichtigen, da entdeckten ſich dunkle, ja ſchwarze Flecken an manchen Steinen: es fanden ſich viele darunter, welche nicht durch die Jungfrauen in den Bau hineingebracht waren. Nach einer Friſt zur Läuterung verſchwanden die Flecken bei einigen: alle welche ſchwarz blieben, wurden ausgebrochen, und es erging der Befehl, die Steine nicht mehr aus den großen Bergen zu nehmen, aus den damaligen Nationen des griechiſch-römiſchen Weltreichs, welchen das Evangelium gepredigt worden, ſondern aus dem endloſen Blachfelde, innerhalb deſſen jene zwölf Berge ſich erhoben. Und ſiehe, da kamen die ſchönſten und herrlichſten Steine aus dem unanſehnlichen Boden hervor, und der Bau ſchritt raſch ſeiner Vollendung entgegen. Es iſt durch jene Erklärung der zwölf Berge klar genug angedeutet, daß das Blachfeld die noch ganz heidniſchen Gemein-

schaften, also zunächst die Celten und Germanen bezeichnen soll, deren Bekehrung bald nachher wirklich begann, vielleicht damals schon vorbereitet ward.

Der gute Hirt selbst, welcher Alles erklärt, ist der Engel der Buße. Er scheidet von Hermas mit der Warnung, welche das übergebene Buch schließt:

> „Trage Sorge für dein Heil, solange der Bau des Thurms fortgeht. Der Herr wohnt in Menschen, die den Frieden lieben: denn wahrer Friede ist ihm lieb, und den Zankſüchtigen und Gottlosen bleibt er fern. Uebergib Ihm den Geist, gesund wie du ihn erhieltest. Wer jetzt wahrhaft Buße thut, wird Vergebung erlangen für seine frühern Sünden."

Der Geist läßt ihn in dem Hause der zwölf Jungfrauen (der christlichen Tugenden). Dann kommt er und setzt sich nieder bei ihm, mit jenem Engel der Buße zu seiner Rechten, und sendet ihn zurück zum eigenen Hause, daß er für der Seinigen Heil die schuldige Sorge trage.

So war denn die Parabel Christi von dem Mahle, zu welchem auch zuletzt Alle geladen werden, die hinter den Zäunen liegen, im Geiste des Paulus, angewandt auf die ganze Menschheit des zweiten Jahrhunderts: nicht ohne Spuren einer beginnenden Werkheiligkeit, aber doch wesentlich im Sinne jenes erhabenen Gottesbewußtseins, und im Glauben an ein fortschreitendes Reich Gottes auf der Erde. Allerdings kann das Ende der Welt bald kommen: aber es fehlen noch viele Völker, in denen auserwählte Seelen schlummern.

So bleibt denn auch dieses geistliche Volksbuch der ältesten Christenheit, auf Grund der Schrift und Offenbarung, innerhalb jenes großen Bewußtseins von dem Geiste Gottes im Menschen. Jeder ist ein „Knecht des Herrn": so war auch der vollkommene Mensch Jesus, in welchem der Geist Gottes,

„der Erſtgeborene", wohnte, und der durch ſein heiliges Leben und ſeinen heiligen Tod der göttlichen Natur vollends theilhaftig wurde. Deshalb heißt aber auch Jeſus zugleich „der Sohn Gottes", und iſt gleich dem „Geiſte Gottes", eine Chriſtologie, die im Weſentlichen auf die ſpätern Briefe von Paulus und auf das Evangelium des Johannes gebaut iſt. *)

Die Gemeinde aber iſt ihm auf Erden das Höchſte, denn ſie iſt der ſichtbare Leib des Herrn. Biſchof und Aelteſte zur Regierung, und Lehrer zur Unterweiſung, ſind eben ſowol wie die Diakonen, Beamte der Gemeinde. Nur in ihrer erſten, unvollkommenen Erſcheinung iſt ſie die Matrone, und ſitzt auf dem Biſchofſtuhl, denn (wie das Buch ſagt)**):

> „der kranke Mann ſitzt auf einem Seſſel, von wegen ſeiner Schwäche, weil er einer Stütze für die Schwäche bedarf."

Als des Hermas Herz bereits erweckt iſt, nimmt die Gemeinde eine mildere Form an „ſanft lächelnd": und als ſein Herz erneuert worden, ſtrahlt ſie in höchſter Schönheit, verſchmäht aber den Thron (Biſchofsſitz), und ſetzt ſich nieder auf die Bank (die niedrigern Sitze der Aelteſten). Alſo „der Geiſt der Erde" (die Hierarchie) ſitzt auf dem Seſſel, die Aelteſten auf kleinen Stühlen oder Bänken. Gottes Volk ſteht unten im Schiffe der Kirche: ſo beten ſie an. Dieſer Gottesdienſt beſteht im Gebet und in dem Worte des Geiſtes. Die Taufe iſt Taufe der Erwachſenen und beſiegelt das abgelegte Bekenntniß: deshalb heißt ſie „Siegel", aber nur inſofern der Geiſt und Sinn erneuert wird: ſie iſt alſo die Beſiegelung des Gelöbniſſes des Gläubigen. Die Apoſtel ſteigen mit dem

*) „Hippolytus", I, 211 sq.
**) Ebend. p. 215.

Täufling hinab ins Waſſer, und er ſteigt mit ihnen (in ihrem Geiſte) erneuet wieder herauf.

Alles Dieſes, eben wie jene Erwähnung des „Eingeborenen", iſt ſo offenbare Anſpielung auf das Evangelium Johannes (Kap. I und III), daß die urſprüngliche Hypotheſe vom ſpäten Urſprunge deſſelben hier eben ſo zu Schanden wird wie bei dem Briefe an Diognet und bei Baſilides und Valentinus. Vielmehr ſind ſie alle Zeugen einer organiſchen Entwickelung des Bewußtſeins von Gott in der Menſchheit auf Grund jener Verkündigung, als der des Apoſtels ſelbſt, und können nur durch die Rückſicht auf daſſelbe und die Anwendung deſſelben auf die Zeitverhältniſſe erklärt werden.

Dieſes echt apoſtoliſche Bewußtſein der Unzertrennlichkeit des Göttlichen vom Menſchlichen, Jeſu von dem Gläubigen, des Geiſtes Gottes von der Gemeinde, findet ſich als der göttliche Keim aller geſunden und troſtvollen Gedanken noch in Clemens von Alexandrien (Anfang des dritten Jahrhunderts) und in Origines (zweites Viertel deſſelben). Der erſte erheiſcht als reinſter helleniſch-gemeindlicher Ausdruck hier noch einer beſondern Betrachtung.

5. Clemens von Alexandrien.*)

Clemens, ein geborener Athener, war Schüler des Pantänus, eines berühmten Philoſophen, der, vom platoniſchen Stoicismus zum Chriſtenthum bekehrt, die beſonnene Dialektik und Forſchung des helleniſchen Geiſtes mit der Jeſusreligion zu vereinigen ſuchte. Dieſer allgemein geehrte chriſtliche Philoſoph hatte bereits die dialektiſche Philoſophie auf die große

*) Vgl. „Hippolytus" in: Christianity and Mankind, Vol. I, p. 236 sq.

Frage der sittlichen Weltordnung angewandt, und zwar in ihrem tiefsten Grunde. Denn das beweist doch wol ein von ihm erhaltener Ausspruch.*) Er antwortete auf die Frage griechischer Dialektiker: wie der Gott der Christen die Dinge (das Endliche) wol auffassen möge, etwa sinnlich das Sinnliche, geistig das Geistige? folgendermaßen:

„Weder sinnlich das Sinnliche noch geistig das Geistige. Denn es ist unmöglich, daß der über das Endliche Erhabene etwas auffassen sollte nach Art des Endlichen. Wir (die Christen) sagen vielmehr, daß Gott das Endliche erkenne als seine eigenen Willensbeschlüsse, und für diese Rede haben wir einen guten Grund anzugeben. Denn wenn Gott das All durch seinen Rathschluß (Willen) gemacht hat — und dieser Annahme wird keine Rede widersprechen —, und wenn es immer fromm und richtig ist zu sagen, Gott kenne seinen eigenen Willen, und wenn er in der That alles Gewordene als ein Wollender gemacht; so steht fest, daß Gott das Endliche erkennt als seine eigenen Willensschlüsse, indem er ja auch als Wollender das Endliche gemacht hat."

Da die Antwort die Frage decken muß, diese aber das Geistige, also die Menschheit, einschließt; so liegt darin die große philosophische Annahme: es sei im Ewigen begründet eine sittliche Weltordnung, und das Gottesbewußtsein der Menschen habe eine gegenständliche Wahrheit.

Diesem Lehrer nun folgte Clemens auf dem Lehrstuhl der ersten theologischen Schule der Christenheit in Alexandrien gegen 190, und der größte Theil seiner Schriften fällt in die Zeit vom Tode des Commodus (192) bis zum Anfange des dritten Jahrhunderts. Bereits im Jahre 202 vertrieben ihn Verfolgungen von seinem Lehrsitze. Auch vom Mittelpunkte unserer Betrachtung der Entwicklung des christlichen

*) Aus den Scholien des Maximus, auch aufbewahrt durch des Erigena Uebersetzung des Dionysius Areopagita. S. bei Routh, Reliq. Sacr. I, p. 379, wo übrigens einige Kleinigkeiten zu berichtigen sind.

Bewußtſeins von Gott in der Geſchichte, erſcheint die Religionsphiloſophie des Clemens als der Gipfelpunkt der Vereinigung gläubiger chriſtlicher Weltanſchauung mit der edelſten helleniſchen Betrachtung. Die Verbindung des Glaubens und Wiſſens, der Theologie und Philoſophie war vom Anfange ſein bewußtes Streben. Den Verirrungen der Gnoſtiker entging er durch ſein Feſthalten an Chriſtus und ſeinem Evangelium. Dieſes zeigt ſich beſonders in den drei Hauptpunkten, worauf es damals ankam: er hielt ſich mehr an die Gemeinde als an die Schule: er ſetzte den Glauben über das Wiſſen: das chriſtliche Leben war und blieb ihm der Prüfſtein beider.

In dieſem Glauben faßte er den kühnen Entſchluß, auf dem durch Valentinus und ſeine Schule eröffneten Wege der philoſophiſchen Erforſchung des Johannesevangeliums, insbeſondere des Prologs, fortzugehen. Es handelte ſich dabei für die gemeindliche (katholiſche) Kirche insbeſondere um die Verbindung des ewigen Logos mit der Perſönlichkeit Jeſu, alſo der Idee mit der geſchichtlichen Erſcheinung. Der bekannte byzantiniſche Patriarch des neunten Jahrhunderts, Photius, beſchuldigt ihn hinſichtlich dieſes Punktes der Ketzerei. Die Stelle, welche er als Beweis ſeiner Anſchuldigungen gegen Clemens anführt, iſt uns in deſſen Werken nicht erhalten: ſie muß den bis auf Bruchſtücke verlorenen „Hypotypoſen" entlehnt ſein; allein die geretteten Theile derſelben genügen als Zeugniß dafür, daß das Gottesbewußtſein des Clemens apoſtoliſch war. Er ließ Gott eben ſo wenig in dem Begriffe der Welt oder in der menſchlichen Entwickelung aufgehen, als er zwiſchen Gott und Welt die Kluft des Judaismus ſetzte. Zur Unterſcheidung beider genügte ihm (in Anſchluß an jene Worte des Pantänus) der Gegenſatz des ewigen Seins und des vergänglichen Werdens, des Unendlichen und

des Räumlich-Zeitlichen. Gottes Wort im höchsten Sinne (der Logos) ist ihm Gottes Selbstbewußtsein, in der Endlichkeit aber, unter den Menschen, nach Jesu Heimgang, redet dieses Wort zu uns, als unser eigenes Gottesbewußtsein, und wohnt als Geist (Nûs) in den Herzen der Menschen.

Dieses ist nun auch der Sinn der verdächtigten Worte:

„Logos (das Wort) wird auch der Sohn (Christus) genannt, also mit demselben Namen, welchen der Logos des Vaters (das ewige, anfanglose Wort) trägt. Aber es ist nicht dieser Logos, welcher Fleisch wurde (Joh. I, 14), noch auch der Logos des Vaters, sondern vielmehr (wurde Mensch) eine Kraft Gottes, gleichsam ein Ausfluß des Logos selbst, welche, Geist geworden, der Menschen Herzen durchzieht.“*)

Die Bemerkungen des Clemens zu dem Systeme des Theodotus lassen über die Hauptsache keinen Zweifel: Clemens suchte vom transscendentalen, ontologischen Standpunkt zur rein historischen Erscheinung zu gelangen, ohne in die den Gnostikern anklebenden schriftwidrigen Erdichtungen zu verfallen. Der Denker bedarf einer Ueberleitung aus der Betrachtung Gottes an sich zu der Erklärung der menschlichen Persönlichkeit. Diese Ueberleitung hatten die Kirchlichen sich dadurch erschwert, daß sie nicht gehörig unterschieden, einmal den transscendentalen und den weltschöpferischen Standpunkt, trotzdem daß die ersten Worte des Prologs des Evangeliums diesen Unterschied stark genug betonen; zweitens, diesen weltschöpferischen Logos, und den persönlichen Sohn, das menschliche Abbild des auf das Endliche gerichteten göttlichen Willens. Manche von Denen, welche diese Unterschiede richtig im Evangelium erkannten, und deren philosophische und historische Realität verstanden, fürchteten auch wol, durch Geltendmachen der-

*) „Analecta“, Vol. I, p. 305.

ſelben Denjenigen Vorſchub zu leiſten, welche Chriſti Natur weſenhaft von der des Vaters verſchieden annahmen. Zu Photius Zeit hatte man von dieſem Unterſchied zwiſchen Logos und Sohn ſchon lange kein klares Bewußtſein mehr, weil die Concilienformeln ſich zwiſchen die freie philoſophiſche Betrachtung und das Bibelwort geſtellt hatten. Der Sinn der letzten Worte jenes Textes (welcher übrigens die Spuren einer Zuſammenziehung an ſich trägt), kann alſo kein anderer ſein, als daß Clemens die Menſchwerdung Gottes in Jeſus, mit der Wirkung des Geiſtes Gottes in den Herzen der Gläubigen zuſammenſtellte, auf dem guten Grunde des Evangeliums Johannis (XIV—XVII).

Die Auffaſſung des Clemens und ihr kirchlicher Misverſtand ſind von einer welthiſtoriſchen Bedeutung für den Philoſophen, den Ausleger des Evangeliums und den Hiſtoriker. Was iſt denn dieſe byzantiniſche angebliche Rechtgläubigkeit? Wenn die Theologen auch zu allen Zeiten einen beſondern Reiz ſcheinen darin gefunden haben, das Ungereimte und Undenkbare als die höchſte Wahrheit auszugeben, an welche wir gerade deswegen glauben ſollen, weil es undenkbar ſei; ſo hat doch dieſe Vorſtellung (eigentlich nur eine Bankbruchserklärung) lange aufgehört, die ernſten und aufrichtigen Geiſter zu befriedigen. Vielmehr findet eine ſolche rohe Auffaſſung des Göttlichen ihre Entſchuldigung oder wenigſtens ihre Erklärung nur darin, daß die Religion als etwas Aeußerliches angeſehen werde, und Gottes Offenbarung als eine willkürliche, von der Vernunft getrennte That des Ewigen. Allerdings zeigt nun des Clemens Beiſpiel, daß der blos ſpeculative Philoſoph jenen rohen oder ſophiſtiſchen Männern gegenüber eben ſo verloren iſt als der bloße Forſcher. Glücklicherweiſe weiſt aber auch daſſelbe

Beispiel auf eine von der ganzen weitern Geschichte des Christenthums bezeugte Thatsache hin, daß weder Aberglaube noch Unglaube im Stande sind, das vereinigte Rüstzeug des Geistes, Gedanken und Forschung, auf diesem Gebiete anders als durch Feuer und Schwert mit Erfolg zu bekämpfen. Wir meinen die organische Vereinigung des dialektischen Denkens mit der philosophisch-historischen Forschung. Eine Philosophie, welche schriftkundig und fähig ist den Buchstaben der Bibel richtig auszulegen, vermag die Bodenlosigkeit jener Voraussetzungen nachzuweisen: und das philologische Gewissen eines Zeitalters, welches zugleich der dialektischen Methode mächtig ist, läßt sich nur in Strömen Bluts auf eine Zeit lang ersticken.

Das ganze Bewußtsein des Clemens von Gottes Gegenwart in der Welt ist evangelisch. Es beruht auf jener Scheidung und Verbindung von Gott und Welt, von Gedanke und Erscheinung. Daraus erklärt sich der kühne Ausdruck in der Ansprache an die Hellenen (I, 10 vgl. 1):

> „Der Logos nahm die menschliche Maske an, und umkleidete sich mit Fleisch; und also spielte er das Erlösungsdrama der Menschheit, auf der Schaubühne der Welt";

womit man den Ausspruch über das Leben des wissenden Gläubigen vergleichen muß (Strom. VII, 11), in welchem er von „dem Gnostiker" (dem Wissenden, vernünftig Gläubigen) sagt:

> „er spielt untadelig das Drama des Lebens, welches Gott ihm aufzuführen gegeben hat."

Also die Erscheinung des Logos in Christus ist nicht eine scheinbare, wie die doketischen Gnostiker behaupteten, sondern eine wesenhafte, wirkliche. Hierin liegen zwei Folgesätze,

deren erſter bei ihm ausgeſprochen iſt. Das Leben der Nachfolger Chriſti iſt ihm ein weſenhaft göttlich-menſchliches: folglich auch (was er jedoch nicht ausſpricht) nothwendig das Leben der gottſuchenden Menſchheit und zwar insbeſondere der Chriſtenheit, als eines Ganzen in der Zeit: denn die Göttlichkeit der Natur des Menſchengeſchlechts iſt des Clemens Grundgedanke.

Gehen wir näher ein auf die philologiſch-geſchichtliche Begründung, welche Clemens für den Nachweis dieſes Gottesbewußtſeins zu finden ſuchte; ſo muß uns jetzt allerdings Manches dabei ſeltſam und kaum begreiflich vorkommen. So mögen wir lächeln, wenn der geiſtvolle Alexandriner, bei der Behandlung der Ueberlieferung hinſichtlich Jeſu Leben nach der Auferſtehung, ernſthaft die Meinung ausſpricht, daß Chriſtus nach der Auferſtehung nur deshalb Speiſe zu ſich genommen, damit ſeine Jünger nicht an der Wirklichkeit ſeines Leibes zweifeln möchten (Strom. VI, 9). Wir ſollten jedoch dabei bedenken, daß die ſyſtematiſch geregelte Verachtung neuer und neueſter Theologen für die göttlichen Naturgeſetze und für die göttliche Wirklichkeit, namentlich im menſchlichen Organismus nicht weniger willkürlich iſt, und dem unbefangenen, denkenden Chriſten eben ſo anſtößig ſein muß. Wir brauchen deshalb, hier wie dort, nicht das Wahre zu verkennen, was ſich, wenigſtens bei den tiefern jener Theologen findet. Sie haben nicht Recht wegen ihrer Auslegungen, ſondern trotz derſelben. So ſagt jener Pantänus zu dem Pſalmvers (XIX, 4):

„Er hat der Sonne eine Hütte gemacht, an ihnen (den Enden der Welt)“,

welchen die Alexandriner falſch überſetzt hatten:

„Und er ſetzte in die Sonne ſeine Hütte.“

Man verstehe (sagt er) nach Hermogenes „die Hütte" vom physischen Leibe des Herrn, oder von den Gläubigen, seinem geistlichen Leibe: man habe es aber von beiden zu verstehen, denn die Schrift brauche prophetisch oft die gegenwärtige Zeit statt der zukünftigen oder der vergangenen. Clemens stimmt ihm darin ausdrücklich bei, und führt den Gedanken weiter aus.*) Nach der Vergangenheit hin bezieht sich ihm der Ausspruch auf die Erstgeschaffenen, die höchsten Engel; nach der Zukunft geht er auf die Gesammtheit der Gläubigen, denn alle Gläubigen bilden ja den Einen Leib Christi: sie also werden am Ende der Dinge in die Sonne versetzt werden. Was kann grundloser und bodenloser sein als eine solche Auslegung! Es ist vom Leibe des Herrn in keiner Weise die Rede. Aber daß der Leib Christi die Gesammtheit der gläubigen Menschheit bedeuten müsse, wenn von demselben im Sinne des Geistes und der Weltgeschichte die Rede ist, das ist bei dem Allen doch wahr. Und das glaubte Clemens behaupten zu können und führte es verständig aus: und so hat er Recht im Gedanken, trotzdem daß er Unrecht hat in der Auslegung.

So entwickelt sich denn auch dem Clemens, ungehindert von seinen verfehlten allegorischen Auslegungen, und ganz organisch, aus seiner Grundanschauung von der wirklichen Gegenwart Gottes in der Menschheit und ihrer Geschicke jene tiefe und klare Auffassung der Weltgeschichte, welche ihn von seinen Vorgängern und Nachfolgern unter den Vätern der griechisch-römischen Kirche so wunderbar auszeichnet. Wir

*) „Analecta", Vol. I, p. 311 sq. (Christianity and Mankind, Vol. V.)

können dieſes Gottesbewußtſein in unſerer jetzigen philoſophiſchen Sprache etwa ſo ausdrücken:

> die Anerkennung einer Weltordnung in der Geſchichte, als einer göttlichen Erziehung unſers Geſchlechtes zur Erkenntniß des Guten, und als des wahren Sinnes deſſen was man Vorſehung (Providentia, Pronoia) nennt.

Neander hat die wichtigſten Stellen des Clemens über dieſen Punkt mit beſonderer Vorliebe und Klarheit zuſammengeſtellt*): man kann ſagen, daß dieſer Gedanke die Form und Folge aller ſeiner Werke erklärt, von der „Anſprache" und dem „Pädagogen" bis zu den „Teppichen" (Stromaten) und den bisher zu ſehr vernachläſſigten, weil nicht verſtandenen „Umriſſen" (Hypotypoſen).

Gott, ſagt Clemens, hat zwei Wege gewählt zur Vorbereitung der Erlöſung durch Chriſtus und ſein Evangelium: das Geſetz der Juden und die Philoſophie der Hellenen. Die Philoſophie iſt nicht (wie das abergläubiſche Buch Henoch es ausſpricht und Viele, damals wie jetzt, ſich oder Andern es glauben machen möchten), eine Mittheilung der böſen Geiſter, ſondern eine herrliche Gabe Gottes und ein rechtmäßiges Seitenſtück zum Geſetze — als Vorbereitung. Sie gehört zum göttlichen Erziehungsplane der Menſchheit. Es war jene geiſtloſe Anſicht des Buches Henoch, welche den ſchroffen Gegenſatz der Gnoſtiker hervorrief: Clemens überwand dieſen, und ſah in der Vorzeit die vorbereitende Gnade und Wahrheit Gottes. So wenig wie das Geſetz kann die Philoſophie, ſagt er, volle Gerechtigkeit geben; zur Rechtfertigung des

*) „Kirchengeſchichte", I, 921—935.

Menſchen mußte für beide die Erlöſung kommen, Gottes rettende That durch Chriſtus. Aber was die Propheten für die Juden waren, das ſind die Auserwählten unter den Hellenen, ihre Weiſen, welche „die Ohren des Volkes gewöhnten an die große frohe Verkündigung". Das Chriſtenthum vollendet, wie das Geſetz ſo auch die Prophetie. Der ſaftige, wilde Oelbaum wird durch die eingeflößte göttliche Nahrung zum edeln Fruchtbaum: das Licht, welches die Philoſophie wie durch ein Brennglas künſtlich der Sonne entwendet, ſcheint jetzt der Menſchheit unmittelbar als volles Sonnenlicht, erleuchtend und erwärmend. Die erhabenſte Faſſung dieſes Gedankens liegt wol in der herrlichen Stelle der Teppiche (I, 13):

„Die barbariſche (jüdiſche) und die helleniſche Philoſophie haben gewiſſermaßen die ewige Wahrheit in Stücke zerriſſen, eine Zerreißung, nicht die mythiſche von Dionyſos, ſondern der Gottesweisheit (Theologie) vom Worte des Ewigſeienden. Wer nun das Zerriſſene wieder zuſammenfügt, und das Wort ganz und Eins macht, der wird wahrlich ohne Gefährde die Wahrheit ſchauen."

Vermittelſt dieſer erhabenen Anſicht vermochten auch die dem Clemens ſich anſchließenden Alexandriner das Wahre anzuerkennen, welches manchen der Häreſieen zu Grunde lag: ſie vermochten unweſentliche Abweichungen zu unterſcheiden von Widerſtreit in den Hauptpunkten. Die weltgeſchichtliche Darſtellung, die rein gegenſtändliche Wiſſenſchaft der Geſchichte war damit begründet — wenigſtens für die Nachwelt.

Daß Clemens dabei oft fehlgriff, war zum Theil Mangel an philoſophiſcher Methode, beſonders aber Unkunde der Grundſprache des Alten Bundes. Daß er jenen Grundgedanken nicht weiter verfolgte, hatte auch außerdem ſeinen Grund in der betrübten, ja verzweifelten Weltlage: es wurde den beſten Geiſtern ſo ſchwer, in jener Wirklichkeit Gottes

Hand zu erkennen und beſonnener Hoffnung für die Zukunft auf dieſer Erde Raum zu geben. Um ſo erfreulicher iſt es zu ſehen, daß er, im Glauben an den Sieg des Reiches Gottes auf dieſer Erde, und alſo an den Fortſchritt der Menſchheit auf der durch Chriſtus gewieſenen Bahn zu dieſem Ziele, das Böſe nicht für ewig hielt: denn das heißt philoſophiſch und bibliſch nichts Anderes, als es in Gott, den Ewigen ſelbſt ſetzen. Was Origenes metaphyſiſch zu begründen ſuchte, iſt von Clemens vollkommen klar ausgeſprochen: am Ende der Dinge ſteht die Ueberwindung des Böſen auf der Erde; ſelbſt der Teufel wird einſt zur Erkenntniß der Liebe Gottes kommen.

Wir können alſo abſchließend ſagen, die leitenden Geiſter der alexandriniſchen Gemeinde waren die geiſtigſten Organe der damaligen Chriſtenheit, und bildeten das Gottesbewußtſein Jeſu, auf Grund der Verkündigung und Anwendung der Apoſtel, insbeſondere des Paulus und Johannes, mit einer wunderbaren Uebereinſtimmung gläubig und philoſophiſch aus. Die Verfaſſung wie die Gottesverehrung der Gemeinden ſtimmt harmoniſch mit dieſen erſten Verſuchen des chriſtlich-ariſchen Geiſtes zuſammen. Geiſt und Wort, Vernunft und Gewiſſen, Forſchung und Gemeindeleben waren nicht getrennt: es ſtand nichts Hemmendes zwiſchen Gott und dem Menſchen.

Es bleibt uns nun noch übrig die ganze große Erſcheinung dieſes bibliſch-chriſtlichen Bewußtſeins von Gottes Gegenwart unter den Menſchen als ein großes Ereigniß in der Entwickelung des geiſtigen Kosmos zu betrachten, und ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung für alle folgende Jahrhunderte tiefer zu ergründen. Dann erſt werden wir die Gegenſätze des Gottesbewußtſeins der verfolgten und der herrſchenden Kirche vollſtändig würdigen können.

Zuſammenfaſſung und vorſchauender Blick auf das Kommende.

Es iſt unmöglich in dem neuen Bewußtſein von der Gegenwart Gottes unter den Menſchen, welches ſich in der griechiſch-römiſchen Welt, durch das Leben der Gemeinde und die Ausſprüche ihrer Propheten gebildet und während der erſten drei Jahrhunderte bewährt hatte, nicht den Keim einer neuen Epoche der Entwickelung dieſes beſeligenden Bewußtſeins zu erkennen. Die äußere Weltlage war ſeit dem Todespropheten Roms, Tacitus, noch viel ſchlimmer und bedrohlicher geworden, und doch ſchlug im innerſten Herzen der untergehenden Welt ein neues hoffnungsreiches Leben ſittlicher Begeiſterung: nämlich in den chriſtlichen Gemeinden, welche ſich mitten in der Verderbtheit rein erhielten, mitten im Haſſe die Liebe bewahrten, mitten im Jammer bei dem Glauben an Gottes Gegenwart treu verharrten. Durch die Heroen des chriſtlich-griechiſchen Schriftthums ward dieſes Leben in Verbindung geſetzt mit dem Edelſten und Höchſten der Bildung und Begeiſterung der Alten Welt: das Chriſtenthum erkannte ſich als Religion des Geiſtes und der Menſchheit. Die Menſchheit hatte durch das Chriſtenthum wieder Achtung vor ſich ſelbſt gewonnen, und zwar durch die Kraft der mit Gott verſöhnten ſittlichen Perſönlichkeit und durch den Glauben an dieſe Perſönlichkeit.

Auf der andern Seite iſt nicht zu verkennen, daß auch dieſem Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit ein Todesgefühl in Beziehung auf die Wirklichkeit beigemiſcht war. Die Reiche dieſer Welt mußten untergehen, denn ſie waren ja Feinde Chriſti: Chriſtus war zwar nicht bei dem Falle Jeruſalems erſchienen; wohl aber wird er der Welt (das war der verbreitete Glaube der Chriſten jener Zeit) ein Ende machen bei dem Untergange Roms, deſſen Senat und Ariſtokratie den eigentlichen Kern des heidniſchen Elements und der Chriſtenfeindſchaft darſtellten. Allerdings war ein neuer göttlicher Ausgangspunkt gegeben und ein einiges, ſeliges Ziel vor Aller Augen aufgeſteckt: die Erſcheinung Jeſu als des Gründers des Gottesreichs auf der Erde, und der ſichern Hoffnung der Vollendung des hier beginnenden ewigen Lebens in Gott. Aber der Weg zu dieſem Leben ging für den Einzelnen durch den leiblichen Tod, für die Menſchheit durch den Untergang der Welt, das heißt des Erdkreiſes. Die Erde der Gegenwart lag zu ſehr unter dem Fluche, als daß der Himmelsſtrahl einer glücklichen Zukunft ihre Dunkelheit hätte erleuchten können. Das Gefühl des verwirkten Todes, des unvermeidlichen Untergangs, lag gewiſſermaßen noch tiefer in den Herzen der Gläubigen als in denen der Heiden. Allerdings verſchloſſen ſich die Anhänger der alten Religionen dem Gefühle der ſtrafenden göttlichen Gerechtigkeit, ſei es aus Unglauben an dieſe, ſei es aus römiſchem Nationalſtolz. Wie ſollte Rom untergehen können! Das war die letzte Stütze der Zweifler, daß wenn Rom unterginge, auch die von ihm beherrſchte Welt untergehe; darüber waren Heiden und Chriſten im Allgemeinen einig. Wir ſehen jetzt, auf der Höhe von mehr als anderthalb Jahrtauſenden, wol alle ein, daß Rom untergehen mußte, weil es der Mittelpunkt des Verderbens

war, welches ſich über die Erde als Tyrannei und Selbſtſucht ergoſſen, weil ſich in ihm das Selbſtiſche, in einer faſt übermenſchlichen Stärke der Bosheit verkörpert hatte. Wir wiſſen nun auch thatſächlich, daß gerade aus Roms Untergange ein neuer Morgen für die Erde aufging. Aber das glaubte kein Heide, und nur wenige Chriſten gaben ihrem Glauben an das Gottesreich dieſe Faſſung.

Alſo in dem Gefühle der Auflöſung und des Verſinkens in immer ſchwerere Verwickelungen und ſchlimmere Zuſtände trafen die Chriſten mit den Heiden zuſammen: nur die Juden hatten bereits ihr Schlimmſtes erfahren, und für Jahrhunderte tiefen Haß gegen das Beſtehende eingeſogen. Die Chriſten waren nicht hoffnungslos wie die Heiden: aber ihre Hoffnung war nicht für dieſe Erde: ſie ging auf ein Jenſeits. Doch fehlte es nicht ganz an ſolchen, welche den Wink der göttlichen Fügung beim Falle Jeruſalems richtig verſtanden, nämlich ſo, daß man beim Untergange Roms keine perſönliche Wiederkunft Chriſti zum allgemeinen Gerichte zu erwarten habe. Dieſe nun hielten ſich an die Geſichte und Deutungen des ſchauenden Jüngers in der Apokalypſe. Doch auch hier war Alles dunkel, außer den drei größern Weiſſagungen: von der Rettung der Gemeinde beim Umſturze des Tempels, von der unvermeidlichen Zerſtörung des römiſchen Reichs, und von der Erſcheinung des neuen Jeruſalems. So blieb alſo mehr oder weniger für Alle der überwältigende Eindruck des Todes. Die Leichen der drei großen Volksthümlichkeiten der Alten Welt lagen gleichſam zur Todtenſchau vor dem Betrachter, obwol nur das jüdiſche Staatsleben wirklich vernichtet war. Sie waren dem Verderben geweiht, jede durch eine eigene, vorherrſchende Sünde. Der Grieche wollte nur genießen und ſpiegelte ſich wohlgefällig in ſeinem Ich, ſeiner

Weisheit und Kunſt: der Römer wollte Alles beherrſchen, um ſeiner kalten Selbſtſucht mehr und mehr zu fröhnen: der Jude wollte ſich feindſelig abſchließen als Volk Gottes, aber ſeine habſüchtigen Reichen unterdrückten mehr und mehr ihre Armen. Allen dreien verkündete nun der Chriſt das Ende der Welt, wenn er vom Griechen Enthaltſamkeit und ſtrenge Reinigkeit forderte, vom Römer dienende Liebe und Demuth, und vom Juden Aufgeben ſeiner abſtoßenden Abgeſchloſſenheit um Aeußerlichkeiten willen, und ſeines unmäßigen Strebens nach Gelderwerb.

Ein volles, geſundes Bewußtſein der Gegenwart Gottes in der Welt konnte ſich bei dieſer Weltlage auch unter den Chriſten nicht bilden. Das Große in der weltgeſchichtlichen Anſchauung der geiſtreichſten und aufſtrebendſten unter ihren Leitern, der Alexandriner, war das Feſthalten des Glaubens an die ewige Liebe Gottes, welche ſich in Jeſus offenbart, des Glaubens, daß Gott die Geſchicke der Menſchheit nicht allein mit Allmacht und Gerechtigkeit leitet, ſondern auch mit ewiger Liebe. Es iſt mit dieſer Anſicht, daß Origenes dem ſkeptiſchen und verzweifelnden Celſus entgegentritt, und in ihr liegt ſeine größte Kraft. Gleichzeitig wurden die Verfolgungen der Kaiſer immer ſyſtematiſcher und grauſamer, eben weil die Chriſten bereits eine Macht waren. „Das Ende der Welt iſt nahe", ſagte man in den Verfolgungen Diocletians und des Maxentius. Da zog 312 Konſtantin nach dem Siege bei der milviſchen Brücke in Rom ein, und 325 war er Alleinherrſcher. Das Chriſtenthum aber ward Staatsreligion. Nach kurzem Kampfe unter Julian ſtand die katholiſche Kirche unter dem großen Theodoſius als herrſchende Körperſchaft da. War das das Ende der Welt oder das Ende des gemeindlichen apoſtoliſchen Chriſtenthums? So

mögen wir nach anderthalb Jahrtauſenden wol fragen. Die Welt iſt noch da, und an die Stelle des heidniſchen Weltreichs ſind längſt chriſtliche Völker getreten: aber ſind ſie die Neue Welt, oder liegt die Menſchheit noch in Kämpfen? und in welchen? und weshalb?

Ehe wir in die Darſtellung des großen anderthalbtauſendjährigen Dramas der ariſchen Menſchheit und der tragiſchen Geſchichte ihres Gottesbewußtſeins von der wahren Gegenwart Gottes eintreten, iſt es offenbar wichtig, daß wir uns die bleibenden, ewigen Errungenſchaften des Gottesbewußtſeins der erſten drei chriſtlichen Jahrhunderte in ihrer Tiefe anſchaulich zu machen ſuchen.

Die drei großen Faktoren oder wirkſamen Kräfte jenes Bewußtſeins, welche ſich uns während der frühern Jahrtauſende nur in der Vereinzelung oder in Kämpfen und Widerſprüchen gezeigt haben, waren zum erſten male ganz rein erſchienen: Gott, Menſch, Gemeinde. Gott, als der Ewige: die einzelne Menſchenſeele, als der endliche Geiſt, welcher im Ewigen die Urſache des Weltalls, und ihrer ſelbſt ahnt oder ſchaut: die Gemeinde endlich, welche ſich als die Menſchheit, die Eine, göttlich Vereinigte erkennt, das heißt, als ein Ganzes nicht blos in dem Nebeneinander der einzelnen Geſchlechter, ſondern auch in ihrer Folge und Dauer.

Von dieſen drei Faktoren des Gottesbewußtſeins war der erſte die jüdiſche Vorausſetzung des Chriſtenthums. In der That hatte die Menſchheit im abrahamiſch-moſaiſchen Bewußtſein von der Gegenwart Gottes die Einzigkeit des Ewigen ſo rein und klar vor Augen, daß ein anderer Ausgangspunkt nicht möglich war für die Weltreligion des Geiſtes. Die Urſache und fortdauernde Urſächlichkeit der ſichtbaren, vergänglichen Dinge kann ſelbſt nicht ſichtbar, endlich, ver-

gänglich ſein, nicht ein Weſen, das man in Form und Geſtalt faſſen könnte, nicht einmal in die Schranken des Weltalls. Dieſe ewige Urſächlichkeit nun iſt eine ſittlich-vernünftige, gute, ja das ewige Gute ſelbſt, und hat alſo ihr endliches Abbild in dem Gemüth des Menſchen.

Aber die griechiſch-römiſche Religion war nicht im Stande den zweiten Faktor zu liefern, die göttlich-menſchliche Perſönlichkeit. Allerdings ruht das Eigenthümliche des helleniſchen Gottesbewußtſeins auf der Annahme der Menſchwerdung Gottes: aber als Verwirklichung dieſer Idee ſtanden nur erdichtete Heroen da, Götterſöhne von zweideutiger Sittlichkeit, und an deren Göttlichkeit auch der Fromme nicht mehr glaubte, weil die Wirklichkeit dieſem Glauben zu ſehr widerſtritt. Auch der Philoſoph wußte damit nichts anzufangen, da die Vielheit der Götter den erſten Faktor verdunkelt und alſo die Bedeutung des zweiten, auch der Idee nach verringert hatte. Dieſer Faktor war aber jetzt durch Jeſu Lehre, Leben und Sterben gegeben, und ſo war die Idee einer göttlich-menſchlichen Perſönlichkeit, als verwirklichter Gotteserſcheinung, in das Bewußtſein jener Gemeinde eingetreten, welche an den Ewigen glaubte, ohne an das jüdiſche Geſetz gebunden zu ſein, und die Gegenwart Gottes anderwärts als in der Menſchenbruſt und in der geſammten Menſchheit zu ſuchen. Der Glaube an den Ewigen bleibt nicht allein der Ausgangspunkt des chriſtlichen Bewußtſeins von Gottes Gegenwart unter den Menſchen; er kommt erſt jetzt recht zum Durchbruch. Jeſus erkannte ſich als unmittelbares Werk und Wirkung des Ewigen, durchaus gleicher Natur mit dem Ewigen, natürlich im Endlichen und in deſſen Schranken: der Vater (der Ewige) iſt größer als der Sohn, aber der Sohn iſt derſelben Art, und thut auf der Erde, im Gemüthe der Menſchen, was der

Ewige im Weltall. Er ist also die erscheinende Gottheit, die von allen Völkern und Weisen geahnte, aber nie geschaute und in der Wirklichkeit erkannte Gegenwart des Ewigen. Nach den Aussprüchen Jesu und dem Gebrauche der apostolischen Schriften heißt der Ewige allein Gott: oder, mit anderer Wendung, Gott an sich heißt nur der Ewige. Diese Anschauung, dieser Gedanke gründet sich auf die unmisverständlichsten Aussprüche Jesu: weder die Gemeinde noch ihre Propheten anerkannten irgend einen andern Ausdruck als gerechtfertigt.

Eben so gewiß und sicher nun erkannten sie in sich selbst die zeitliche Verwirklichung des andern der beiden erscheinenden Faktoren des Bewußtseins von der innigsten Gegenwart Gottes in der Welt: die Gemeinde, das heißt, die als Einheit der Erlösten sich empfindende Menschheit. Diese Verwirklichung nun war erscheinend und nicht erscheinend zugleich, jenes in den einzelnen an Jesus als den Heiland sich anschließenden Persönlichkeiten, dieses in ihrem Verbande, in dem Geiste, welcher sie aus Vielen zu Eines machte. Ohne ihre Individualität zu vernichten, erhob dieser Geist die Menschen vielmehr zur vollkommenen Persönlichkeit, zu freien Wesen, welche sich verstehen und innerlichen Frieden genießen. Dieser Geist war nicht etwas Gemachtes oder auch nur etwas Menschliches, das heißt Endliches. Es war der Geist des Ewigen, welcher durch die Vermittelung der ersten sittlich vollkommenen und bewußten Persönlichkeit sich in die Menschheit ergoß, sie zu dem wahren Leibe des Auserwählten bildend, das heißt, zu einer über die Schranken des kurzen persönlichen Lebens der Einzelnen zu unbegrenzter Einheit und zu fortschreitender Vollendung. Also die Erscheinung selbst ist zeitlich, endlich, vergänglich, wie bei Jesu, aber sie setzt sich in unabsehlicher Reihe fort, als im Geiste zu schauendes Ganze, und was

in ihr weſenhaft erſcheint, iſt der bewußte Geiſt, nicht irgend eine geſchaffene Naturkraft, nicht einmal das geſammte ſichtbare Weltall mit ſeinen Kräften, ſondern der Ewige ſelbſt und unmittelbar. Wir ſind alſo geſchichtlich befugt, für die Erklärung dieſer beiden Faktoren, Menſch und Menſchheit, den einfachern Ausdruck zu gebrauchen:

> Gott der Ewige iſt Menſch geworden in Jeſu, und ſeit deſſen Heimgange zum Vater iſt Gott Menſch werdend bis ans Ende der Welt in den Geſchlechtern der Menſchen, alſo in der gläubigen Menſchheit.

Jene Verwirklichung ſteht vollendet und verklärt da, dieſe geht unter unſern Augen vor ſich, und jeder Einzelne von uns ſoll in dieſe fortſchreitende Einleibung Gottes als weſentlicher Theil eingehen, und dort als göttliche Perſönlichkeit Das wiederfinden, was er aus dankbarer Liebe als ſelbſtiſches Ich freiwillig aufgegeben hat zum Beſten der Brüder.

Auch dieſes Bewußtſein der göttlichen Wirklichkeit des dritten Faktors iſt in jenen Jahrhunderten unverkennbar, eben ſowol in den bewußten Ausſprüchen ihrer Propheten, als in dem über das begriffliche Denken erhabenen, weil Wirklichkeit gewordenen, göttlich-menſchlichen Leben der Gemeinde. Es erſcheint in dieſem Leben die Gemeinde als eine dreifach geweihte. Zum erſten male hatte ſich das in den heiligen Verſammlungen anſchaulich gezeigt: die Gemeinde füllte das Gotteshaus und die Stätte ihrer heiligſten Gemeinſamkeit (Communion) war das Allerheiligſte im Tempel. Die Gemeinde heißt und iſt das Gotteshaus. Zum erſten male trat die tiefe, unergründliche Bedeutung des Opfers bei

der Anbetung zum Vorſchein: die Gemeinde ſelbſt war ſich Opfer und Prieſter zugleich, ihr Gelübde der Hingebung war die Wahrheit aller jüdiſchen wie aller heidniſchen Sinnbilder. Die Gemeinde iſt der wahre Leib des Herrn, und wird im täglich erneuten Opfer dargebracht. Zum erſten male endlich fühlte ſich die Gemeinde als Menſchheit, nicht als Nation oder Staatsanſtalt. Die Gemeinde iſt das Gottesreich auf der Erde. Alles Dieſes iſt nicht durch philoſophiſche Weisheit gemacht, ſondern, wie mit göttlicher Nothwendigkeit, von ſelbſt aus dem Bewußtſein der gläubigen Gemeinde über den Erdkreis hervorgegangen. Es muß alſo hier der ewige Logos ſelbſt wirkſam ſein, das ewige Geſetz aller Einwirkung. Wenn aber dem ſo iſt, ſo mußte der dritte jener Faktoren ganz beſonders eine entſcheidende Wirkung auf die Geſtaltung des geſammten Gottesbewußtſeins der chriſtlichen Menſchheit ausüben. Denn in ihm vereinigt ſich das Ewige als bewußter Geiſt der Gottheit mit dem Endlichen.

Bedenken wir nun, welche Kraft zum Leben oder zum Tode in dieſer erſten reinen Darſtellung der Harmonie der drei nothwendigen Faktoren des Gottesbewußtſeins verborgen liegt. Dergleichen war nie vorher dageweſen, obwol zu allen Zeiten erſehnt, angeſtrebt: es war eine ſo gänzliche Umkehr alles Beſtehenden, daß es im Kampfe mit demſelben untergehen oder die ganze Welt umkehren mußte. Es iſt unnöthig jetzt noch zu ſagen, welches von Beiden erfolgt iſt.

Aber es mußte nun auch in dem immer ſich mehr erweiternden, entwickelnden und verwickelnden Verlaufe jener Vergötterung der Welt ſich kräftiger und alſo bewußter an die ewigen Bedingungen dieſes Verlaufes halten, und hier lag eine der größten Gefahren, auf welche wir am Schluſſe des erſten Hauptſtücks aufmerkſam machten.

Welches ſind dieſe, von unſerm, dem weltgeſchichtlichen Standpunkte?

Der chriſtliche Glaube an den Ewigen bedingt die Einheit des Alls, nicht blos als Idee des ewigen Selbſtbewußtſeins der Gottheit, auch nicht allein in dem erſcheinenden Weltall, ſondern in der menſchlichen Ebenbildlichkeit. Dieſer Bedingung muß nicht allein die Lehre gemäß ſein, das heißt, die begriffliche Entwickelung, ſondern auch das Leben, alſo Verfaſſung und Anbetung. Es muß fortdauernd ausgemerzt werden aus allen Dreien das Selbſtiſche, was ſich nach dem Geſetze aller endlichen Bildung anſetzt, als Heidenthum oder Judenthum. Jenes leugnet praktiſch die Einheit, welche es doch anerkennt, und verliert das Ewige in der Vielheit ſeiner Erſcheinungen. Dieſes leugnet thatſächlich die weſenhafte Gegenwart Gottes in Jeſu und der Gemeinde, alſo in Perſönlichkeit und Menſchheit, obwol es ſie als Heilsſatz annimmt in der Schrift und im Gedanken. So wird ihm alſo wider ſeinen Willen der Ewige, der Alles in Allem Seiende, zum „Alten der Tage" im Sinne eines höchſten Weſens: der Allgegenwärtige wird der nirgends in der Wirklichkeit wahrhaft Seiende. Den Verlauf beider Krankheiten ſahen wir im Heidenthume wie im Judenthume: ſollte er ſich im Chriſtenthume nach andern Geſetzen geſtalten? Sollte nicht auch hier die begriffliche Lehre und das gemeindliche Leben in Wechſelwirkung ſtehen?

Der chriſtliche Glaube an den Gottesſohn heiſcht, nach dem Zeugniſſe der Schrift und der drei erſten Jahrhunderte, die Einzigkeit des Erlöſers als göttliche Bedingung, und die allgemeine Erlöſungsbedürftigkeit als menſchliche Bedingung. Eben ſo fordert der Glaube an den Geiſt einerſeits, daß dieſer Glaube in Gott ſelbſt, als dem in der Geſammtheit

der gläubigen Gemüther ſich Bezeugenden geſetzt, andererſeits, daß ſeine Offenbarung und Verwirklichung weſentlich in der Gemeinde der Gläubigen anerkannt werde. Aus beiden Heiſcheſätzen folgt Großes und Schweres für die weitere Entwickelung der Verfaſſung der chriſtlichen Gemeinde, und noch Größeres und Schwereres für ihre Anbetung. Für die Verfaſſung folgt, daß Chriſtus allein König und Herr der Gemeinde ſei, und ihr Niemand auf Erden „Vater" genannt werden könne, ohne Läſterung. Für die Anbetung folgt, daß kein vom Weibe Geborener angerufen werden ſolle als Gegenſtand der Anbetung und Verehrung, außer dem Gottesſohne und dem Geiſte: der Sohn als vollendetes Weſen des erſcheinenden Ewigen, alſo nach ſeiner ewigen Natur in Gott, nicht als endlicher Lehrer und Prophet, und als der Aelteſte der Gemeinde: der Geiſt als Gott in den Gläubigen. Das empfand nun die Chriſtenheit jener Jahrhunderte ſo ſtark, daß wir noch ziemlich ſpät in einem Concilienbeſchluſſe als feſte Regel und als Geſetz aufgeführt finden, was die alte Sitte geheiligt und feſtgehalten hatte:

> daß bei der Feier des Abendmahls Niemand in der Gemeinde ſolle in den gemeinſamen Gebeten angerufen werden, außer dem Vater.

Aber wie ſchwer wird Beides in Zukunft feſtzuhalten ſein! Die „Gewaltigen und die gnädigen Herren" (um uns an Luthers Ueberſetzung von Luc. XXII, 25 anzuſchließen) werden an die Spitze der Gemeinde des Weltreiches treten: Biſchöfe und biſchöfliche Synoden, Fürſten und Kaiſer. Wenn der Geiſt der Gemeinde nun auch der Herrſchſucht der Könige widerſteht, wird er eben ſo der Herrſchſucht der geiſtlichen Herren widerſtehen? Und wird nicht dadurch die Trä-

gerin des Gottesbewußtſeins im höchſten Sinne, die Gemeinde, betheiligt? wird ihre Bedeutung dadurch nicht im Innerſten angegriffen, erſchüttert, zuletzt vernichtet werden? Und zwar ſelbſt ohne beſonders gewaltthätige und herrſchſüchtige Charaktere, nur durch das Zurücktreten und allmälige Verſchwinden der Gemeinde? Wird nicht ſchon dadurch der „Aelteſte" (Presbyter) aus einem Lehrer und Diener der Gemeinde ein „Prieſter" werden, ein Vermittler, alſo ein Mittler? das geiſtige Opfer der Gemeinde ſeine That, ſein Opfer, alſo etwas Aeußerliches, nur als prieſterliches Werk Bedeutſames? Gott und Chriſtus können nicht gegenwärtig geglaubt und als heilskräftig, erlöſend empfunden werden im Gewiſſen und Gemüthe, und zugleich in einem Geſchöpfe oder gar in einem Machwerke des Menſchen. Wird alſo dadurch nicht das Bewußtſein der Erlöſungsbedürftigkeit, der rechtfertigende Glaube, die perſönliche, ſittliche Religion gefährdet, und es zuletzt unmöglich werden die Einzigkeit des Erlöſers feſtzuhalten? Werden nicht die „Heiligen", das heißt nach Schriftgebrauch, die von der Welt (vom Selbſt) Geſonderten, alſo die Gläubigen, zu kirchlichen, als Helfer anzurufenden „Schutzherren" werden, und ſo praktiſch zum Gegenſtande gemeindlicher Verehrung? Wird dann endlich nicht der ordnende Verſtand dieſe alſo umgewandelten Grundbegriffe als das Gegebene, als das göttlich Ueberlieferte, ja als das Ewige ſelbſt anſehen und behandeln, und aus dem Misverſtande eine Theorie bilden, ein Syſtem machen, den Irrthum zum Unterſcheidungszeichen des Glaubens? Wird alſo dieſes nicht zuletzt als heiliges, ja heiligſtes Geſetz erſcheinen und vom Staate mit äußerlichem Zwange durchgeführt werden müſſen? Denn wie ſollte es ſich ſonſt gegen Schrift und inneres Gottesbewußtſein halten? Und wenn es nicht

abſolute, ewige Wahrheit iſt, was iſt es denn? Und wird es dann nicht ſchlimmer werden als je vorher? „Das Schlimmſte iſt das Verderben des Beſten" (corruptio optimi pessima) ſagt ein alter und weiſer Spruch.

Wir haben geſehen, wie das geſchichtliche Element der Religion ohne ſichere Urkunden nothwendig ſeinen gegenſtändlichen Halt und ſeine Norm verliert, und wiſſen ja, daß die Bibel nicht allein das Beſte und Heiligſte, ſondern auch die einzige wahrhaft geſchichtliche und aus dem Mittelpunkte des allgemeinen innern Gottesbewußtſeins geſchöpfte Urkunde iſt. Der Glaube an die Bibel, als die Urkunde der göttlichen Geſchichte ſteht nicht hemmend, ſondern leitend und tröſtend neben dem innern Gottesbewußtſein des Einzelnen: er erhebt über die Schwankungen, welche nothwendig in der großen geſchichtlichen Entwickelung ſich zeigen. Aber die Bibel deckt ſich nicht mit einem ſolchen Syſtem, denn die Vorausſetzungen, auf welchen es aufgebaut iſt, finden ſich nicht im Evangelium und ſind nachweislich ſpätere Ausartungen Deſſen, was ſich wirklich in ihm findet. Sowie alſo eine ſcholaſtiſche Formulirung eintritt, ſo iſt der Widerſpruch nicht zu verdecken: nur Syſtem oder Bibel kann herrſchen, kann maßgebend ſein. Wird alſo das Wort Gottes, welches als in der Bibel enthalten alle Chriſtengemeinden theoretiſch anerkennen, nicht untergeordnet werden müſſen den Satzungen der Menſchen, alſo das ſpätere Judenthum mit erneuter Kraft wieder die Menſchheit bedrücken?

Wenn Freiheit und Bibel abhanden gekommen ſind, wenn der Ewige zurücktritt hinter irgend einer Vielheit und Erſcheinung, wenn die Einzigkeit des Erlöſers aufhört, wenn das Gewiſſen der Gemeinde unterdrückt, und alſo dieſe ſelbſt vernichtet wird — wie kann da der heilskräftige Glaube in

der kirchlichen Gemeinſchaft bleiben? ja ohne die ewige Vorſehung Gottes überhaupt in der Menſchheit ſich erhalten? Wird der Unglaube nicht eben ſowol die Frucht dieſes Abfalles ſein als der Aberglaube, die bürgerliche Knechtſchaft nicht eben ſo ſehr als die geiſtige? Wird denn Chriſtus nicht von neuem gekreuzigt durch lange Jahrhunderte, während welcher die Seelen der Gemordeten ſchreien: „Herr wie lange?“ (Offenb. V, 10.) Wird nicht der heilige Geiſt Gottes geläſtert werden, durch jene Leugnung des Göttlichen als des Guten, welche nicht vergeben wird, das heißt, die zum entſetzlichen Untergange von Völkern und Staaten führt?

Wir müſſen uns dieſe Fragen ſtellen, denn wir ſind im Begriffe einzuleiten in eine faſt übermenſchlich ſchwere und tragiſche Entwickelung, die vielmehr eine unauflösliche, oder noch nicht gelöſte, Verwickelung iſt.

Zweite Abtheilung.

Erſter Abſchnitt.

Das Gottesbewußtſein der herrſchenden Geiſtlichkeitskirche und ihrer Propheten.

Erſtes Hauptſtück.

Das gemeindliche Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Verfaſſung.

Die Gemeinde, welche im zweiten Jahrzehende des vierten Jahrhunderts, unter Konſtantin in das Weltreich eintrat, als erſtberechtigte und herrſchende, und unter Theodoſius, 60 Jahre ſpäter, bereits als die alleinberechtigte und verfolgende daſtand, war ſeit dem Ende des vierten Jahrhunderts allmälig eine biſchöfliche Geiſtlichkeitskirche geworden. Das brüderliche Gemeindegefühl war dem körperſchaftlichen gewichen, die Gemeindeälteſten wurden Liturgen, ihre Vorſteher regierende Biſchöfe. Die Scheidewand zwiſchen Laien und Geiſtlichen, das heißt, dem chriſtlichen Volke und ſeinen Lehrern, wurde immer ſichtbarer. Doch blieben noch die alten Grundanſchauungen von Verfaſſung und Anbetung; es ſtand nichts

zwiſchen Gott und der Gott ſuchenden Seele, zwiſchen dem Glauben der Gemeinde und dem evangeliſch-apoſtoliſchen Worte Gottes. Um hier nicht allgemein Bekanntes aufführen zu müſſen, wollen wir nur auf das Kennzeichnende aufmerkſam machen, welches die großen Phaſen der pathologiſchen Entwickelung von einander ſcheidet, in den ſeitdem verfloſſenen mehr als funfzehn vollen Jahrhunderten.

Denn als eine krankhafte, pathologiſche werden wir dieſe Entwickelung doch erkennen müſſen, wenn wir auf das Gottesbewußtſein Jeſu als das untrügliche Muſterbild, auf das Bewußtſein der Apoſtel und der apoſtoliſchen Gemeinden als ein im weſentlichen muſtergültiges Vorbild zurückblicken. Dann aber fordert auch eine mehr als anderthalbtauſendjährige Geſchichte den Forſcher ernſt zu der Frage auf, ob die in ihr unverkennbar ſichtbare folgerichtige Entwickelung, nach ihrer uns vorliegenden Thatſache, ein Weg zum Leben oder zum Tode geweſen ſei?

Im Allgemeinen wird alſo wol Niemand beſtreiten, daß die Kirche des Zeitalters von Konſtantin bis Juſtinian II. (312 bis 692) eine biſchöfliche Geiſtlichkeitskirche genannt werden muß. Zur nähern Bezeichnung aber wird ſie als biſchöfliche Concilienkirche zu faſſen ſein: denn gleichzeitig mit dem Umſchwunge der Stellung des Chriſtenthums zum römiſchen Reiche verſammelt ſich ein allgemeiner Kirchenrath, ausſchließlich aus Geiſtlichen, und faſt ganz aus Biſchöfen beſtehend, in Nicäa, um eine theologiſche Formel aufzuſtellen über den Glauben der Gemeinde an Vater, Sohn und Geiſt, eine ſyſtematiſche Lehrformel, als Glaubensformel. Dieſem erſten Concil folgten vier andere (bis 685), allgemeine oder ökumeniſche Synoden, deren Beſchlüſſe im Abendlande wie im Morgenlande anerkannt wurden, während die Beſchlüſſe des

konſtantinopolitaniſchen Concils (692) über Kirchenrecht und Disciplin im Abendlande keine Anerkennung fanden. Die Spaltung war eine rein kirchenrechtliche: die Päpſte fanden die von jenem Concil zuſammengeſtellten ältern Kirchengeſetze (Canones) ihren Anſprüchen nicht genügend. Doch ſtand feſt, daß die Concilien über dem Papſte ſeien.

Die biſchöfliche Concilienkirche war nun im Laufe des fünften und ſechsten Jahrhunderts allmälig eine Patriarchenkirche geworden, wo zuletzt das alte und neue Rom ſich gegenüber ſtanden. Im Oſten ſtellte ſich Byzanz zuerſt nur neben Alexandrien und Antiochien, und jede dieſer drei Hauptkirchen ſuchte aus dem Einfluß auf den unter ihr ſtehenden Theil des Reiches ein Recht des Herrſchens zu machen, und die ſelbſtändigen erzbiſchöflichen und biſchöflichen Sprengel der übrigen größern Gemeinden in den Hintergrund zu drängen. Es begreift ſich, daß der Sitz von Konſtantinopel durch den Einfluß des kaiſerlichen Hofes ſich immer mehr erhob über die ältern Hauptkirchen des Oſtens. War ſchon die Wahl der Biſchöfe durch Volk und Geiſtlichkeit, welche die alten Kirchengeſetze vorſchreiben, ausſchließlich oder überwiegend in die Hände der Geiſtlichkeit gekommen; ſo waltete bei den höhern Stellen der Einfluß des Kaiſers und ſeines Hofes vor, und es ließ ſich auch der Einfluß der Mönche ſehr bedeutend verſpüren. Die ſogenannte rechtgläubige morgenländiſche Kirche iſt die Kirche der Kaiſerſtadt, welche die Nationalkirchen wie die ſyriſche und armeniſche unterdrückte, und dann dieſe mit Ketzernamen brandmarkte. Dieſe Uſurpation hat ſich ſelbſt im Sprachgebrauche feſtgeſetzt.

Im Weſten wurde, bei ähnlichem Entwickelungsgange, der Sitz von Rom ſeit dem Untergange des Reichs im fünften Jahrhunderte vor allen andern mächtig. Doch ſtellt ſich noch

Gregor der Große zu den Sitzen von Mailand und Aquileja als zu seines Gleichen, während er die Bischöfe seiner Reichsprovinz (des cisalpinischen Italiens, Siciliens und Afrikas) als seine Untergebenen behandelt. Erst die Verbindung Roms mit dem karolingischen Herrscherhause der katholischen Franken machte die westliche Kirche zur päpstlichen. Die Entwickelung dieser Kirche mußte eine aufsteigende werden, denn im Westen regte sich frisches Leben, bei aller Zerstörung, in Folge des germanischen Blutes, während der Osten, durch Muhammed erschüttert, mehr und mehr zusammenbrach und asiatische Zustände annahm, die alte Kaisergewalt aber im westlichen Europa, selbst in Italien, im achten Jahrhunderte ganz verschwand.

Den weltgeschichtlichen Wendepunkt bezeichnet die Krönung des Frankenkönigs Karls des Großen in der römischen Peterskirche am Weihnachtsfeste des Jahres 800; damit beginnt das germanische Mittelalter und seine Kirche, die päpstliche Concilienkirche. An die Stelle jener allgemeinen Concilien traten jetzt Provinzialconcilien, von den Päpsten geleitet: die Formulirung der Christologie war vollendet, und die Nationalitäten ordneten ihre kirchliche Gesetzgebung selbst, unter der Leitung der Päpste, und mit mehr geduldeter als anerkannter, mehr thatsächlich nebenher gehender als organisch theilnehmender Wirksamkeit der Fürsten.

Wenn nun schon unter dem bischöflichen System die große Gemeinde der Griechen und Römer vor der Hierarchie fast verschwand, wie viel mehr mußte dieses der Fall sein bei dem päpstlichen System! Die vereinzelten Synoden konnten sich nicht halten gegen die in jeder Beziehung überlegene päpstliche Macht, und oft auch nicht ohne dieselbe. Das fränkische Volk hatte schon unter Karl dem Großen an den

Concilienbeſchlüſſen ſo wenig Theil als an den Kapitularien. Die kirchliche Gemeinde trat, aus mehren Gründen, gerade ganz beſonders bei den germaniſchen Stämmen zurück. Auf der Uebergangsſtufe zur romaniſchen Bildung waren ſie gegen ihre römiſchen Lehrmeiſter wehrlos. Sie hatten das Chriſtenthum ſchon als ein Kirchenthum empfangen, mit dem Gottesdienſte in fremder Sprache, und mit einer lateiniſchen Bibel, aus welcher ſich die Franken und Sachſen, nicht mehr wie einſt die Gothen, eine deutſche Bibel bildeten, ſondern nur Evangelienharmonien für die Mutterſprache zuſammenſchrieben oder dichteten.

Als im zwölften Jahrhunderte die bürgerliche Gemeinde mächtig geworden war durch die Städte, und als die Völker anfingen ſich eine ſelbſtändige Bildung zu erwerben, begann der Kampf zwiſchen den parlamentariſchen Concilien und den Päpſten, welche ſeit Innocenz III., zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, ſich als unumſchränkte Herren der Chriſtenheit, über Völker, Könige und Kaiſer erklärt hatten. Aber weder Konſtanz noch Baſel vermochte die päpſtliche Alleinherrſchaft zu brechen, da die Concilien auf dem hierarchiſchen Prinzip blieben ohne deſſen letzte Folgerung anzuerkennen. Es zeigte ſich vielmehr immer deutlicher, wie es unmöglich war, ohne die Gemeinde eine Reform der Kirchenverfaſſung zu erringen. Das Tridentiniſche Concil endlich, veranlaßt und erzwungen durch diejenigen Dynaſtien, welche ſich dem gemeindlichen Prinzip aus Herrſchergründen widerſetzen mußten, beſiegelte die unumſchränkte Regierung der Kirche durch den Papſt. Daß hieraus auch das päpſtliche Recht der Geſetzgebung in Glaubensſachen folge, war zweifelhaft, bis in unſern Tagen Pius IX. die Frage dadurch thatſächlich entſchieden hat, daß er eine Schulanſicht, welche ſeit dem elften Jahrhundert viele

der bedeutendsten und frömmsten Väter der lateinischen Kirche bekämpft hatten, die Sündlosigkeit der Empfängniß der Jungfrau Maria, aus eigener Machtvollkommenheit zum Glaubenssatze erhob.

Der Umschwung dieses Gottesbewußtseins ist nicht allein ein bedeutender, sondern ein Umschwung zum positiven contradictorischen Gegentheil, schon vom Standpunkte der weltgeschichtlichen Entwickelung, auch ohne alle Rücksicht auf die entsprechenden Ergebnisse der andern, mehr geistigen Entwickelungsreihe, welche wir später zu betrachten haben.

Die Gründe dafür sind insbesondere folgende zwei. Erstlich ist die Thätigkeit und entscheidende Mitwirkung der Gemeinde, nach deren verschiedenen Sphären, unumgänglich nothwendig zur Erfüllung des göttlichen Planes des Evangeliums. Es genügt dafür auf jede Seite der Evangelien zu verweisen, insbesondere auf die von uns oben vorgelegten und erläuterten Stellen. Der Gemeinde des christlichen Volkes ist der Geist Gottes gegeben, und die höchste Macht der Schlüssel. Wie kann also das contradictorische Gegentheil, die volle Aufhebung des Ausgangspunktes, das Richtige und eine Entwickelung zum Leben sein? Alle Grundbegriffe sind versetzt, ja umgeschlagen ins Gegentheil, zuerst thatsächlich, dann prinzipiell. Wir finden statt des christlichen Volks eine priesterliche Körperschaft: statt des Gottesworts in der Bibel und im Gewissen der Vernünftigen, die geistlichen Gesetze einer priesterlichen Körperschaft: statt freier Berathung der Gemeinde und ihrer Abgeordneten mit den Verwaltern der Kirchenämter, den absolutesten aller Despotismen, denjenigen, welcher sich zum Herrn der Gewissen macht, und über Thatsachen mit göttlicher Unfehlbarkeit entscheidet. Und zwar von Rechts wegen, und zwar von wegen eines hei-

ligen Rechts! Und doch bezeugen unbeſtreitbare Thatſachen, daß die Beſchlüſſe dieſer abſoluten Macht zum Theil auf erlogenen oder wenigſtens betrüglich eingeführten Verfügungen, viele der übrigen auf Misverſtand beruhen. Es gibt zu ihrer geſchichtlichen Rechtfertigung, bei dem gegenwärtigen Stande der hiſtoriſchen Forſchung, nur ſentimentale Phraſen der Romantiker oder auch Sophismen, faſt ſo arg, wie die einiger ſogenannten Proteſtanten, welche in unſern Tagen die Vernunft abgeſchworen haben und das Recht des Gewiſſens leugnen, ohne zu merken, daß ſie ſich dadurch für Unvernünftige und Gewiſſenloſe erklären.

Daneben nun wird, ſelbſt von jener Prieſterſchaft, welche ſich praktiſch an die Stelle des Wortes Gottes geſetzt wie an die der Gemeinde, die Bibel, und insbeſondere das Evangelium, im Prinzipe als maßgebend anerkannt, obwol das beanſpruchte ausſchließliche Recht der Auslegung dieſe Anerkennung aufhebt und verſpottet. Wenn ſich alſo nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, alſo aus dem maßgebenden Anfangspunkte, immer ſtärker und folgerichtiger das unbedingte Gegentheil entwickelt hat; ſo müſſen wir ſchon von dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Unterſuchung fragen: Steht etwa die chriſtliche Menſchheit gerade jetzt am Rande eines furchtbaren Zwiefalles? Das Dilemma würde folgendes ſein. Entweder iſt die ſittliche Weltordnung eine Täuſchung und das Evangelium eine Lüge, die Religion aber ein abgethanes Kinderſpiel: oder die Entwickelung, welche folgerichtig dahin geführt hat, iſt nicht die chriſtliche, nicht die des geiſtigen Kosmos, nicht die Gottes, ſie iſt ein Abweg, nicht ein Weg des Lebens, ſondern des Todes.

Alſo vom Evangelium und den Apoſteln aus führt der Pfad nicht zur Hierarchie. Aber die von uns oben angeführten Thatſachen reichen hin zu beweiſen, daß wir, zwei-

tens auch nicht von der vorkonſtantiniſchen Gemeinde zum hierarchiſchen Syſtem gelangen. Dieſe, mit Recht apoſtoliſch genannte Kirche wird nun doch von allen Gemeinſchaften ſo weit mindeſtens als muſtergültig angeſehen, daß Niemand leicht wird zugeben wollen, es finde ein weſentlicher Gegenſatz ſtatt zwiſchen den eigenen Zuſtänden und dem dort ſich offenbarenden innern Lebensgange. Am wenigſten wird die äußerliche Fortſetzung der alten Kirche, die biſchöfliche, dieſen Standpunkt nehmen können. Es iſt aber durchaus mislungen, trotz aller Anſtrengungen, ja es iſt mit jedem Fortſchritte der Forſchung unmöglicher geworden nachzuweiſen, oder auch nur glaublich und denkbar zu machen, die Verfaſſung des abſoluten Prieſterthums ſtehe im Einklange, und nicht im vollen Widerſpruche, mit jenen drei erſten Jahrhunderten vorkonſtantiniſcher Entwickelung. Aus dem zuerſt mehr negativen Beweiſe iſt allmälig ein überwältigender poſitiver geworden.

Alſo ſollen wir etwa die in unſern Tagen auch von einem proteſtantiſchen Kirchenrechtslehrer mit großer Salbung und Zuverſicht verkündigte Lehre von der Umkehr der Wiſſenſchaft predigen, und die hiſtoriſche Forſchung eben ſowol als die philoſophiſche Betrachtung abweiſen, ſei es, um uns in den Schooß eines proteſtantiſchen Oberkirchenrathes oder in die Arme des Papſtthums zu werfen? Oder ſollen wir vielleicht lieber den Ernſt der Forſchung durch den Ernſt der Geſinnung verſchärfen, und die Ergebniſſe auf das Leben anwenden? Jedenfalls ſcheinen uns, nach ſichern Zeugniſſen, zwei Thatſachen feſtzuſtehen; einmal, daß die anderthalbtauſendjährige Entwickelung der kirchlichen Verfaſſung allerdings eine folgerichtige Ausbildung des hierarchiſchen Prinzips ſei: dann aber, daß wir in unſern Tagen bei den äußerſten Folgerungen eines Syſtems angelangt ſind.

Neben dieſer Betrachtung ſteht der Nimbus der Heiligkeit einer mit Gottes Geiſte unfehlbar ausgerüſteten, ſich ſelbſt geſchloſſen fortpflanzenden Hierarchie nicht der Barbarei noch auch der verneinenden Gottloſigkeit oder dem Leichtſinne der Verzweiflung und des Laſters entgegen, ſondern wir finden ihn durch die Geſchichte ſelbſt gegenübergeſtellt einem wahrhaft göttlichen Lichte, welches am hellſten und reinſten im Evangelium leuchtet. Gewiß iſt das Gewand göttlich, mit welchem die Hierarchie ſich umhüllt: aber gehört es ihr? Iſt es nicht vielmehr der Gemeinde entwandt, welcher es der Erlöſer gegeben mit den erhabenſten Verheißungen, und der es durch Gewalt und Täuſchung entriſſen worden? „Gott will ſeine Ehre keinem Andern geben", ſagt die Schrift. Auch hat, wie wir geſehen, bis jetzt noch Niemand ſie ſich genommen, ohne vom göttlichen Gerichte ergriffen zu werden.

Was nun neben dieſer Entwickelung und unter dieſer Verfaſſung aus der andern Grundanſchauung des maßgebenden Gottesbewußtſeins, der Anbetung, geworden ſei, wollen wir nun in möglichſter Kürze, aber doch urkundlich, betrachten. Denn hier iſt der geiſtige Mittelpunkt der Tragödie der europäiſchen Menſchheit.

Zweites Hauptstück.

Das gemeindliche Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Anbetung.

Einleitung.

Indem wir zu der Betrachtung des andern Punktes des gemeindlichen Lebens der kirchlichen Gemeinde übergehen, betreten wir das Heiligthum des in Gott versenkten Geistes, der ihren Ursprung suchenden Seele, der Weihe der Gemeinschaft der Menschheit. Alles was den Gottesdienst, oder, besser ausgedrückt, die Anbetung betrifft, pflegt selbst die ganz Weltlichen und Ungläubigen mit einem Schauer der Ehrfurcht zu erfüllen. Die Gottheit wird bei der Anbetung der Gemeinde gegenwärtig gedacht in einem ganz besondern Sinne, und die Betrachtung dieser Gegenwart fällt nothwendig in den Mittelpunkt des Kreises unserer Forschung. Wir wollen daher einige Worte des Verständnisses vorausschicken, über das Verhältniß der kirchlichen Formeln dieses Bewußtseins von der Gegenwart Gottes, welche dabei allerdings einigermaßen berührt werden.

Wir bitten Jeden Folgendes zu bedenken. Es würde

eben ſo ſehr ungeſchichtlich als unpſychologiſch ſein, zu leugnen, daß die Frömmigkeit und Anbetung weniger hervorgeht aus dem Syſtem der Lehre, als das Syſtem aus dieſer. Die Frömmigkeit und die Andacht der Chriſten ſind da vor allen Dogmen. Sie ruhen auf innern Zuſtänden, welche keineswegs immer den dogmatiſchen Anregungen entſprechen. Wer im Hauſe Gottes wohnt, kümmert ſich weniger um die Leitern als Die, welche ſie aufſtellen, um zu verſuchen ins Haus zu kommen. Die Anbetung iſt urſprünglich im Menſchen, ihre Anfänge ſind älter als alle geſchichtlichen Ordnungen. So iſt denn aber auch zweitens im Chriſtenthum das Allgemeine zu unterſcheiden von dem Beſondern. Das Geheimniß der Verbindung der Seele mit dem Leiden Jeſu iſt eine mächtige Anregung der anbetenden Menſchheit, und die Empfindung ſeiner Kraft unabhängig von der dogmatiſchen Beſtimmung über die Art ihrer Einwirkung. Endlich kann auch das Feſthalten an der Wahrheit des Empfindens jener göttlichen Kraft ſich im Gemüthe erhalten, eben ſowol trotz der dogmatiſchen Beſtimmung über das was außer der Empfindung liegt, als durch dieſelbe. Anders allerdings verhält es ſich, wenn die Beſtimmungen über dieſes Aeußerliche als höchſte kirchliche Wahrheit ſollen geltend gemacht, und zum Zeichen der Gemeinſchaft mit Chriſtus und Gott erhoben werden. Dann kommt die Sache vor den Richterſtuhl der Philoſophie und der Forſchung, und das fromme Gemüth kann von einer freien Unterſuchung der Wahrheit niemals berührt werden.

Jede theologiſche Lehre (Dogma) beſteht aus zwei Elementen, welche man ſondern muß: aus theologiſch-philoſophiſchen Vorausſetzungen und Annahmen, und aus einer als offenbart zu Grunde gelegten Thatſache. Bei der Miſchung beider wird nun nicht ſelten das thatſächlich Geſchichtliche

in Folge einer nicht ganz reinen und klaren Entwickelung verkehrt aufgefaßt, ja das Urſprüngliche iſt in einer gegebenen Zeit vielleicht ſchon in ſeiner wahren Geſtalt entweder nicht mehr bekannt, oder nicht mehr verſtändlich. Das Schlimmſte aber iſt, daß oft die Worte bleiben, während der Sinn ſich umkehrt. Wir machen dieſes durch ein Beiſpiel anſchaulich. Die Worte

Presbyter — Eccleſia — Sacrificium — Sacramentum

bedeuten nachweislich die erſten Jahrhunderte hindurch, wie wir geſehen:

Aelteſter — Gemeinde — Dankopfer — Gelübde

und eben ſo gewiß in der mittelalterlichen Kirche:

Opferprieſter — geiſtliche Körperſchaft — Sühnopfer — magiſches Werk.

Es iſt eben ſo voreilig zu ſagen, dieſes ſei nicht möglich, als eine ſolche Umwandlung bedeute nichts. Aber es iſt auch eben ſo unbillig zu behaupten, es könne eine ſolche Umwandlung nur durch Betrug und hierarchiſche Zwecke entſtanden ſein, als dem hiſtoriſchen Nachweiſe, daß eine ſolche Umwandlung ſtattgefunden, den vermeintlichen Beweis der Unmöglichkeit entgegenzuſetzen. Allerdings kennt die Weltgeſchichte keine größere Umwandlung als die des Glaubens an die wahrhafte Gegenwart Gottes im Herzen der Abendmahlsgenoſſen in den Glauben an die wirkſame Gegenwart Gottes in der Hoſtie. Aber beide halten ein Wunder feſt, und zwar das einer weſenhaften Verwandlung. Herz oder Hoſtie, das iſt hier der Zwiefall. Für den folgerichtigen Denker und für das gläubige Volksbewußtſein gibt es nur Ein Dilemma. Die Wahrheit und Wirklichkeit der Gegenwart iſt entweder im Geiſte oder ſie iſt im Brote und Wein. Geſetzt nun, es wäre die erſte verdunkelt durch Veräußerlichung der Grund-

begriffe, welche dabei zur Sprache kommen, wie soll sie von einer Gemeinschaft, welche sich gleichsam verhängnißvoll, durch den Zug nach begrifflicher Folgerichtigkeit an das Aeußerliche anklammert, anders festgehalten werden als am entgegengesetzten Ende? Das mag Manchen seltsam vorkommen, aber es ist geschichtlich und philosophisch wahr. Irgendwo müssen Gewähr und Zeichen der göttlichen Wirklichkeit sein: sind sie nun nicht in der Gemeinde und ihrem häuslichen und öffentlichen Leben; wo sollen sie denn anders sichtbar werden als in den äußern Zeichen ihrer Gemeinschaft? und was sollen diese anders werden als Christi Fleisch und Blut? Alles Dazwischenliegende ist willkürlich, unbefriedigend für den Verstand wie für das ursprüngliche Gottesbewußtsein. Wenn nun eine Versetzung (Metastase) jener Grundbegriffe stattfand, dabei aber doch der Glaube an die Gemeinschaft mit Gott und deren umwandelnde Kraft in den gläubigen Gemüthern blieb; was konnte Anderes erfolgen als daß man bei dem Untergange der Gemeinde und ihres freien Lebens gerade die diametral entgegengesetzten Punkte auch hier festhalten mußte, aus Besorgniß am Glauben überhaupt Schiffbruch zu leiden, und den Gott zu verlieren, welchen die Seele sucht um zum Frieden zu gelangen? Was von einem andern Standpunkte Aufgeben des Glaubens an Christus heißen muß, konnte ja auf jenem verhängnißvollen Wege nur als nothgedrungenes, redliches Bekenntniß des Glaubens an eine anerkannt göttliche Wahrheit erscheinen. Es wird sich vielleicht in einer Realphilosophie des Gottesbewußtseins nachweisen lassen, daß dieser tragische Verlauf nach einem göttlichen Naturgesetze erfolgt, welches eben so gewiß ist, wie das Gesetz, wonach die Körper zur Zersetzung und Auflösung gehen, aber viel klarer, weil aus der Natur des Geistes erklärbar,

Allerdings wird, nach der bisherigen Forſchung, aus einer ſolchen Verſetzung und Umwandlung des Sinnes der Grundbegriffe ſich doch früher oder ſpäter die Nothwendigkeit ergeben, den eigentlichen Gegenſtand und die urſprüngliche Grundlage des kirchlichen Glaubens eben ſo diametral umzukehren. Chriſtus findet ſich nicht mehr als der Gegenſtand, die Bibel nicht länger als die Grundlage, des chriſtlichen Glaubens, ſelbſt wenn man es wollte und wünſchte. Wenn man an eine ewige Weltordnung glaubt, an Chriſtus als den Erlöſer, und an den Geiſt als das Leben der Gemeinde der Gläubigen; ſo muß das Verſchwinden der weſenhaften Bedeutung von Vater, Sohn und Geiſt, und des Glaubens an die Bibel als die geſchichtliche Offenbarungsquelle der Offenbarung dieſer Gottheit, die bedenklichſten Folgen haben. Hört das unmittelbare Verhältniß der einzelnen Gläubigen, alſo auch die innige Verbindung von Brauch und Geſinnung, von Religion und Sittlichkeit nicht nothwendig auf, wenn ſtatt aller jener göttlichen Kräfte eine Körperſchaft ſich als das Organ darſtellt, durch welches Gott zur Menſchheit redet? Ja, wenn dieſe allein, oder ihr Haupt, die Wahrheit vernimmt, ſo werden ſie gar nicht umhin können, dem chriſtlichen Volke das Wort Gottes zu entziehen, und von ihm nur Dasjenige mitzutheilen, was ihnen geeignet ſcheint, und in der Form, welche von ihnen vorgeſchrieben iſt.

Mit Denen nun, welche einer ernſten geſchichtlichen Forſchung, und der chriſtlichen und menſchlichen Berechtigung einer ſolchen Stellung nachzugehen ſich im Gewiſſen nicht frei fühlen, wird kein Vernünftiger rechten. Unſere Leſer aber ſind ſolche, welchen die Wahrheit der Geſchichte heilig, die der Geſchichte Gottes und der göttlichen Dinge in der Menſch-

heit aber das Heiligſte, und ihre Erkenntniß für den Seelenfrieden das höchſte Ziel iſt. Es iſt dabei einerlei, ob ſie von dem Glauben an eine von Gottes Geiſt unfehlbar beſeelte Körperſchaft, oder von dem Glauben an das Bibelwort und die Geſchichte deſſelben ausgehen. Es handelt ſich in der Geſchichte um Thatſachen und deren nachweislichen Zuſammenhang unter einander und mit Gewiſſen und Vernunft. Der Ausgangspunkt kann ganz verſchieden ſein, und iſt oft zufällig, aber von Allen kann ein aufrichtiges Streben nach dem Ziele gefordert werden, denn dieſes iſt Wahrheit und Seligkeit.

Nach dieſer Bevorwortung gehen wir alſo unbedenklich an die Kennzeichnung der Epochen jener Umwandlung, mit urkundlicher Nachweiſung der ſchlagenden Thatſachen. Hinſichtlich mancher Einzelheiten müſſen wir uns auf die ausführlichen Darſtellungen in „Hippolytus und ſeine Zeit" beziehen, ſowol im erſten als im zweiten Bande. In dieſem Werke ſind auch die liturgiſchen Urkunden der öſtlichen wie der weſtlichen Kirchen bis zum achten Jahrhundert kritiſch zum erſten male, nach ihrer hiſtoriſchen Ordnung, zuſammengeſtellt.*)

*) „Hippolytus und ſeine Zeit", I, 372—417; II, 363—618. In der zweiten engliſchen Ausgabe „Analecta", als Theil V und VI, von Christianity and Mankind.

Erster Zeitraum.

Das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Abendmahlsfeier vom vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts (325 — 800): fünf Jahrhunderte.

Wir haben in dem erſten Zeitraum geſehen, wie die Feier des Gedächtnißmahles allmälig eine gottesdienſtliche wurde, und mit dem Lob- und Dankgebete, oder der Weihung der Gemeinde im Frühgottesdienſte in Zuſammenhang gebracht ward. Der Begriff des Opfers war und blieb dabei von der Abendmahlsfeier als ſolcher durchaus getrennt. Das Weihegebet, hervorgegangen aus dem alten Tiſchgebete, wie Chriſtus daſſelbe gehoben und geheiligt hatte, war ein freies, und ſchloß immer mit dem Gebete des Herrn: auch dieſes allein genügte als Segensgebet. Ein Lobpſalm blieb heilige Sitte nach dem Mahle, ebenfalls nach altjüdiſchem Gebrauch. Die übrigen Gebete, vor wie nach dem Mahle, gehörten dem gewöhnlichen Gottesdienſte zu: ſo namentlich die vom Apoſtel empfohlene Fürbitte für das Volk Gottes, welches auf dem Erdkreiſe zerſtreut iſt, und für alle Menſchen. Da hierbei viel Oertliches und Stehendes vorkam, ſo finden wir hier

auch zuerſt ſtehende Formeln: ſo in der alexandriniſchen Gemeinde, wie aus des Origenes Anführungen hervorgeht. Iſt für dergleichen einmal der paſſendſte Ausdruck gefunden, ſo iſt es gerathen ihn, wenn auch mit einer gewiſſen Freiheit im Gebrauche, feſtzuhalten, wodurch die Vorſtellung des Zuſammenhangs der Geſchlechter und Zeitalter der Chriſten der Gemeinde nahe gebracht wird.

Dieſes nun blieb äußerlich der Charakter der gemeindlichen Anbetung im vierten Jahrhundert, oder in der Zeit vom Anfange Konſtantins bis zum Tode Theodoſius des Großen, dem Zeitalter zweier großen liturgiſchen Namen, Baſilius und Chryſoſtomus. Die liturgiſchen Ordnungen, welche den Namen dieſer beiden Männer tragen, und die mit ſehr bedeutenden Erweiterungen des achten und neunten Jahrhunderts die Grundlage des Gottesdienſtes der byzantiniſchen Kirchen bilden, ſind erſt im fünften Jahrhundert entſtanden. Wir haben die ſchlagendſten Zeugniſſe aus den echten Schriften jener großen Theologen, für die Annahme, daß damals das Weihegebet vor dem Genuſſe des Abendmahles noch ein durchaus freies blieb, in welchem es weſentlich war den heiligen Geiſt herabzurufen auf die Gemeinde und die zum heiligen Mahle beſtimmten Elemente. Der Segen über die Gemeinde bezieht ſich aber auf das erneuerte Gelübde der verſammelten Gläubigen, ihr Leben dem Dienſte des Herrn und der Brüder zu weihen. Hier alſo haben wir das urſprüngliche Gottesbewußtſein. Daß keine Feier ohne Communion der Gemeinde war, verſteht ſich von ſelbſt: aber Chryſoſtomus klagt in einer ſeiner Predigten, daß das verſammelte Volk nicht, wie ſonſt, jedesmal an dem Mahle Theil nehme, ſondern zuſehe, wie die zur Austheilung deſſelben um den Tiſch des Herrn verſammelte Geiſtlichkeit daſſelbe mit

einander begehe. Alſo gegen Ende des vierten Jahrhunderts zeigt ſich der Fluch des Abſterbens des Gemeindegefühls bereits in dem Mittelpunkte der gemeinſamen Anbetung. In dieſem entſcheidenden Punkte ſtand der Entſchluß frei, das ewige Dankopfer der Chriſten, die That der Erlöſten bis zum Ende der Welt, zu trennen von einer Feier, welche keinen Sinn hat, wenn ſich keine Theilnehmer finden. Man that das Gegentheil: die Elemente des Einen und des Andern, des Lobopfers und des Mahles, waren ſo innig verbunden in der feſtgewordenen Liturgie, die Körperſchaft der Geiſtlichkeit ſtand ſo entſchieden bereits an der Stelle der Gemeinde, daß man, dem verhängnißvollen Drange folgend, die Communion der Geiſtlichen feierte auch ohne Theilnahme der Gemeinde. Man that es jedoch mit ausdrücklicher Klage über die Veränderung, und man war ſich ſchwerlich der daraus gewiſſermaßen mit Nothwendigkeit hervorgehenden Folgen bewußt.

Die Verdunkelung der Grundbegriffe der chriſtlichen Anbetung ſteigerte ſich durch das Anwachſen der liturgiſchen Formeln und verleſener Gebete im fünften Jahrhunderte. Es tritt immer mehr eine dem ſinkenden Geiſte der Zeit entſprechende Veräußerlichung des Opferbegriffes hervor. Wie ſollte es auch anders ſein, wenn die einzige von Chriſtus geheiligte Trägerin des Bewußtſeins von der innerſten und höchſten Gegenwart Gottes in der Menſchheit und Welt, die Gemeinde, mehr und mehr zurücktrat, wie allenthalben, ſo auch in der Bethätigung bei der Feier des Mahles? Die Handlung blieb: aber ſie wurde aus einer That der Gemeinde die Handlung der Geiſtlichkeit: alſo für die Gemeinde im Großen eine Darſtellung, ein heiliges Drama. Dem lag nahe eine Ausſchmückung des Aeußerlichen durch Myſticismus, das heißt

durch ſchwärmeriſche, alſo willkürliche Behandlung deſſelben. Wenn das wahre Myſterium der Wirklichkeit, das Gottesbewußtſein der Seele ſich verdunkelt, ſo muß ein falſches Myſterium an die Stelle treten: denn ein Myſterium iſt der Geiſt immer für die Natur: und daher ſucht es der Menſch, in ſich oder außer ſich, weil er ſich des Unterſchiedes des Geiſtes von der Natur, des Ewigen vom Vergänglichen, im Innerſten bewußt iſt.

Um ſo merkwürdiger iſt eine klaſſiſche Stelle in dem Werke des Auguſtinus von dem Staate Gottes (X, 6), welche wir im Hippolytus, deutſch und im Urterte, gegeben und erläutert haben.*)

Wir heben nur hervor, daß Auguſtin, in dieſer ausführlichen und tiefen Auseinanderſetzung des chriſtlichen Opferungsbegriffs, denſelben auf rein evangeliſch-apoſtoliſche Weiſe ohne alle Beziehung auf das Abendmahl entwickelt.

„Ein wahres Opfer iſt jedes Werk, welches gethan wird, damit wir mit Gott in heiliger Gemeinſchaft verbunden werden mögen, indem es alſo auf jenes Gut als Zweck bezogen wird, durch das wir wahrhaft ſelig werden können .... Es iſt uns aber vom Apoſtel anbefohlen, ſolche Werke in dieſem Sinne zu vollbringen (Röm. XII): Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig ſei, welches ſei euer vernünftiger Gottesdienſt. Wie vielmehr wird dann die Seele ein Opfer, wenn ſie ſich gänzlich an Gott hingibt, auf daß ſie von dem Feuer der göttlichen Liebe entzündet werde und ſo die Form weltlicher Begierde verliere, umgeſtaltet durch ihre Unterwerfung unter Ihn, der da gleichſam die unveränderliche Form ſelbſt iſt, und Ihm angenehm werde durch Das, was ſie von ſeiner Schönheit empfängt ..... Hieraus folgt unzweifelhaft, daß die ganze erlöſte Gemeinde (civitas), d. h. die Geſammtheit und

*) „Hippolytus und ſeine Zeit", I, 410 fg.

Gemeinſchaft der Heiligen (Gläubigen), Gott dargebracht wird, als ein Geſammtopfer, von dem Hohenprieſter, der in ſeinem Leiden ſich ſelbſt für uns darbrachte in Knechtsgeſtalt, auf daß wir der Leib zu einem ſolchen Haupte würden. Weil es dieſe Knechtsgeſtalt iſt, die er opferte, ſo wird er auch in dieſer Geſtalt geopfert: weil er derſelben zufolge der Mittler iſt, ſo iſt er in ihr zugleich Prieſter und Opfer."

Alſo Auguſtinus kennt nur Ein wirkliches Opfer, die freie Hingebung des eigenen Willens und des Lebens: das heißt, er nimmt als das wahre das einzige an, welches Evangelium und Gottesbewußtſein kennen. Das Urbild dieſer Hingebung iſt das Opfer Chriſti im Leben und im Sterben: deshalb, wie jeder Menſch Prieſter, ſo iſt Chriſtus Hoherprieſter, und wie jeder Menſch ſein Selbſt opfert, alſo zugleich Prieſter und Opfer heißen mag, iſt Chriſtus das ewige Opfer, als das Haupt des Leibes, deſſen Glieder die Gläubigen ſind, alſo die erlöſte Menſchheit. In der menſchlichen Knechtsgeſtalt ſind und werden beide Opfer dargebracht, alſo menſchlich.

Alles Dieſes iſt von dem Opfer Chriſti am Kreuze und von Chriſti darin liegender hohenprieſterlicher Vertretung der Gemeinde geſagt, ohne jede Beziehung auf das Abendmahl. Erſt nachdem er dieſe Verbindung unſers Opfers der dankbaren Liebe mit dem Leiden Jeſu, als der Vollendung ſeines Lebensopfers, aus einander geſetzt, fügt Auguſtin abſchließend hinzu:

„Dies iſt das Opfer der Chriſten, die da Alle ſind Ein Leib in Chriſtus. Und dieſes feiert beſtändig die Gemeinde in dem Sakramente des Altars, welches die Gläubigen kennen: ſie lernt bei dieſer Feier, daß ſie, die Gemeinde, ſelbſt dargebracht wird in Dem, was ſie darbringt."

Das heißt: Was die Gemeinde bei der Feier des Abendmahls thut, indem ſie Wein und Brot darbringt (nach der auch

damals noch allgemeinen Sitte der Oblation) iſt ein äußeres Zeichen, ein Sinnbild der eigentlichen, innern That, nämlich daß ſie ſich ſelbſt opfert durch das erneuerte Gelübde dankbarer Hingebung. Gott will nicht Brot und Wein, ſondern das dankbare, ergebene, fromme Herz und deſſen Gelübde, und das Sinnbild iſt an ſich nichts oder vom Böſen.

Dieſelben Formen und dieſelbe Grundanſchauung finden wir auch in dem der Mitte des fünften Jahrhunderts angehörigen Formulare der Abendmahlsfeier, dem Werke aus der Zeit Leos des Großen, welches man aus dem Gregorianiſchen Kanon, vom Ende des ſechsten, ausſcheiden kann.*) Aber das Weihegebet iſt dann bereits ein ſtehendes und viel mehr ritualiſtiſches als innerliches geworden, und die Rückſicht auf die äußerliche Handlung der Oblation und die Elemente tritt in demſelben Maße hervor, als die Gemeinde, ihr Gelübde und ihre Wirkung zurücktreten. Die Oblation begann eine ſymboliſche Handlung der Geiſtlichkeit zu werden, und wurde eben wie die Elemente ſelbſt myſtiſch, ſo wie die lebendige Grundidee ſich verdunkelte.

Doch iſt dabei auch der Einfluß zweier anderer Umſtände nicht zu überſehen. Wir meinen die dogmatiſche Bildung der Lehre von der Perſon Chriſti durch die ſechs großen Concilien und die im achten Jahrhunderte bereits ſtark hervortretende Verehrung der Heiligen, insbeſondere der Jungfrau Maria.

Jene dogmatiſche Beſtimmung der Begriffe von Vater, Sohn und Geiſt, welche einerſeits durch die Verdunkelung des Begriffs und des Lebens der Gemeinde bewirkt wurde, konnte auch auf der andern Seite nicht verfehlen ihre Wir-

*) „Analecta“, Vol. III (Liturgica).

kung auf die Stellung des Gottesdienſtes zum Leben auszuüben. Die Vermiſchung des Ewigen mit dem Endlichen, welche früh ſchon ſich geltend machte in der Vermiſchung des Begriffes des ewigen Wortes, als einer im Ewigen ſelbſt ſich bewegenden Entgegenſetzung von Sein und Denken, mit der Erſcheinung dieſer weltſchöpferiſchen Kraft in der Perſon Jeſu von Nazareth, und beider mit der geſchichtlichen Ueberlieferung vom jüdiſchen Meſſias (Chriſtus) hängt innerlich zuſammen mit jener Gleichſtellung des innern Lebens der Geſinnung mit dem Gelöbniß im Gottesdienſte. Die Geltendmachung der Widerſprüche, welche aus jedem unzuläſſigen Handhaben metaphyſiſcher Begriffe nothwendig entſtehen, als heiliger Myſterien der Glaubens, mußte auch das reine Gottesbewußtſein der anbetenden Gemeinde trüben, und mehr und mehr zwiſchen Seele und Evangelium eine unlebendige Formel ſetzen. Eine unlebendige Chriſtologie ohne alle entſprechende Anthropologie trat lähmend ins Herz der heiligſten Feier, nämlich in die Idee des Opfers, den Grundbegriff aller Anbetung.

Noch offener liegt der Einfluß zu Tage, welchen die Verehrung der Heiligen ausüben mußte zur Abſchwächung der Empfindung der perſönlichen Erlöſungsbedürftigkeit durch Jeſus allein und Niemand daneben. An die Stelle des ewigen Myſteriums trat auch dadurch das übereinkömmliche, äußerliche Myſterium, alſo das Sakrament nach dem Sprachgebrauche der weſtlichen Kirche. Gleichermaßen mußte die Vorausſetzung des Chriſtenthums, der Glaube an den Ewigen, geſchwächt werden durch den Heiligendienſt.

Wir werden hiernach die Formel dieſer erſten Handlung der großen Tragödie etwa folgendermaßen ſtellen können:

gerechtfertigte Theorie hervor: die Lehre, daß der wesentliche Theil der Feier nicht die Communion, d. h. der gemeinsame Genuß des Mahles sei, sondern die Consecration. Verhängnißvoll war es dabei, daß die besondere Form der unterdessen immer allgemeiner werdenden römischen Meßordnung nach dem Gregorianischen Kanon, es leichter machte, an jenes Misverständniß noch ein zweites und nicht geringeres zu knüpfen. Consecration heißt in der alten Kirche, und zwar auch in der westlichen, das Gebet, wodurch der Geist Gottes herabgefleht wird auf Gemeinde und Speise. Bei der großen Verkürzung der Formel für dieses Gebet und Veräußerlichung ihres Inhalts, fiel also der ganze Nachdruck der Handlung, nicht allein auf diesen Punkt, der durch Emporheben der zu segnenden Elemente sichtbar hervortrat, sondern geradezu auf Das, was nur der üblich gewordene einleitende Bibeltext zum Weihegebete sein sollte, die Einsetzungsworte. Damit war der Uebergang zum Magischen vollendet: das Aussprechen jener Worte ward der Gipfelpunkt der Handlung, nicht einmal das Gebet selbst, viel weniger noch Das, wofür das Gebet nur die Einleitung und Vorbereitung bildet, wie das Tischgebet für das Familienmahl. Auch hier jedoch zuerst nur durch die Macht der Form jener Feier, durch das Thatsächliche, nicht durch den Gedanken, das Dogma. Da entbrannte um die Mitte des neunten Jahrhunderts ein gelehrter Streit über den Sitz der wirklichen Gegenwart des göttlichen Geistes in der Abendmahlsfeier, welcher die ganze allmälig eingerissene Versetzung der Grundbegriffe und die daraus hervorgegangenen Verwirrungen, Gegensätze und Widersprüche enthält. Wir werden, unserm Grundsatze getreu, aus den Streitschriften der damaligen Hauptkämpfer, zweier gelehrter Geistlichen, des Mönches Paschasius Radbertus, Abts

von Corvei, und des Rabanus Maurus, Erzbiſchofs von Mainz, die einſchlagenden Stellen vorlegen. Jener Mönch, welchem auch die natürliche Geburt Jeſu von der Maria nicht göttlich-wunderbar genug ſchien, und der an ihre Stelle ein unnatürliches Hervorbrechen des Kindes ſetzen wollte, ſagt Folgendes (Gieſeler, II, §. 14):

„Man muß glauben, daß Brot und Wein nach der Conſecration nichts Anderes ſeien als Chriſti Fleiſch und Blut: das Fleiſch iſt durchaus kein anderes als das, welches von Maria geboren ward, welches am Kreuze litt, und welches aus dem Grabe auferſtand . . . Da es nun nicht erlaubt iſt, Chriſtus mit den Zähnen zu verſchlingen, ſo wollte er, daß in dieſem Myſterium Brot und Wein durch die Conſecration des heiligen Geiſtes wahrhaft zu ſeinem Fleiſche und Blute, der Kraft nach (potentialiter) geſchaffen, und durch dieſes Schaffen täglich für das Leben der Welt in myſtiſcher Weiſe geopfert werde, damit wie von der Jungfrau durch den Geiſt wahres Fleiſch geſchaffen wird ohne Beiwohnung, ſo durch denſelben aus der Subſtanz des Brotes und Weines derſelbe Leib und daſſelbe Blut in myſtiſcher Weiſe conſecrirt werden: und von dieſem Fleiſche und Blute hat er geſagt (Joh. VI, 53): «Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wenn ihr nicht eſſet das Fleiſch des Menſchenſohnes» u. ſ. w.“

Offenbar iſt die Transſubſtantiationslehre von Paſchaſius noch nicht ausgebildet. Wie ſchon Leſſings Unterſuchungen zeigten und die ſpäter gefundenen urkundlichen Texte näher nachweiſen, bildet die wirkliche Gegenwart in den conſecrirten Elementen den Mittelpunkt der Anſicht.

Gegen dieſe Anſicht, als gegen eine Neuerung, traten nun Rabanus Maurus, und Ratramnus, der gelehrte und ſcharfſinnige Mönch von Corvei auf. Indem Rabanus ſich beſonders auf die wörtlichen und klaren Ausſprüche des Ambroſius und Auguſtinus ſtützt, ſagt er:

„Der Herr wollte, daß durch ein ſichtbares Werk eine unſichtbare Wirkung hervorgebracht würde. Denn wie die leibliche Speiſe den Körper äußerlich nährt und wachſen macht, ſo nährt und ſtärkt auch das Wort Gottes die Seele inwendig. Ein Anderes iſt das Sakrament, ein Anderes die Kraft des Sakraments. Denn das Sakrament wird durch den Mund genoſſen, durch die Kraft des Sakraments wird der inwendige Menſch geſättigt: das Sakrament wird zur Nahrung des Körpers verwandt, durch die Tugend des Sakraments erlangen wir das ewige Leben . . . Die beiden ſichtbaren Zeichen, durch den heiligen Geiſt geheiligt, gehen über in das Sakrament des göttlichen Leibes.“

Zur Erklärung jener Worte Jeſu bei Johannes eignet er ſich Auguſtins Worte an (De doctr. Christ. III, 16):

„Etwas Entſetzliches, Verbrecheriſches ſcheint er zu befehlen. Die Rede iſt alſo bildlich, und gebietet uns, daß wir an dem Leiden des Herrn Theil nehmen und leiblich und nützlich die Erinnerung pflegen ſollen, daß für uns ſein Fleiſch gekreuzigt und verwendet ſei.“

Mit noch größerer philoſophiſcher Schärfe und mit wahrem evangeliſchen Sinne vertheidigt jene Anſicht der Zeitgenoſſe aus Corvei, Ratram, in dem Gutachten, welches Karl der Kahle ihm abforderte, und welches lange Zeit von den Meiſten dem Johannes Scotus beigelegt wurde. Aus einem noch tiefern Gottesbewußtſein endlich faßte dieſen Gegenſtand der große iriſche Gelehrte auf, Johannes der Schotte, das heißt Irländer (Erigena). Allerdings war das gelehrte Gottesbewußtſein dieſes bei weitem bedeutendſten ſpeculativen Geiſtes ſeiner Zeit getrübt durch die im fünften Jahrhunderte erdichtete myſtiſch-hierarchiſche Schrift des von Paulus bekehrten Dionyſius, des Areopagiten, und eine Annäherung an pantheiſtiſche Auffaſſung der Gottheit als des ewig ſchaffenden, ungeſchaffenen logiſchen Nichts, noch mehr jedoch durch den

Untergang lebendiger Kunde von der vorkonſtantiniſchen Kirche. Mit Unrecht ward ihm im Streite jene Schrift Ratrams zugeſchrieben: aber mit noch größerm Unrecht iſt ihm in neuerer Zeit die Betheiligung an jenem Streite im Sinne Ratrams abgeſprochen. Ravaiſſons verdienſtliche Bekanntmachung der traurigen Bruchſtücke von dem Commentar des Erigena, (welche in die verdienſtliche Ausgabe der Werke dieſes Theologen von Floß, im großen patriſtiſchen Werke von Migne aufgenommen ſind), laſſen keinen Zweifel, daß jene Anſicht, obwol durchaus falſch, doch ihren guten Grund hatte. Leider fehlen (ſchwerlich zufällig!) in der einzigen (faſt gleichzeitigen) Handſchrift der Prolog und Alles nach Joh. VI, 14, wo gerade der Haupttext des Streites behandelt ſein muß. Allein in dem Erhaltenen findet ſich folgende Stelle zu Joh. I, 35: „Siehe das iſt Gottes Lamm" (Floß, S. 311):

> „Dieſes iſt das durchaus einzige Lamm, das myſtiſche, als deſſen Vorbild das iſraelitiſche Volk jährlich am Paſſahfeſte in jedem Hauſe ein Lamm opferte. Auch wir, die wir nach Seiner Menſchwerdung, Leiden und Auferſtehung an Ihn glauben, und, ſoweit uns vergönnt iſt, ſeine Geheimniſſe verſtehen, opfern Ihn geiſtlich, und eſſen Ihn geiſtig im Gemüthe. Jeder wahrhaft an Chriſtus Gläubige wird nach dem Grade und der Art ſeiner geiſtlichen Tugend gekreuzigt, und kreuzigt Chriſtus für ſich ſelbſt, nämlich als ein Mitgekreuzigter . . . Denn Jeder wird einen Glauben an Chriſtus haben durch vermehrtes Verſtändniß, je nach dem Grade ſeiner innern Tugend, und wird dadurch von einem niedrigern Grade der Anſicht von Chriſtus zur höhern Gottesſchau geführt: auf dieſe Weiſe ſtirbt Chriſtus in ihnen und mit ihnen täglich."

Wir begreifen ſchon hieraus, wie der Erigena das ſechste Kapitel des Evangeliums erklärt haben wird, nämlich im Sinne der alexandriniſchen Väter, als deren Nachfolger er überhaupt erſcheint, nur mit Verdunkelung des Bewußtſeins

der vorkonstantinischen Zeit durch die Unwissenheit der Gegenwart und die auf ihr lastenden Fälschungen.

Es kann hiernach auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir in einem 1840 von Ravaisson in Avranches gefundenen Bruchstücke einer Abhandlung von der Eucharistie wirklich ein vor der Zerstörung gerettetes abgerissenes Blatt aus des Erigena für Karl den Kahlen verfaßter Schrift besitzen, welche Berengarius gezwungen ward als ein Buch des bösen Geistes öffentlich ins Feuer zu werfen. Die Schrift jenes Blattes ist aus dem elften Jahrhundert, und Taillandier ist in seinem geistreichen Werke über Scotus Erigena (1843) mit Recht der Meinung Ravaissons beigetreten.*) In der Ausgabe von Floß ist sie ausgelassen. Jenes Bruchstück lautet also:

„Es ist zu bedenken, daß in jenem Brote nicht allein der Leib Christi, sondern auch der Leib des an ihn glaubenden Volkes (der Gemeinde) versinnlicht werde: deshalb ist es aus vielen Weizenkörnern bereitet, weil der Leib der glaubenden Gemeinde durch Christi Wort den Gläubigen vermehrt wird. Wie nun jenes Brot nicht leiblich, sondern geistig (spiritualiter) der Leib der Gläubigen heißt, so muß auch der Ausdruck Christi Leib nicht leiblich, sondern geistlich verstanden werden. Auch wird ja Wasser dem Weine beigemischt, und das Eine darf nicht dargebracht werden ohne das Andere, weil weder die Gemeinde ohne Christus, noch Christus ohne die Gemeinde gedacht werden kann, so wenig als das Haupt ohne Leib, oder der Leib ohne das Haupt. Das Wasser bedeutet in jenem Sakramente die Gemeinde. Wird nun der von den Geistlichen (ministri) geweihte Wein leiblich in Christi Blut verwandelt (convertitur), so muß auch das gleichmäßig beigemischte Wasser in das Blut der glaubenden Gemeinde leiblich verwandelt werden. Denn wo Eine Weihung ist, muß auch Eine Wirkung

*) Scotus Erigène, p. 71 sq. Der Text im Anhang II, p. 325. sq. Bei Ravaisson (Rapport au Ministre, 1841), p. 372.

ſein, und wo gleiche Behandlung iſt, muß auch gleiches Myſterium folgen. Nun ſehen wir ja doch, daß an dem Waſſer leiblich nichts ſich verändert. Geiſtig wird aufgefaßt das im Waſſer leiblich hinſichtlich der Gemeinde Verſinnlichte: ſo muß alſo auch nothwendig geiſtig aufgefaßt werden was im Wein vom Blute Chriſti angezeigt wird.

„Ferner, was von einander unterſchieden wird, iſt nicht daſſelbe. Chriſti geſtorbener und auferſtandener Leib iſt unſterblich und leidlos: das was in dem kirchlichen Sakramente gefeiert wird, iſt zeitlich, nicht ewig, verweslich, nicht unverweslich: es iſt auf dem Wege zur Heimat, nicht in der Heimat. Alſo beides iſt unterſchieden, folglich nicht daſſelbe. Sind ſie nun nicht daſſelbe, wie können (jene Zeichen) der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti ſein? Denn alsdann muß Das, was wahrer Leib Chriſti ſein ſoll, unverweslich und ewig ſein. Nun kann man doch nicht leugnen, daß was zerſtückelt wird, um genoſſen zu werden, von den Zähnen zermalmt in den Leib übergeht.

„Aber ein Anderes iſt Das, was äußerlich geſchieht, ein Anderes was mit dem Glauben aufgefaßt wird: jenes iſt verweslich, dieſes unverweslich. Was äußerlich erſcheint, iſt nicht die Sache ſelbſt, ſondern ein Bild der Sache. Daher ſagt auch der heilige Auguſtinus in ſeiner Erklärung der Stelle des Evangeliums Johannis (Kap. VI) von Chriſti Leib und Blut: «Wer dort das Manna geiſtlich begehrte und aß, ward geiſtig neu geſchaffen und iſt nicht geſtorben. So empfangen nun auch wir heutzutage eine ſichtbare Speiſe (im Abendmahl), aber ein Anderes iſt das Sakrament (Brot und Wein), ein Anderes die Kraft des Sakraments.» Und weiterhin ſagt er: «Jenes (Manna, die Wolke u. dgl.) waren Sakramente (wie die unſerigen): verſchieden in den Zeichen, gleich in der Sache, welche durch ſie angedeutet wird (significatur).» Höre was der Apoſtel ſagt: «Ich will euch nicht verhehlen, Brüder, daß unſere Väter alle unter der Wolke geweſen ſind, und dieſelbe geiſtliche Speiſe gegeſſen haben.»“ . . . . . .

Nicht allein der Styl und die Stellung zu Auguſtin ſind gleich Dem, was die andern Schriften des Erigena zeigen: auch die Auffaſſung des Sakramentes iſt dieſelbe, welche wir oben in der Auslegung des Evangeliums Johannis gefunden.

Es ist der Horizont des neunten Jahrhunderts, beschaut vom Geiste des wunderbaren Erigena.

Armer Rabanus! Was soll dir des großen Afrikaners Zeugniß aus dem fünften Jahrhundert helfen! Ist ja doch seitdem selbst der Schein des anbetenden christlichen Volkes, der Gemeinde, der Trägerin der wahrhaften Gegenwart verschwunden, die Darbringung von Brot und Wein seitens der Gemeinde, jener letzte Schatten der großen That des gläubigen Geistes, den sie bei der Anbetung wie im Leben vollziehen sollte, des dankbaren Selbstopfers der gläubigen Menschheit! Ja werden sie dir nicht andere Stellen aus Augustinus vorlegen können, wo er bereits den falschen Mysticismus des Stoffes der ewigen Mystik des gläubigen Gemüthes unterzuschieben scheint? Denn auch ihm war bereits das Aeußerliche, Sinnbildliche, Spielende im Gottesdienste zu mächtig geworden, und auch sein tiefer Geist litt davon, daß die Gemeinde hinter das gewaltige Episkopat und seine hochgebietenden Synoden zurückgetreten war. Und was soll dir, ärmster Erigena, deine feine Dialektik helfen! Radbert schweigt nicht: Volk und Bischöfe sind in der Mehrheit entschieden für ihn und für die äußerste Aeußerlichkeit. Und alles Das wieder ganz folgerichtig. Die Tragödie, in welcher du stehst, und in welche mit dir die christliche Menschheit auf Jahrhunderte, wo nicht auf ein Jahrtausend eingehen wird, hat einen noch viel tiefern Grund als die Dummheit oder Bosheit deiner Gegner, und als die Unklarheit des großen Bischofs von Hippo. Alle Religion, also die wahre insbesondere, hat zur Voraussetzung den Glauben an die Wahrheit der Gegenwart der Gottheit in den menschlichen Dingen. Nicht ein Bild, nicht einen Schein will der Gott suchende Geist. Die Menschheit verlangt nach einem wahrhaften Opfer, einer wahr-

haften, immer fortdauernden, lebendigen Handlung, nach einem göttlichen Mittelpunkte der Gegenwart Gottes. Nur das Innerlichſte oder das Aeußerlichſte können dieſer Sehnſucht genügen. Das Innerliche hat aber jetzt ſchon lange ſeinen Träger, ſein Organ verloren. Mit dem wahrhaften Subject des Gottesbewußtſeins verſchwindet der Schlüſſel zum Verſtändniſſe der wahrhaften Gegenwart ſelbſt, und bis er wieder gefunden iſt, und in den Gemüthern der Menſchheit nach ſeiner göttlichen Wahrheit und Kraft erkannt wird, nicht als eine Phantaſie oder dunkles Gefühl, ſondern als weſenhafteſte Wahrheit, findet das Anbetung bildende Gemüth keinen Ruhepunkt, ſobald es aus dem Heiligthum des innern, ſprachloſen Gemüthes in die Betrachtung hinausgetreten iſt. Wo iſt der wahrhafte gemeindliche Sitz der Gottheit, wenn er nicht im Symbol iſt — alſo hier im Brote, in der Hoſtie?

Sehen wir nun, wie ſich der Streit der Theologen geſtaltet hat zu einem Streit um die wirkliche Gegenwart in der Hoſtie, als er zwei Jahrhunderte ſpäter entbrannte zwiſchen dem Haupte der theologiſchen Schule von Tours, Berengar, und dem Haupte der normanniſchen Schule in Bec, welcher ſpäter kein Geringerer war als der Primas von England, Lanfrank. Berengar unterlag ſeinem hinterliſtig fanatiſchen und ränkevoll ſophiſtiſchen Gegner auf drei Synoden (1050 bis 1079), und unterwarf ſich zuletzt einer zweideutigen Formel, um von dem aufgeregten Volke nicht zerriſſen zu werden. So wartete ſeiner insbeſondere ein gewaltſamer Tod auf dem zweiten Lateraniſchen Concil, trotzdem, daß er den mächtigſten Mann und zugleich den kräftigſten Charakter der Zeit, den Mönch Hildebrand, damals Cardinalprieſter, nachheriger Gregor VII., zum Freunde und ſtandhaften Vertheidiger hatte.

Alles was Leſſing über den wirklichen Stand dieſes Streites aus den Urkunden erſpähte, iſt ſeitdem durch noch wichtigere urkundliche Actenſtücke erwieſen.*) Hier ſind Berengars Bekenntniſſe und Erklärungen. Anfänglich von mehren franzöſiſchen Biſchöfen zur Rede geſtellt, beſchwichtigte er ſie, wenigſtens ſcheinbar durch das mündliche und ſchriftliche Bekenntniß (1054):

„Brot und Wein des Altars ſind nach der Conſecration Leib und Blut Chriſti."

Auf dem erſten Concil in Rom (1059), wo Cardinal Humbert den Bericht erſtattete und Alles leitete, ließ ſich Berengar, wie er ſelbſt ſagt, durch Todesfurcht bewegen, dem vom Gegner verfaßten und ihm vorgelegten Bekenntniß ſchweigend beizuſtimmen:

„Ich, Berengar, ſtimme der heiligen römiſchen Kirche bei in der Annahme, daß das Brot und der Wein, welche auf den Altar geſetzt werden, nach erfolgter Conſecration nicht allein ein Sakrament, ſondern auch der wahre Leib und das wahre Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti ſeien, und daß (dieſer Leib) in ſinnlicher Weiſe (sensualiter) nicht allein ſakramentlich, ſondern in Wahrheit von den Händen der Prieſter berührt, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt wird: und ich beſchwöre dieſes bei der allerheiligſten Dreieinigkeit."

Jeder wußte was von einer ſolchen Erklärung zu halten war. Alſo ging der theologiſche Streit fort. Berengar erklärt, mit Beziehung auf des Auguſtins Ausſprüche im zehnten Buche der „Stadt Gottes", im Schreiben an Adelmann:

„Es ſteht feſt, daß der wahre Leib Chriſti auf dem Altare in geiſtlicher Weiſe (spiritualiter) dem innern Menſchen vorgeſetzt

*) S. Anhang, Anm. 1.

werde, daß hier der wahre Leib Christi, welcher weder der Vergänglichkeit, noch der Berührung, noch der Zermalmung ausgesetzt ist, geistlich gegessen werde, aber nur von Denen, welche Christi Glieder sind. Dieses predigen öffentlich die Väter: sie verschweigen nicht, ein Anderes seien Fleisch und Blut, ein Anderes die Sakramente des Leibes und Blutes: beides, sagen sie, empfangen die Gläubigen, sichtbar das Sakrament, unsichtbar den Gehalt des Sakraments (rem sacramenti), die Gottlosen aber empfangen nur die Sakramente. Daß aber nichtsdestoweniger das Sakrament, in einer gewissen Weise, die Sache selbst sei, deren Zeichen die Sakramente sind, das erheischt das allgemeine Bewußtsein und gebietet das allgemeine Ansehen der Kirche (universa ratio et universa autoritas)."

Ueber diesen Sinn drückt er sich deutlicher anderwärts so aus:

„Bildlich heißt das auf den Altar gesetzte Brot nach der Consecration der Leib Christi, wie der Wein sein Blut, gerade wie man sagt: «Christus ist der Eckstein»."

In der Erzählung von jenen Verhandlungen sagt er:

„Meine Sache, oder vielmehr die Sache der heiligen Schrift stand so: «Brot und Wein des Tisches des Herrn ist nicht sinnlich zu fassen, sondern in geistiger Weise (intellectualiter): nicht als durch Wegnahme (des Stoffes), sondern als durch Annahme (der göttlichen Kraft): sie werden nicht verwandelt in ein kleines Stückchen Fleisch, sondern in die Gesammtheit des Leibes und Blutes Christi»."

Als Hildebrand (1073) Papst geworden war, versuchte er Berengar durch ein milderes Bekenntniß zu retten: er glaubte fest an seine Rechtgläubigkeit, bestärkt durch das Gesicht eines vertrauten frommen Mönches, dem die heilige Jungfrau versichert hatte, Berengars Ansicht sei rechtgläubig. Die vorgeschlagene Formel war:

„Ich bekenne, daß das Brot des Altars nach der Consecration jener wahre Leib Christi sei, welcher geboren ward von der Jung-

frau, welcher litt am Kreuze, welcher ſitzt zur Rechten Gottes, und daß der geweihte Wein des Altars das wahre Blut iſt, welches aus Chriſti Seite floß."

Gregor VII. trat jedoch der vorherrſchenden Anſicht des Concils bei, wonach Berengar beſchwören mußte:

„Brot und Wein des Altars werden durch das gebotene heilige Gebet und die Worte unſers Erlöſers weſenhaft (substantialiter) in das wahre eigene und lebenſchaffende Fleiſch und Blut Jeſu Chriſti unſers Herrn verwandelt (converti), und ſeien nach der Conſecration jener wahre Leib Chriſti, welcher von der Jungfrau geboren, welcher zum Heile der Welt am Kreuze gehangen, und welcher ſitzt zur Rechten des Vaters, und das wahre Blut Chriſti, welches aus ſeiner Seite floß: und zwar ſeien ſie dieſes nicht durch Zeichen und Kraft des Sakraments, ſondern in der Eigenſchaft der Natur und der Wahrheit der Subſtanz."

Er erklärte nachher, er habe das „substantialiter" angenommen, indem er es verſtehe: unbeſchadet ſeiner Subſtanz (salva sua substantia): das Brot an ſich verliere nicht was es war, ſondern nehme an ſich was es nicht war. Mit dieſer Erklärung ſelbſt nicht zufrieden, nahm er das Bekenntniß ganz zurück, und ſtarb in ſtiller Zurückgezogenheit auf einer Inſel bei Tours.

Eine falſche Annahme, ſei es von geſchichtlichen Thatſachen oder von deren Verbindung mit dem Gedanken, kann vollkommen eben ſo gut folgerichtig bis zum letzten äußerſten Ergebniſſe verfolgt werden, als ihr Gegentheil, die wahre Annahme. Beide kommen zum Ziele: nur daß die folgerichtige Ausbildung des Wahren zur durchgeführten Wahrheit bringt, auf dem Wege naturgemäßer Entwickelung, die unbegründete auf dem Wege pathologiſcher Entwickelung zum entgegengeſetzten Punkte: jene zum Leben, dieſe zum Tode. So gelangt denn auch in der ſcholaſtiſchen Theologie die Anſicht,

nach welcher die höchste Gegenwart Gottes in der Hostie verborgen liegt und wirksam ist als die gegenwärtige Gottheit (praesens numen), im Laufe des zwölften Jahrhundert so weit zur Herrschaft, daß der Sieg der entgegengesetzten Ansicht in der fortgesetzten Entwickelung der Jahrhunderte nicht zweifelhaft sein konnte. Doch blieb die morgenländische Kirche außerhalb des weitern pathologischen Verlaufs, wenngleich nur als Mumie der Christologie des achten Jahrhunderts. Auch vertheidigten noch im zwölften Jahrhundert mehre der gelehrtesten und frömmsten Kirchenlehrer der westlichen Kirche ihr innerliches Gottesbewußtsein gegen die scholastische Folgenzieherei und deren Formeln. Zu diesen gehört der große und heilige Bernhard von Clairvaux, welcher in seiner Predigt am Gründonnerstage sagt*):

„Sakrament heißt ein heiliges Zeichen, ein heiliges Geheimniß. Ein Ring wird gegeben als Ring, und bedeutet sonst nichts: als Verleihen einer Erbschaft ist er ein Zeichen: der also gegebene Ring hat durchaus keinen Werth, sein Werth ist in dieser Erbschaft, die ich suchte. So hat der Herr am Vorabend seines Leidens in seiner Gnade für eine Belohnung der Seinigen gesorgt, damit die unsichtbare Gnade durch ein sichtbares Zeichen mitgetheilt wurde. Zu diesem Zwecke sind alle Sakramente gestiftet: so die Theilnahme an der Eucharistie, so das Fußwaschen, so endlich die Taufe, der Anfang aller Sakramente."

Alles dergleichen war fromm und schön, aber wozu konnte es führen, bei den exegetischen, historischen und kirchlichen Annahmen, von denen man ausging, und bei der Stellung, welche man der Messe gegeben hatte? Gerade der fromme Volksgeist mußte die gegenwärtige Gottheit da suchen, wo der Gipfelpunkt der gemeinsamen Anbetung erschien, wo es seine höchste Andacht beging.

*) Gieseler, II, B. §. 77.

Die Formel der kirchlichen Anſchauung dieſes zweiten Zeitraums von der Gegenwart des Göttlichen läßt ſich alſo etwa folgendermaßen faſſen:

„Die wahre Gegenwart tritt in die Hoſtie ein durch die Wiederholung der Einſetzungsworte, und ſie bekundet ſich dergeſtalt in den Elementen, daß ſie als inwohnend gedacht werden muß, und von ihnen nicht getrennt werden kann. Wie? darüber iſt man noch nicht im Klaren.“

Dritter Zeitraum.

Von Petrus Lombardus (gegen 1150) und Innocenz III. (1200) bis zur Eröffnung des Tridentiner Concils (1150—1565): vier Jahrhunderte.

Erſt um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann die Scholaſtik, in folgerichtiger Ausbildung der herrſchenden Annahmen, die Frage zu erheben: in welcher Weiſe die Conſecrationsworte jene Verwandlung vermitteln, wodurch die Gegenwart Gottes bewirkt werde? Petrus Lombardus, „der Meiſter der Sentenzen", führt die verſchiedenen philoſophiſchen Anſichten darüber an. Nach der einen bleibt die Subſtanz: Brot und Fleiſch ſind zugleich da. Allein dann iſt es offenbar keine volle Umwandlung, keine wahre Transſubſtantiation. Es bleibt alſo nur die andere Anſicht, die alte Subſtanz wird beſeitigt, nur die Erſcheinung (die Accidenz) bleibt, ohne jedoch die Subſtanz zu berühren: wo früher Brot war, iſt jetzt Leib Chriſti. Hier allerdings tritt die dornige Frage ein, was aus der alten Subſtanz werde? Petrus Lombardus gibt dafür zwei Löſungen: entweder die alte Subſtanz löſt ſich in die vier Elemente auf, oder ſie wird geradezu vernichtet. Der

Scholaſtiker verwirft alſo die erſte Anſicht. Dem pflichtete der Papſt Innocenz III. in ſeinem Buche „Ueber die Myſterien der Meſſe" bei, und das kurz vor ſeinem Tode abgehaltene vierte Lateraniſche Concil erhob dieſe Anſicht 1215 zur kirchlichen, ohne jedoch in die ſcholaſtiſchen Definitionen einzugehen. Der Beſchluß läßt ſich in folgende Worte zuſammenfaſſen:

> „Brot und Wein werden transſubſtantiirt in Fleiſch und Blut, durch die der Kirche von Chriſtus verliehene Gewalt, vermittelſt der Conſecration eines Prieſters. Wir empfangen dadurch das vom Seinen, was er empfing (bei der Menſchwerdung) vom Unſerigen. Der Prieſter macht alſo das Sakrament (sacerdos conficit Sacramentum), und dieſes iſt die Vereinigung mit Chriſtus in der Kirche, außerhalb welcher Niemand ſelig werden kann."

Alſo die erlöſende, beſeligende Gegenwart Gottes iſt im verwandelten Brote und Wein, als dem wahren Leibe und Blute Chriſti, wodurch wir erlöſt ſind. Alſo kein Heil außer der Kirche, denn ſie allein macht Das, wodurch das Sakrament rettet.

So wurde denn nach jenem Beſchluſſe die Anſicht herrſchend, wonach nur die Accidenz zurück bleibt ohne alle Subſtanz. Petrus Lombardus verwarf jede Milderung der Lehre von der Vernichtung der Subſtanz, alſo auch die Anſicht, daß außer der Accidenz des Brotes auch die ſubſtantiale Form noch bleibe. Gewiß mit vollem Rechte: denn nur im Aeußerſten findet die mit den Naturgeſetzen ſtreitende, und auf durchaus misverſtändlichen philoſophiſch-geſchichtlichen Annahmen beruhende Anſicht einen feſten Halt. Eben ſo folgerichtig löſt auch Innocenz III. die Frage: ob die Maus, welche die geweihte Hoſtie benage, eine Subſtanz verſpeiſe, oder das Feuer, welches die Hoſtie in Aſche verwandle, eine Subſtanz verzehre? Er ſagt

unbedenklich: Wie die Substanz durch ein Wunder verschwindet, so kehrt sie auch durch ein Wunder zurück.

Müssen wir da nicht sagen, daß das wirkliche Wunder mit dem Mirakel im Widerstreit steht, das wahre Mysterium der Umwandlung des Selbst durch das Opfer des selbstischen Willens mit der Umwandlung des Stoffes? Wir sehen dabei ganz ab davon, daß bei dieser Verwandlung Wein und Blut außerhalb der Formel liegen, indem diese eigentlich nur das Brot und Fleisch berücksichtigt.

Vom gegebenen metaphysischen Standpunkte ist auch das Weitere ganz folgerichtig. So ist die Entziehung des Kelches bei der Communion der Laien eine vollkommen unabweisbare Folgerung.

Das Fronleichnamsfest, 1264 angeordnet und an das Fest der Pfingsten und der Dreieinigkeit angeschlossen als allgemeine Kirchenfeier, brachte die scholastisch-kirchliche Bestimmung ins Bewußtsein der Gemeinde, und ins Herz des kirchlichen Lebens. In dasselbe Jahrhundert auch fällt die der Gregorianischen Abendmahlsfeier bis dahin ganz unbekannte Aufstellung eines besondern Offertorium. Die alte Oblation von Brot und Wein, seitens der Abendmahlsgenossen, hatte längst aufgehört: aber es waren geblieben die Anspielungen darauf wie auf die der Consecration unmittelbar folgende Communion der Genossen des Mahles. Das mittelalterliche Offertorium ging von den beiden mächtigen Orden des heiligen Franciscus und des heiligen Dominicus aus: es steht ganz auf dem Standpunkte einer Feier, welche eine Handlung des Priesters ist und in der Wiederholung der Einsetzungsworte ihren Gipfelpunkt und ihre Bedeutung hat.

Endlich ward auch in diesem Jahrhundert den Laien verboten eine Bibel zu besitzen, oder auch nur das Neue Testa-

ment, in der (ihnen allein verständlichen) Mutterſprache. Die Verbote beginnen mit dem Decret Gregors IX. auf der Synode von Toulon im Jahre 1229. Daß dabei keineswegs von ketzeriſchen Ueberſetzungen die Rede ſei, beweiſt nicht allein die Faſſung jenes Decrets, ſondern auch die Praxis. Ließen ja doch 1478 Ferdinand und Iſabella die von Bonifaz Ferrer, Bruder des heiligen Vincenz Ferrer, angefertigte ſpaniſche Ueberſetzung verbrennen.

Praktiſch mußte nun um ſo mehr die Anſicht ſich bilden, daß in der Theilnahme an „dem Opfer der Kirche" das Verſöhnungsopfer der Menſchheit liege. Die frühe Chriſtenheit ſetzte daſſelbe, mit der Schrift, in das Leiden und den Tod Chriſti, mit beſonderer Beziehung auf das neunte Kapitel des Hebräerbriefes, und in die Theilnahme der Gläubigen an dieſem Leiden durch dankbare Erinnerung und nachſtrebende Geſinnung. Das Verſöhnopfer der ausgewachſenen Scholaſtik war dagegen eine prieſterliche, vermittelnde Handlung der Kirche, anwendbar für Lebende und Verſtorbene. Allerdings hatte dieſe letzte Folgerung ihre großen Bedenken auf theoretiſchem wie auf praktiſchem Gebiete. Was wird aus dem Verſöhnungsopfer Chriſti? Und, abgeſehen von der Bibel und den alten Vätern, was wird aus den Ausdrücken des Kanons der Meſſe, welcher nur vom Lobopfer redet? Die Verſöhnung der Seelen im Fegefeuer aber war bedenklicher noch als in den Kreuzzügen dadurch geworden, daß Bonifaz VIII., von welchem Dante ſagt, mit Beziehung auf den tauſendjährigen Sündenablaß beim Jubiläum vom Jahre 1300:

„Der die Welt bezahlt mit ſchlecht gemünztem Gelde!"

Denn es handelte ſich jetzt nicht mehr um den Erlaß zeitlicher Kirchenſtrafen, die alſo höchſtens ein Menſchenalter

betragen konnten, ſondern um die Erlaſſung der Strafen im jenſeitigen Leben, vermittelſt der Todtenmeſſen. So trat den wirklich gottesfürchtigen Gemüthern die entſetzliche Gefahr vor Augen, daß die Religion durch jedes weitere Vorgehen auf dieſem Wege des Reſtes ſittlicher Kraft mehr und mehr verluſtig gehen würde. Das fühlten manche ernſte chriſtliche Männer, namentlich auch unter den deutſchen Theologen, auf den Allgemeinen Kirchenverſammlungen von Conſtanz und Baſel: allein beide Concilien kamen ja gar nicht zur Berathung ſolcher Punkte, und ihr Ausgang bewies nur, daß auf dieſem Wege nicht umgekehrt, ſondern nur fortgeſchritten werden konnte. Die Formel von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte war alſo in dieſen vier Jahrhunderten ſo weit entwickelt, daß ſie etwa ſo ausgeſprochen werden kann:

„Feſt ſteht der höchſte Sitz dieſer Gegenwart in der geweihten Hoſtie, mit inwohnender Gotteskraft, vermittelſt der heiligenden Umwandlung (nicht des ſelbſtſüchtigen Gemüthes in das für die Gemeinde und das Gottesreich thätige, durch die innere Heiligung, ſondern) des Brotſtoffes in den ſakramentlichen Leib Chriſti, durch welches Leibes Gemeinſchaft die Seele in der Kirche erlöſt wird."

Alſo das fortdauernde Opfer der Menſchheit wird feierlich anerkannt, aber als ein ritualiſtiſcher Act, und als außerhalb des Menſchen, im Stoffe ſich vollziehend.

Welcherlei Art jedoch dieſes Opfer ſei, das war noch nicht in das Gebiet der dogmabildenden Scholaſtik der weſtlichen Kirche eingetreten. War es nur ein beſonders geſegnetes Lob- und Dankopfer, dargebracht insbeſondere für die Erlöſung durch Chriſtus, welche der Einzelne ſich aneignete durch anbetende Theilnahme an der Conſecration und jährlich wenigſtens einmal nach vorhergegangener Beichte, durch

Genuß der Hoſtie? Aber wie konnte man denn ſagen: daß es eine Erneuerung des Verſöhnungsopfers Chriſti ſei? Alſo wird es doch wol ein Sühnopfer ſein müſſen, trotzdem daß nach dem Apoſtel die Verſöhnung ein für allemal am Kreuze vollzogen iſt, und nicht durch eine ritualiſtiſche Handlung, ſondern durch den Glauben, die Gottes Gnade dankbar ergreifende Geſinnung, angeeignet wird? Welcher Abgrund eröffnet ſich hier! Wird das Verhängniß zwingen jenes Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit auch in dieſen Abgrund zu ſtürzen?

Vierter Zeitraum.

Von der päpſtlichen Beſtätigung des Tridentiner Concils bis zur Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch Pius IX. (1564—1856): drei Jahrhunderte.

Es war am 17. September des Jahres 1563, daß der Tridentiniſche Oberkirchenrath in dem Beſchluſſe „Ueber das Opfer der Meſſe" den ſchickſalsvollen Satz ausſprach:

> „Daß die Meſſe ein Sühnopfer ſei für die Lebendigen und für die Todten",

und dieſer Beſchluß wurde bald darauf, im Jahre 1564, in der allgemeinen Beſtätigung der Beſchlüſſe des Concils vom Papſte als Glaubensſatz verkündigt.

Wer unſerer bisherigen Unterſuchung gefolgt iſt, und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Begriff des Opfers die Grundlage aller Anbetung ſei, und daß die Gegenwart Gottes im Menſchen die bewußte oder unbewußte Vorausſetzung aller Religionen heißen müſſe, ausgeſprochen aber die der chriſtlichen ſei, wird uns beiſtimmen, wenn wir ſagen, daß

von allen Beſchlüſſen dieſem die weltgeſchichtlich höchſte Bedeutung beigelegt werden muß. Für die weltlichen Verhältniſſe waren allerdings die Beſtimmungen über die Kirche wichtiger als die über die Religion, und wirklich iſt die durch jenen Kirchenrath dem Papſte zuerkannte Oberherrlichkeit und unbeſchränkte Macht in der Anwendung der Kanons und der Ausführung der Concilienbeſchlüſſe, von unberechenbarer Wichtigkeit. Allein das Leitende in der Weltgeſchichte des religiöſen Geiſtes ſind doch niemals, auf die Länge, die Gewalt und das äußere Recht, ſondern immer die Ideen in den Gemüthern. Wer das Nähere über jenen verhängnißvollen Beſchluß kennen lernen will, findet bei Sarpi hinlängliches urkundliches Material. Uns genügte es hier die Thatſache auszuſprechen.

Vieles konnte auch jetzt noch von der Ausführung abhängen. Es ſchien als ob die äußerſten Folgerungen in endgültiger Form abſchließend ausgeſprochen wären über Alles, was die große Frage der Gegenwart Gottes berührte. Aber ſiehe, da zeigte ſich bald die Nothwendigkeit, auf dem eingeſchlagenen Pfade weiter zu gehen, mindeſtens auf dem Verwaltungswege, durch päpſtliche Verordnungen und feſte gleichmäßige Lehrnormen in den Univerſitäten, vermittelſt der Jeſuiten, im Sinne der äußerſten ſcholaſtiſchen Folgerungen. Die Erwartung ging nicht in Erfüllung, man werde Theorie und Praxis des Ablaſſes wieder auf die urſprüngliche Bedeutung zurückführen; die Behauptung Boſſuets in ſeinem Katechismus, dieſes ſei vollſtändig geſchehen, iſt einer der kühnen Kunſtgriffe und Machtſprüche, wodurch jener große Sachwalter ſich aus unlösbaren Schwierigkeiten zu befreien ſuchte. Niemand wußte beſſer als der beleſene Biſchof von Meaux, daß in Rom, der Muſterſtadt der päpſtlichen Chriſtenheit, nichts hinſichtlich der unzähligen tauſend- und vieltauſendjährigen Indulgenzen ge-

ändert ſei: abgeſehen von den Stillmeſſen an privilegirten Altären, wodurch, nach der ſtehenden Formel der Inſchriften, kraft päpſtlicher Verleihung:

„die Seele des fromm in der Kirche Verſtorbenen in dem Augenblicke der Conſecration, aus der Pein des Fegefeuers erlöſt, hinüberſpringt in die Freuden des Paradieſes.“

Nicht beſſer iſt, hinſichtlich des Geſchichtlichen, der Satz Boſſuets, wodurch er in jenem Katechismus dem ihm unwiderleglich geführten hiſtoriſchen Nachweiſe entgehen wollte, daß die alte Kirche keine Abendmahlsfeier kennt ohne Communion einer Gemeinde, ſei es der ganzen oder nur mehrer Gemeindeglieder. Es blieb dagegen allerdings nichts Haltbares übrig als zu ſagen, die Communion ſei eben nur ein Anhängſel, welches alſo auch eben ſo gut fehlen dürfe. Dabei konnte er ſich ſachwalteriſch an den, von den ältern italieniſchen Forſchern, wie namentlich vom Cardinal Bona, nur ſehr zaghaft vertheidigten Misbrauch der neuern Praxis anſchließen, die Communion nicht da zu feiern, wo der Kanon Gregors des Großen, wie alle andern alten Abendmahlsordnungen, ſie ausdrücklich erwähnt und vorſchreibt, ja worauf ſich das ſtehende Schlußgebet der Feier (die Postcommunio) bezieht, ſondern nach gänzlich beendigter Feier.

Dieſe Züge gehören mit in die Geſchichte des Bewußtſeins von der Gegenwart Gottes in der Welt, weil ſie die Verſetzung des Mittelpunktes in das logiſche Gegentheil, alſo die poſitive Verneinung, nur noch unwiderruflicher machen mußten. Was von Früheren entſchuldigt war, was man als Zufälliges zu beſchönigen und zu verhüllen geſucht, wird nun hervorgehoben, ja als Hauptſatz nöthigenfalls an die Spitze geſtellt und als neues Myſterium geheiligt werden müſſen. Dieſes bedingt wiederum zwei verhängnißvolle Uebel: die

Unwiſſenheit der Geiſtlichkeit über alles Geſchichtliche und Thatſächliche, und die Gleichgültigkeit des Volks für die innere Religion. Denn ohne dieſe beiden Umſtände konnte die leitende geiſtliche Macht jene Annahmen nicht durchführen: und doch muß am Ende, wenn es überhaupt Religion und Wahrheit gibt, jedes kirchliche Syſtem an Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit zu Grunde gehen, und mit ihr jede weltliche Gewalt, die ſich auf die geiſtliche ſtützt.

Es tritt aber hier noch ein anderer verhängnißvoller Umſtand ein. Der zunehmende Heiligendienſt, und insbeſondere die Verehrung der Jungfrau Maria, hatte ſchon im zwölften Jahrhundert den gelehrteſten und frömmſten Kirchenlehrern des Abendlandes ſchwere Beſorgniſſe erweckt, es möge dadurch die Einzigkeit des Erlöſers, und die allgemeine Erlöſungsbedürftigkeit, gegenüber dieſem einzigen Heilande, geſchwächt, ja aufgehoben werden. Gegen nichts erklären ſie ſich deshalb ſo ſtark als gegen die damals von einigen Schwärmern und theologiſchen Folgerungsmännern vorgebrachte Anſicht, es müſſe die Mutter Jeſu von der Erbſünde frei, alſo, im Gegenſatz zu allen andern Menſchen, ohne Sünde empfangen ſein. Sie erkannten bald die zwei kaum abweisbaren letzten Folgerungen. Einmal daß Maria alsdann nicht mehr erlöſungsbedürftig, alſo nicht erlöſungsfähig ſei. Eben ſo nahe lag ihnen zweitens die Betrachtung, daß man bei einem ſolchen rein rationaliſtiſchen Verfahren ohne Willkür nicht wol bei ihren Aeltern ſtehen bleiben könne: gelangt man nun ſo zuletzt bis Adam, ſo hört ja mit der Erbſünde auch die Erlöſung auf. *)

*) Der berühmte jeſuitiſche Theologe, Dr. Perrone in Rom, der bedeutendſte Betreiber des neuen Dogma, hat die wichtigſten Aeußerungen

Das merkwürdige Schreiben des letzten Kirchenvaters, des frommen Abts von Clairvaux, vom Jahre 1140, an die Chorherren von Lyon, welche ein Feſt der unbefleckten Empfängniß feiern wollten, enthält unter anderm folgende mahnende Betrachtungen:

„Der Vorzug einer heiligen Empfängniß wird Ihm beſchieden, welcher alle Menſchen heiligen ſollte, Ihm allein, der, ohne Sünde gekommen, alle Sünden verſöhnen ſollte. So iſt denn unſer Herr, Jeſus Chriſtus, Er allein, vom heiligen Geiſte empfangen, Er allein iſt heilig, von ſeiner Empfängniß an. Mit ſeiner einzigen Ausnahme leidet auf alle Adamskinder der Ausſpruch eines derſelben ſeine Anwendung, welcher mit eben ſo viel Demuth als Wahrheit ſagte: «In der Schuld bin ich geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen» (Pſ. LI). Wenn ſich das alſo verhält, worauf gründet ſich denn jenes Feſt der Empfängniß? Wie kann man behaupten, daß eine Empfängniß heilig ſei, welche nicht das Werk des heiligen Geiſtes iſt, um nicht zu ſagen, welche von der Sünde kommt?“

Der ſcharfſinnigſte aller Scholaſtiker, Petrus Lombardus, ſprach ſich in gleichem Sinne aus, und ſein Nachfolger auf dem Lehrſtuhle und auf dem Biſchofsſitze von Paris, Moritz von Sully, unterſagte jene Feier in ſeinem Sprengel. Auf dieſelbe Seite ſtellten ſich Thomas von Aquin, und der heilige Bonaventura im zwölften, Papſt Innocenz III. im dreizehnten Jahrhundert.

Der heilige Thomas von Aquin ſprach geradezu den oben angeregten Gedanken aus:

---

der Kirchenlehrer über dieſen Punkt zuſammengeſtellt in ſeinem merkwürdigen Buche: „De immaculato B. Virginis conceptu“ .... Man vergleiche damit die aus dieſem Werke ſelbſt geſchöpften Artikel von Ed. Laboulaye, dem berühmten Staatsrechtslehrer und Hiſtoriker, im „Journal des Débats“ (30. Oct., 7. u. 19. Nov. 1854, abgedruckt in des Verfaſſers „Essays religieux“ von dieſem Jahre) und die anonym erſchienene Schrift eines gelehrten katholiſchen Pfarrers über dieſen Gegenſtand: „Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria“ (Leipzig, 1858).

„Wenn Maria ohne Sünden empfangen iſt, ſo iſt ſie nicht der Erlöſung durch Chriſtus bedürftig.“

Und Bonaventura fügt hinzu:

„Man ſolle ſich hüten, durch den Preis der Mutter die Herrlichkeit des Sohnes zu ſchmälern, und bedenken, daß der Schöpfer höher ſtehe als das Geſchöpf .... Man könne ohne Gottloſigkeit gar nicht ſagen, daß die heilige Jungfrau der Erlöſung nicht bedürftig geweſen.“

Dieſe Folgerung wußte man nicht anders zu beſeitigen, als daß man annahm, Jeſus habe ſeine Mutter im voraus von der Sünde befreit, ſo daß ſie der allgemeinen Erlöſung nicht mehr bedurft hätte.

Aber auch hier ſtand die große Maſſe auf der Seite der äußerſten Schlußfolgen. Wenn nicht hier, wo dann iſt die volle Gegenwart Gottes zu erkennen? das war das Bewußtſein bei vielen Andächtigen. So groß war der Glanz des Mariendienſtes, ſo ſchrankenlos waren die Ausdrücke der Prediger von der Alles überragenden Heiligkeit und Reinheit der „Königin der Engel“: ſo hoch ſtellte ſich die Mutter Jeſu praktiſch im öffentlichen und perſönlichen Gottesbewußtſein, daß man vorherſehen konnte, es werde die letzte Schlußfolge einmal doch kirchlich ausgeſprochen werden müſſen als Glaubenspunkt. Nicht allein Duns Scotus forderte dieſes ſchon: Boſſuet in ſeinen Predigten über dieſen Gegenſtand findet die entgegengeſetzte Anſicht ebenfalls unvernünftig; denn, ſagt er:

„Wie kann man glauben, daß etwas Uebernatürliches nicht auch gewaltet habe in der Empfängniß dieſer Fürſtin (der Heiligen)? daß nur dieſer Augenblick ihres Lebens durch kein glänzendes Wunder bezeugt ſei?“

Das Tridentiniſche Concil hielt ſich an die praktiſche Entſcheidung Sixtus IV. Dieſer Papſt, ſelbſt Franciscaner, wollte

dem leidenſchaftlichen Streite der Franciscaner und Dominicaner (welche gelobt hatten hierüber bei ihrem Thomas von Aquin zu bleiben) ein Ende machen, ohne dogmatiſche Erklärung. Nachdem er jenes Kirchenfeſt geheiligt und durch Abläſſe geſchmückt (er nennt es vermittelnd „das Feſt der Empfängniß der Unbefleckten"), auch zugleich den Gegnern (den Dominicanern) verboten, Diejenigen, welche die unbefleckte Empfängniß lehrten, der Gottloſigkeit zu zeihen, erklärte er (1483), die Kirche und der heilige Stuhl haben darüber noch keine Entſcheidung getroffen. Das Concil beſtätigte dieſe Verfügungen, und fügte hinzu:

> „Die heilige Synode habe nicht die Abſicht in den Beſchluß über die Erbſünde die ſelige und unbefleckte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, einzuſchließen."

Allein das Gefühl der hierbei verſteckten Ungläubigkeit oder Feigheit, Das dogmatiſch auszuſprechen, was man doch praktiſch bekenne, ließ den Päpſten keine Ruhe. Pius V. unterſagte 1570 jede Erörterung des Streitpunktes in den Predigten und jede Streitſchrift in einer lebenden Sprache. Der neue Orden der Jeſuiten nahm ſich die Verherrlichung der Himmelskönigin zur beſondern Aufgabe, und in Spanien entzündete ſich ein faſt nationaler Enthuſiasmus für jene höchſte Verehrung. Die Päpſte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und namentlich Alexander VII. (1661) gingen ſo weit als nur irgend möglich, ohne das Aeußerſte zu thun, um dieſem Strome der religiöſen Erregung zu folgen. Das Feſt ward allgemein vorgeſchriebenes Kirchenfeſt, mit dem vollen Namen des „Feſtes der unbefleckten Empfängniß": und kein Feſt wird glänzender in der Muſterſtadt gefeiert als dieſes.

Um den oben angedeuteten Schwierigkeiten der Theorie zu entgehen, bediente man ſich folgendes ſcholaſtiſchen Aus-

wegs. Die Empfängniß iſt eine doppelte: zuerſt erfolgt die, wodurch der Körper ſich bildet, 40 Tage ſpäter tritt die Seele hinzu. Jenes heißt die active, dieſes die paſſive Empfängniß. Die erſte iſt bei Maria wie bei allen Menſchen: im Augenblick der letztern aber befreit Gott durch ein beſonderes Wunder die eintretende Seele von der Befleckung der Erbſünde.

Alles Dieſes bewegte die Päpſte nicht, über jene Linie hinauszugehen: ſo wie auch Boſſuet in ſeinen Verhandlungen über eine Vereinigung mit der lutheriſchen Kirche noch mit einem gewiſſen Scheine von Ehrlichkeit ſagen konnte:

„Die geſammte römiſche Kirche hält die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau für eine gleichgültige Sache, welche mit dem Glauben nichts zu ſchaffen hat."

Aber nach der Reſtaurationsepoche nahm das Gefühl der Unredlichkeit ſo zu, namentlich auch in Frankreich, daß 1834 der Erzbiſchof von Paris, 1838 der Adminiſtrator von Lyon ſich die Erlaubniß erbaten, das von Sixtus IV. den Franciscanern geſtattete Gebet bei jenem Feſte auch jenen Sprengeln zu verleihen. Gleichzeitig ward in denſelben, und in faſt allen Kirchen Frankreichs wie Italiens, in dem allgemeinen Bittgebet der Kirche hinzugefügt:

„Königin, empfangen ohne Befleckung der Erbſünde".

Der fromme Papſt Pius VII. hatte eigentlich alles Dieſes bereits überboten durch ſeinen, bald nach der Befreiung ertheilten neuen Ablaß für das Haus von Loreto, und durch das zur Erhaltung eines neuen Ablaſſes vorgeſchriebene und in Hunderttauſenden von Exemplaren durch die Druckerei der Propaganda verbreitete Gebet, worin die Jungfrau Maria angebetet (adorirt) wird mit gleichen, wo nicht größern Lobpreiſungen als die drei Perſonen der heiligen Dreieinigkeit. Der

Text der vier hinter einander gedruckten Gebete iſt in den Ausführungen gegeben. *) Den weſentlichen Inhalt zeigt folgende Ueberſicht:

„Ich bete dich an, Ewiger Vater, und danke dir, ſeitens der heiligen Jungfrau für ihre Aufnahme in den Himmel."

„Ich bete dich an, ewiger Sohn, und danke dir, ſeitens der heiligen Jungfrau für die der Aufgenommenen verliehene höchſte Weisheit" u. ſ. w.

„Ich bete dich an, heiliger Geiſt, und danke dir u. ſ. w., für die Liebe, welche du der heiligen Jungfrau ertheilteſt, deiner Braut, bei ihrer Aufnahme, und bitte dich, kraft des Verdienſtes und Schutzes deiner vielgeliebten Braut, um die Gabe deiner Gnade."

„Ich bete dich an, allerſeligſte Jungfrau, Königin des Himmels, Herrin und Beſchützerin des Weltalls (Signora e Padrona dell' Universo), als Mutter deines geliebten Sohnes, Braut des heiligen Geiſtes, um die dir ertheilte himmliſche Liebe: nimm hin dieſes Herz, Gedächtniß, Willen und allen Sinn" u. ſ. w.

Wer begreift nicht, daß ein ebenfalls unbezweifelt gottesfürchtiger Papſt wie Pius IX., welcher ſeine Befreiung aus den Gefahren von 1848 der heiligen Jungfrau perſönlich zuſchrieb, ſich im Gewiſſen getrieben fühlte, Das auszuſprechen, wovon er voll war. Es wäre ihm Unredlichkeit, Unglaube geweſen, die göttlichen Ehren Der zu verſagen, welche er ſo lange als regierende Königin des Himmels angebetet, mit ſo vielen ſeiner Vorgänger. Mag immerhin bei Andern die kirchlich-politiſche Anſicht überwiegend entſcheidend geweſen ſein, die Gelegenheit zu benutzen, um thatſächlich die Allgewalt des Papſtes auch in Glaubensſachen feſtzuſtellen; bei Pius IX. und gewiß vielen der von ihm nach dem Vatican berufenen Biſchöfe war die Glaubensanſicht allein das Ent-

*) S. Anhang, Anm. 2.

ſcheidende. Und wer will leugnen, daß der Beſchluß des Epheſiniſchen Concils gegen Neſtorius, vom Jahre 431, welches der Jungfrau Maria den Namen der Gottesgebärerin beilegte, eigentlich trotz aller Verwarnungen des Concils, naturgemäß zu jener letzten Schlußfolge leitete?

Die gedruckten (aber nicht veröffentlichten) Gutachten aller dabei befragten Biſchöfe und Kirchenlehrer — deren einige in den „Proteſtantiſchen Monatsblättern" abgedruckt zu leſen ſind — beweiſen, daß von allen jenen Beſprechungen gegenwärtiger Kirchenfürſten nur der jetzige Erzbiſchof von Paris gegen das Dogma ſelbſt ſich erklärt hat: bekanntlich trat er in Rom den übrigen Biſchöfen und dem Papſte bei.

Schlußbetrachtung

über das Bewußtsein der Geistlichkeitskirche von der Gegenwart Gottes in der Menschheit.

Betrachten wir die mehr als anderthalbtausendjährige Entwickelungsreihe des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der nachkonstantinischen Kirche, so liegt sowol in der Verfassung als in der Anbetung, welche ihre Leiter allmälig aufgestellt, die größte Folgerichtigkeit vor. Die Verfassung mußte aus der Gemeindefreiheit unter Bischöfen und Aeltesten umschlagen in die unbeschränkteste Alleinherrschaft, sowol in Gesetzgebung als im Regieren. In der Anbetung findet sich eben so der Mittelpunkt des Bewußtseins der wahren und wirksamen Gegenwart Gottes versetzt, und zuletzt in sein Gegentheil umgeschlagen. Da der ursächliche Zusammenhang der Thatsachen dieser Entwickelung nicht wol in Abrede gestellt werden kann, so entsteht dadurch, allem Anscheine nach, ein Widerspruch jener Richtung mit der sittlichen Weltordnung und dem Christenthum, falls es eine solche Ordnung gibt, und falls sie wirklich die Voraussetzung, wie ihre Verherrlichung das Ziel, des Evangeliums ist.

Wir haben bereits im einleitenden Buche und dann wieder zu Eingang des gegenwärtigen die Nothwendigkeit hervorgehoben, nicht allein den Gedanken als Träger des Bewußtſeins von Gott in der Geſchichte anzuſehen, ſondern auch die verwirklichende That, und das Gottesbewußtſein nicht blos in der Anbetung, ſondern auch im Leben zu ſuchen. Dieſelben Seelen bilden die bürgerliche Gemeinde und die kirchliche: die Propheten des Alten Bundes waren Propheten des geſammten Volkes, und die der verfolgten chriſtlichen Gemeinde wandten ſich an die Menſchheit. So müſſen wir uns denn auch jetzt nach zwei großen Thatſächlichkeiten umſehen: erſtlich nach dem Gottesbewußtſein in Verfaſſung und Leben der bürgerlichen Gemeinde, welche mit, und gewiſſermaßen unter, der Geiſtlichkeitskirche ſich ausbildete; und zweitens nach den Propheten über die Gegenwart Gottes, welche ſich in den von dieſer Kirche geleiteten Völkern erhoben.

Was die bürgerliche Gemeinde betrifft, ſo trug, wie wir geſehen, die verfolgte Gemeinde der Chriſten in ihrem Schooße ſehr große und fruchtbare Keime für die Wiederherſtellung der damals untergegangenen oder untergehenden bürgerlichen Gemeinde des Römerreiches, wo Niemand anders als ungern oder gezwungen Municipalämter übernahm, und jede Obrigkeit als ſolche Gegenſtand des Mistrauens, wo nicht des Haſſes war. Die chriſtliche Gemeinde brachte mit ſich zuerſt die auf gegenſeitige Achtung des Menſchlichen, angeſichts des himmliſchen Vaters gegründete Familie und Hausgenoſſenſchaft. Hierüber iſt oben das Nöthige geſagt. Dann aber auch die in der chriſtlichen Gemeinde, ebenfalls auf unmittelbares Gottesbewußtſein gegründete, Freiheit der innern Verwaltung, verbunden mit einer wohlgeordneten Obrigkeit. Daß die alten Gemeinden mit ihren Biſchöfen das Vorbild des

germaniſchen Königthums ſind, haben wir auch ſchon bei der Betrachtung jenes Zeitraums bemerkt. Wir können hinzufügen, daß in den älteſten Synoden oder gemeinſchaftlichen Berathungen unabhängiger Gemeinden, namentlich der afrikaniſchen, die Keime einer Bundesverfaſſung lagen, welche weit über die Bundesſtaaten des Alterthums hinausgingen.

Die Geiſtlichkeitskirche der nachkonſtantiniſchen Zeit übte nun allerdings einen wohlthätigen Einfluß auf manche Gegenſtände der bürgerlichen Geſetzgebung, wie hinſichtlich der Ehe und der Sklaverei: und dieſer Einfluß iſt neuerdings ſehr gründlich und lichtvoll entwickelt in der von der franzöſiſchen Akademie gekrönten Preisſchrift des Herrn Profeſſors Schmidt in Strasburg. Aber hinſichtlich der Gemeindefreiheit, der Grundlage aller politiſchen, ſtand jene Kirche ſelber zu ſehr auf dem Standpunkte des römiſch-byzantiniſchen Despotismus, um neues Leben ſchaffen zu können. Im byzantiniſchen Reiche war es nun allerdings vielleicht unmöglich einen beſſern politiſchen Zuſtand zu ſchaffen; aber warum verloren ſich unter der Geiſtlichkeitskirche im Weſten die ſchönen Elemente germaniſcher Freiheit, und zwar am allermeiſten bei den ſo kirchlich und päpſtlich geſinnten Franken?

Als nun endlich im elften und zwölften Jahrhunderte die romaniſch-germaniſche Menſchheit ſich in den Städten wieder freie, ſelbſtregierende und von der Idee der Vaterſtadt begeiſterte Gemeinden ſchuf: als in Toulouſe, und überhaupt in Südfrankreich, ſich neues Leben zeigte, als Venedig und Genua, Florenz und Piſa aufblühten, und der Geiſt der ſtädtiſchen Freiheit in den „Gemeinden" (Communen) in wunderbarer Entwickelung bald die Volksſprache bildete, Kunſt und ſelbſt Wiſſenſchaft hervorrief, erwies ſich die geiſtliche Macht mehr hemmend und ſtörend als fördernd und hülfreich. So

finden wir allenthalben in Italien, außer wenn, wie Mailand, die Stadt von einer mächtigen Fremdherrſchaft gedrängt ward, dieſe Freiſtaaten gegen den Papſt und die immer größer werdenden Anſprüche der Geiſtlichkeit geſtimmt. Die hohe Geiſteserhebung in Südfrankreich ging unter, eben ſowol durch das Blutbad der Ketzerkriege und Ketzergerichte, als durch die weltliche Tyrannei. Die Parlamente von Aragonien, Catalonien und Caſtilien, deren Freiheiten und Geſittung Spanien neben Italien und Frankreich, und an die Spitze der europäiſchen Bildung und Macht ſtellten, kämpften für die Freiheit der geiſtlichen und ſtaatlichen Gemeinde. Als nun im ſechzehnten Jahrhunderte der große Kampf für geiſtige und politiſche Freiheit in Deutſchland und der Schweiz begann, was war die Folge der Verbündung der Dynaſtien mit den Päpſten gegen dieſe Bewegung? Der Aufbau des modernen Abſolutismus! Die Cardinäle Ximenes und Richelieu arbeiteten mit Karl V., Philipp II. und Ludwig XIII. an der Unterdrückung der alten Stände und Parlamente. Und wo ſind jetzt die freien katholiſchen Staaten, außer zweien, welche ſich mit Mühe gegen die Anſprüche der Geiſtlichkeitskirche halten?

Nicht weniger merkwürdig iſt eine Ueberſchau der Entwickelungsreihe hinſichtlich der Propheten des Gottesbewußtſeins.

Zweiter Abschnitt.

Das Bewußtsein von Gott in der Geschichte bei den Propheten der Geistlichkeitskirche.

Erstes Hauptstück.

Augustinus, der Prophet der bischöflichen Concilkirche, und der heilige Benedict.

In der Epoche der Patriarchen- und Concilienkirche begegnen wir einem hohen prophetischen Genius der Menschheit, Augustinus, dem Zeitgenossen der Einnahme Roms durch Alarich im Jahre 410, und Zeugen der Verheerung Afrikas durch die Vandalen. Als Augustinus sich entschloß, auf die in jener furchtbaren Zeit immer lauter werdenden Klagen kleinmüthiger Christen, und Vorwürfe der Zweifler und Heiden gegen das Christenthum zu antworten, schrieb er das große Werk „Ueber den Staat Gottes" (De civitate Dei) in 22 Büchern. Hier bringt er zuerst (I—X) alles nur Erinnerliche vor, vertheidigend und angreifend, gegen das Heidenthum, unter welchem die Menschen doch unglücklicher gewesen wären,

dann aber (XI—XXII) herſtellend, durch eine Darlegung der altteſtamentlichen Geſchichte als der allmäligen Gründung des Gottesreiches von Abraham bis Chriſtus und die Apoſtel. Nur Eines fehlt: die Behauptung, alſo noch viel mehr der Beweis, daß eine göttliche Weltordnung auf der Erde beſtehe, und daß in jeder Kriſe der Welt das Gute ſiegen, das Gottesreich gefördert werden müſſe. Selbſt da, wo er dieſer Frage ſehr nahe kommt (XXII, 2), zieht er ſich auf Gottes unerforſchliche Wege zurück. Er verkennt dabei keineswegs das allgemein Menſchheitliche, die Einheit des Menſchengeſchlechts, und er weiſt allenthalben darauf hin, daß wie andere Zeiten, ſo auch die damalige, alles Unglück durch ihre Laſter reichlich verdient habe. Das ſind die beiden lichten chriſtlichen Punkte ſeiner Betrachtung der Menſchheitgeſchichte: und dieſe finden ſich auch als Frucht eines wahren Chriſtenthums bei dem geiſtreichen und wahrheitsliebenden Salvianus, dem Prieſter von Marſeille, der am Ende jenes Jahrhunderts, gegen 480, in ſeinen merkwürdigen 8 Büchern über die göttliche Regierung der Welt auf dieſelben Vorwürfe nur mit noch ſtärkern Zugeſtändniſſen antwortet.

So iſt es alſo wohlthätig zu ſehen, wie jene Männer das allgemein Menſchliche, Heilempfängliche im barbariſchen Nachbar, dem puniſchen Kananäer, dem berberiſchen Numidier, dem ketzeriſchen Gothen und Vandalen erkennen. Aber die Welt hört, namentlich dem Auguſtinus, mit dem Römerreiche auf, deſſen blutigen Untergang durch die Barbaren er im Anfange des fünften Jahrhunderts vor ſich ſah. Was ſoll der Chriſt an dem Untergange ſeiner irdiſchen Geburtsſtätte hängen? Wenn viele Tauſend tugendhafter und chriſtlicher Frauen und Jungfrauen beim Erſtürmen der Hauptſtätte des Reiches geſchändet werden oder umkommen, ſo ge-

langen ſie ja nur deſto früher, falls ſie gläubig geweſen, ins ewige Leben, während die getödteten Ungläubigen dem verdienten Gerichte verfallen, welches der Herr über dieſe Erde verkündet hat.

Man ſieht ſchon aus dieſen Beiſpielen, einmal wie trübe das Bewußtſein der Gegenwart Gottes in der Gemeinde und in der Menſchheit war; dann aber auch, daß nur Chriſti Perſon über dem tödtenden Einfluſſe eines böſen und untergehenden Zeitalters ſteht. Nur oberflächlich und vorübergehend war das Gefühl des Todes, welches die Lehrer und Propheten der Chriſten in den Jahrhunderten der Verfolgung als Ahnung des heranziehenden Endes der Welt empfunden hatten, zurückgedrängt durch den Sieg des Chriſtenthums im Weltreiche. Das Zeichen der tiefſten Schmach, das Kreuz, glänzte zwar auf der Stirn der Cäſaren, und die Theodoſier ließen die heidniſchen Tempel ſchließen und untergehen. Aber als das Heidenthum zum letzten mal in der Perſon des heidniſchen Senators Symmachus auftrat, um den Altar der Siegesgöttin in der römiſchen Curie zu retten, auf welchen die heidniſchen Senatoren, wenn ſie zu ihren Sitzen gingen, einige Weihrauchkörner in die Flamme warfen, was ſtellt Prudentius der uns noch erhaltenen echt römiſchen Rede entgegen? Die Victoria iſt nicht mehr das Symbol der Majeſtät Roms, ſondern ein heidniſches Zeichen weltlicher Macht. Die Welt geht unter mit ihrem Pompe.

Ein Geſchlecht ſpäter, und der Gothe Alarich erfüllte das Geſchick, indem er Rom einnahm, wie der Vandale Genſerich Karthago: der letzte Schatten eines römiſchen Kaiſers ſtieg 40 Jahre ſpäter ins Grab. Da kehrte das Gefühl des herannahenden Weltendes ſtärker als je in die Gemüther zurück. Mit apokalyptiſchem Schauder ſah man Rom, das

namentlich in ſeinen Vornehmen und Reichen großentheils noch heidniſch war, durch die vorſtürmenden Barbaren in den Flammen untergehen. Die germaniſchen Barbaren werden aber Chriſten, und Theodorich, obwol ein arianiſcher Ketzer, umgibt ſich mit aller Wiſſenſchaft und Kunſt, welche Byzanz und Rom darbieten. Geborene Gothen wurden Biſchöfe und Schriftſteller. Da erſchien Totila und zog gegen Rom. Jetzt ſah Jedermann das Ende Roms, und, nach dem allgemeinen Glauben, der Welt voraus. Man zog von Rom aus in die Einöde von Monte Caſino, um den heiligen Benedict zu befragen, einen Mann von großer römiſcher Familie, der ſich in jene abgelegene Bergſtätte geflüchtet hatte, um frommen Betrachtungen zu leben. Die edelſten und tiefſten Geiſter zogen ſich nicht allein aus dem öffentlichen Leben, ſondern auch aus dem der Familie zurück, in jenem Gefühl, daß die irdiſche Menſchengeſellſchaft rettungslos verloren ſei. Die Fabel vom Magnetenberge enthüllte hier ihren Sinn. Das Schiff des römiſchen Weltreichs mußte untergehen, weil die unwiderſtehliche Kraft des unſichtbaren Magnets die beſten Geiſter, welche als die wahren unſichtbaren Nägel es durch ihre Tugend und Weisheit zuſammenhielten, aus den ſich auflöſenden Planken herauszog. Der Haß der verzweifelten Wirklichkeit wurde nur größer durch die Liebe zum Ewigen: das Ewige erſchien einmal wieder unter den Menſchenkindern als ein freſſendes Feuer. So war denn auch Benedict in die Einöde gezogen, und Gleichgeſinnte hatten ſich ihm angeſchloſſen. Die Freunde, welche von Rom die ſchickſalsvolle Kunde brachten, fragten ihn nun, ob er nicht glaube, daß Rom jetzt untergehen werde durch die Barbaren. So lautete die von Gregor dem Großen uns aufbewahrte Antwort des Heiligen:

„Rom wird von den Barbaren nicht zerstört werden, sondern von Donner und Blitz und von Sturmwinden erschüttert in sich selbst zusammensinken“;

ein großes prophetisches Wort, welches auch jetzt noch viel Stoff zum Nachdenken bietet.

Zweites Hauptstück.

Die Propheten der Geistlichkeitskirche von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters.

A. Erigena, Joachim von Floris und Abälard: oder die Propheten des frühern Mittelalters.

Nicht lange nach Benedicts Tode schien die Pest dem römischen Reiche und der Welt ein Ende machen zu wollen. Niebuhr hat hervorgehoben, daß um diese Zeit (das Ende des sechsten Jahrhunderts) das wahre Ende Roms und der Alten Welt falle.

Als die Franken nach der Eroberung und theilweise Germanisirung Galliens nach Italien zogen, und als am Weihnachtstage des Jahres 800 der deutsche König Karl der verhängnißvollen Verführung nachgab, und sich als römischen Kaiser krönen ließ, begann die weltgeschichtliche Ansicht der Menschheit sich allerdings einigermaßen aufzuhellen: jedoch ohne dauernde Hoffnung und ohne neue lebenskräftige Zukunft.

Johannes Scotus (Erigena) ist der Prophet der karolingischen Zeit, als tiefer Denker: denn jeder wahre Gedanke ist prophetisch. Auch ist er, wie alle Mystiker, welche ihm folgten, voll der tiefsten Gedanken über das ewige Leben der Seele

in Gott. Aber er steigt so wenig als vier Jahrhunderte später, die deutschen Mystiker Eccard, Tauler, in seiner Philosophie herab in das Walten Gottes in der Wirklichkeit, dem Leben der Menschheit. Seine Weltansicht ist verzweifelnd. Gerade über Rom hat er die trübste Ansicht. Es ist durch die neue kritische Ausgabe seiner Werke jetzt bewiesen, daß das merkwürdige und geheimnißvolle lateinische Klagelied auf Rom dem Erigena zugehört. Wir geben den echten Text in den Ausführungen*): die Uebersetzung entlehnen wir der „Beschreibung Roms" (I, 242 fg.):

Roma du herrliche, einst von edlen Herren gegründet,
Sklavin der Knecht' anjetzt, stürzest du schmählich dahin.
Deine Kaiser sie haben so lange Zeit dich verlassen,
Zu den Griechen gewandt wich von dir Namen und Ruhm.
Konstantinopel heißt die neue Roma und blühet,
Alte Roma, dir fällt Sitte wie Zinnen dahin!
Da dich die Herrschaft verlassen, ist Hoffahrt bei dir geblieben,
Und der Habsucht Dienst hält dich im schmählichen Joch.
Volk, verlaufenes Volk, von des Erdballs äußersten Grenzen,
Sie die Knechte der Knecht', ach! sie beherrschen dich jetzt!
Deiner Edlen ist keiner geblieben, die einst dich regieret:
Deine Freien sie bau'n fernab pelasgische Flur.
Als die Heiligen lebten, hast du sie grausam gemordet,
Handel lehrest anjetzt du mit der Todten Gebein.
Wahrlich schützten dich nicht der heil'gen Apostel Verdienste,
Gänzlich wärst du, o Rom, längst von der Erde vertilgt.

In dem ganzen Mittelalter, bis zum dreizehnten Jahrhundert, lebt die Idee im Bewußtsein der lateinisch-germanischen Menschheit fort, daß die Welt dem Untergange entgegengeht, unterdessen aber von Papst und Kaiser, oder von Kaiser und Papst regiert werde. Rom ist und bleibt der

*) S. Anhang, Anm. 3. Des Erigena Klagelied auf Roma.

Mittelpunkt der Weltanſicht. Wenn das Coliſeum fällt, ſagte ein von Beda im achten Jahrhundert aufbewahrter Volksſpruch, fällt Rom; fällt Rom, ſo fällt der Erdkreis. Die Herrlichkeit der alten Roma iſt in jenem Wunderbau noch immer das Symbol der Weltherrſchaft: Rom iſt die Stadt der Cäſaren: der Papſt, der Herr des geiſtlichen Lebens der Welt, lebt dort, in des Kaiſers eigener Stadt. Der Kaiſer muß in ihr gekrönt werden. Aber die Herrlichkeit der Alten Welt kehrt nicht wieder.

Die Dichtung des frühern Theiles des Mittelalters bewegt ſich innerhalb verwirrter Erinnerungen der Alten Welt, ſymboliſch gedeuteter Sprüche der Schrift und misverſtandener kymriſcher Sagen. Die romaniſche Weltanſicht war wirklich (woher auch der Name) ein Roman. Die Kreuzzüge ſchienen dieſem Traumleben nur neue Nahrung geben zu ſollen, obwol ſie das Element des neuen Lebens der romaniſch-germaniſchen Menſchheit kräftigten, welches in den freien Städten Italiens, Frankreichs und Deutſchlands durch Freiheit und Weltverkehr allmälig zum Tageslicht erwachte.

Nie hat es überhaupt eine Zeit größerer Verzweiflung an der göttlichen Weltordnung gegeben als im Mittelalter. Michelet hat unter den neuern Geſchichtſchreibern angefangen den Schleier zu lüften, welcher die Verzweiflung der Völker verbirgt. Er weiſt nach, wie in Frankreich, nach Unterdrückung der Waldenſer und Albigenſer und nach Herabwürdigung der untern Volksklaſſen zu Leibeigenen und Hörigen, vom dreizehnten bis zum funfzehnten Jahrhundert, ſich eine Religion der Verzweiflung, ein wahrer Gottesdienſt Satans bildete, in mitternächtigen Verſammlungen von vielen Tauſenden. Im ſechzehnten Jahrhundert hörten dieſe Greuel auf: nach der Bartholomäusnacht beginnen ſie wieder, und wir haben auch

hier die geſchichtlichen Verhandlungen (von 1610—19) als Gewähren.*)

In Italien war im zehnten Jahrhundert eine verzweiflungsvolle Dumpfheit eingetreten, von welcher die Jahrbücher jener düſtern Zeit zeugen: das Volk erwartete, namentlich in Rom und Italien, das Ende der Welt: an keiner Kirche wird mehr gebaut, Häuſer und Klöſter werden nur als Burgen und Thürme hergeſtellt. Die ſchwärzeſten Künſte der Zauberei und wahrer Teufelsdienſt wurden auch dort in jenen Jahrhunderten geübt. Welche Spuren dieſe in allen romaniſchen Ländern zurückgelaſſen, weiß Jeder, der die Verwüſtung kennt, welche das Lotto (das Peſtbrandmal der katholiſchen Staaten), verbunden mit dem Aberglauben an Anzeichen und an den Zauber des böſen Auges, im Herzen der Familien und Gemeinden noch jetzt, namentlich in Rom und Neapel anrichtet. Einige unſerer Leſer werden auch wol in Fiévées politiſchem Briefwechſel mit Napoleon I. geleſen haben, wie in den von ihm verwalteten Departementen jedes Dorf regelmäßig ſeinen Zauberer mit dem Siebe hatte und ſeine Wahrſagerin aus dem Kaffeeſatze.

Auch die innerſten Herzensergießungen der größten Männer jener Zeiten verrathen die furchtbare Verzweiflung der Menſchheit. Wenn Gregor VII., der bei weitem größte Charakter ſeiner Zeit, der Büßer von Clugny, der Eiferer für das Cölibat und die abſolute Hierarchie, bei ſeinem Tode im Gefängniſſe ausrief, im Jahre 1095:

> „Ich habe geliebt die Gerechtigkeit, und gehaßt das gottloſe Weſen: darum ſterbe ich in der Verbannung“;

*) Man ſehe insbeſondere Bd. VIII (S. 106—129) und Bd. IX (S. 267—337) ſeiner „Franzöſiſchen Geſchichte“.

Mittelr[illegible] eine bittere Parodie des herr-
ein [illegible] zu erkennen, den der Papst gewiß viele
spr[illegible] Weissagung der Verherrlichung Gottes
ke[illegible] den Messias gelesen und gesungen hatte,
[illegible] gesagt wird (V. 7):

„Du hast geliebt die Gerechtigkeit und gehasset das gottlose Wesen, darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit Freudenöl mehr denn deine Gesellen."

In welcher verzweifelten Gemüthsstimmung zwei Jahrhunderte später der ebenfalls große Papst Bonifacius VIII. starb, ist allgemein bekannt. Aber ein noch größerer Papst, der zwischen beide fällt, bekannte öffentlich diese Verzweiflung. Nur in einer solchen Stimmung konnte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts (um 1200) der nachherige Papst Innocenz III., damals Cardinal, einer der ernstesten wie gelehrtesten Geistlichen seiner Zeit, das vor wenigen Jahren neu herausgegebene Büchlein „Ueber die Verachtung der Welt oder vom Elend des menschlichen Lebens" schreiben. Nach einem schauderhaften Bilde des Elends jener Zeit, welchem jener große Papst, eben wie Hildebrand, durch hierarchischen Absolutismus abzuhelfen wähnte, sagt er in demselben:

„Glücklich sind Diejenigen zu preisen, welche sterben ehe sie das Tageslicht erblicken, welche den Tod schmecken ehe sie das Leben empfinden!"

„Wie trostreich sind dagegen die Worte in der Bergpredigt des Erlösers von Dem, was Jeden zu beseligen vermag!" kann sich bei Erwähnung dieses entsetzlichen Ausspruches der edle deutsche Prälat nicht enthalten auszurufen, welcher in diesen Tagen uns eine von weisen, trostreichen und erhebenden Be-

trachtungen überfließende Darstellung von Gott in der Welt gegeben hat.*)

Mitten in dieser Verzweiflung leuchtet uns ein seltsamer Stern entgegen: ein Mönch, welcher ein neues Weltalter anbrechen sieht, und zwar das Weltalter des Geistes.

Joachim, gewöhnlich nach dem von ihm unweit seiner Heimat, bei Cosenza in Calabrien, gegen 1190 gegründeten Kloster, Joachim von Floris genannt, hatte sich nach sehr ernsten Bibelforschungen und einem Zuge ins gelobte Land ganz von der Welt zurückgezogen. Aus seiner Klostereinsamkeit übte er bis zu seinem, gegen 1202 erfolgten Tode, als Abt der Stiftung, einen großen Einfluß aus, da er schon früher durch seine prophetischen Bibelauslegungen und sein heiliges Leben, weit und breit, selbst bei Kaiser und Papst, in hohem Ansehen stand. Er blieb verehrt als ein prophetischer Mann, obwol seine Bekämpfung der Trinitätsformel von Petrus Lombardus später (1215) durch das vierte Lateranische Concil verdammt wurde. Was man nachher das Ewige Evangelium nannte, in Anwendung der Stelle der Apokalypse (XIV, 6):

> „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen Denen, die auf Erden sitzen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern";

*) Freiherr von Wessenberg, „Gott und die Welt, oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Thle., 1857). Der Titel der von ihm in den Anmerkungen zum ersten Theile (S. 474 zu S. 321) angeführten Schrift von Innocenz III. lautet: „De contemptu mundi sive de miseria humanae conditionis", neu herausgegeben von J. H. Achterfeld (Bonn, 1855).

iſt nun vorzugsweiſe enthalten in jener „Concordia", oder Harmonie des Alten und Neuen Bundes.*) Um die Bedeutung der darin enthaltenen Anſchauung von den drei Weltaltern zu würdigen, genügt es zu ſagen, daß der merkwürdige Forſcher die Zeit des Alten Bundes als das erſte Weltalter annimmt, und die Zeit des Vaters nennt, die Zeit von Chriſtus bis etwa zum nächſten (dreizehnten) Jahrhundert, deſſen Anfang damals bevorſtand, die Zeit des Sohnes, nach welcher nun die von Chriſtus angekündigte Zeit des Geiſtes erſcheinen werde. Den anſchaulichſten Begriff der Perſönlichkeit und der urſprünglichen Auffaſſung gewähren auch hier die eigenen Worte, die man jedoch nur in freiem Auszuge geben kann. Wir ſetzen den weſentlichen Inhalt der einſchlägigen Sätze hervor, mit Auslaſſung Deſſen, was einer falſchen Exegeſe, insbeſondere der Apokalypſe angehört, und die Grundanſchauung nur verdunkelt.

Das Buch beginnt mit den Worten:

„Ich, Joachim, als ich um die Mitternacht der Auferſtehung im Nachdenken verſunken war, erhielt plötzlich, durch eine geiſtige Erleuchtung folgende Offenbarung über die Harmonie des Alten und Neuen Bundes . . . . . .

„Zwei Völker ſind durch die Verordnung des Vaters und die Geburt des Sohnes erwählt zum Glauben Eines Gottes unter zwei Teſtamenten, nämlich das jüdiſche und dann das römiſche:

---

*) Sehr zweckmäßige Auszüge aus der Concordia gibt Chriſtoph Ulr. Hahn's „Geſchichte der Ketzer im Mittelalter" (Bd. III, 1850), S. 263 fg., beſonders S. 271—318. Sie ſind abgedruckt aus dem ſehr ſeltenen erſten und einzigen Drucke, welcher 1519 in Venedig erſchien unter dem Titel: „Divini vatis Abbatis Joachim liber concordiae novi ac veteris Testamenti." Man vergleiche noch Engelhardts „Kirchengeſchichtliche Unterſuchungen" (1832); dazu Neander im fünften Bande ſeiner „Kirchengeſchichte", und Milman „Latin. Christianity", Vol. V, 417.

dazwiſchen liegt das griechiſche (byzantiniſche), welches aber abgefallen iſt. Durch die Kunde des heiligen Geiſtes, der vom Vater und Sohne ausgeht, ſind aus jenen einige Männer hervorgegangen, ſowol im Alten als im Neuen Bunde: dieſe verharrten in der Lehre der Geiſtesmänner, in welchen jene Vollkommenheit ſich fand, von welcher der Apoſtel ſagt: «Wo der Geiſt des Herrn, da iſt Freiheit.» (Ende des erſten Buches.)

„Das erſte Zeitalter geht von Adam (oder, fruchtbar, von Abraham) bis auf Elias und Eliſa, die Propheten, oder beſſer bis zum Zacharias, dem Vater des Täufers. Dieſes iſt das Myſterium des Vaters. Das Myſterium des Sohnes geht zunächſt bis auf Benedict, den Stifter der Mönchsorden, den beſchaulichen, geiſtlichen Chriſten: aber von dort auch noch weiter bis auf die letzte Zeit dieſes zweiten Weltalters, in welcher wir leben (kurz vor 1200). Nun wird endlich die von Benedict bereits perſönlich begonnene Zeit des Geiſtes ſich verwirklichen."

[Dieſes iſt wahrſcheinlich die Grundanſchauung eines ſehr verwirrten und langen Vortrags, wobei er es darauf anlegt, eine gleiche Anzahl von Geſchlechtern für die Weltalter herauszurechnen, was natürlich ihm nicht gelingt. Philoſophiſch dürfte dabei wol nur ſein, daß er unterſcheidet zwiſchen dem Anfang (initium) eines Weltalters und der Fruchtbarmachung deſſelben Weltalters. So iſt Adam Anfang, Abraham Fruchtbarmachung des erſten Zeitalters. Er ſcheint dadurch einer erleuchteten Perſönlichkeit, die aber keine unmittelbare, dauernde Entwickelung veranlaßt, entgegenzuſetzen eine ſpätere, welche zur Gemeinde wird.]

„Die erſte, erſtverordnete, Reihe ward gerufen zum Thun der geſetzlichen Werke, die zweite zum Thun des Leidens Chriſti (ad laborem passionis), die dritte, aus beiden hervorgehende iſt erwählt zur Freiheit der Betrachtung, nach jenem Worte der Schrift: „Wo der Geiſt des Herrn" u. ſ. w. Der Vater hat das Werk des Geſetzes auferlegt, weil er die Furcht (der mit Furcht zu Verehrende) iſt; der Sohn das Werk der Zucht (disciplina), weil er die Weisheit iſt; der heilige Geiſt gibt die Freiheit, weil er die Liebe iſt. Denn wo Furcht, da iſt Dienſt: wo Lehre, da iſt Zucht: wo Liebe, da iſt Freiheit. Doch geben, nach der Einheit des göttlichen Weſens, Vater und Sohn auch Freiheit, jener als Vater, dieſer als Bruder, und von der andern Seite legt der heilige Geiſt den Dienſt des guten Lebens auf (servitus

bonae actionis), weil er ſelbſt auch Furcht und Weisheit iſt ... Jetzt beim Schluſſe des zweiten Zuſtandes (status) erwarten wir, daß den Gläubigen die Freiheit gegeben werden ſolle. (Buch II.)

„In den Männern, welche die Welt als kommend erwartet, wird ſich erfüllen die Aehnlichkeit des Zacharias (Vaters des Täufers), Johannes des Täufers und des Menſchen Jeſus Chriſtus: dann auch die der zwölf Apoſtel, insbeſondere aber der ſieben Gemeinden des Evangeliſten Johannes. Das Evangelium des Himmelreiches wird gepredigt werden über den ganzen Erdboden, und das geiſtige Verſtändniß wird bis zu den Juden dringen, und mit der Gewalt des Donners ihre Herzenshärtigkeit zerſchmettern, nach dem Spruche des Propheten Maleachi (IV, 6). (Ende von Buch IV.)

„Niemand bringe in mich, das Geheimniß der Zahl (der Apokalypſe, der 1260 und der 1335 Tage), Niemand nöthige mich hinauszugehen über die Schranken, die ich mir geſtellt: denn Gott hat es in ſeiner Macht, ſeine Geheimniſſe noch verſtändlicher (als bisher) zu machen. Mein Werk iſt zu Ende ... mögen Alle wiſſen, daß ich mich deſſen nicht unterfangen aus ſtolzer Anmaßung, noch daß ich die Gemüthsruhe eines Frommen habe ſtören wollen, noch mir das Geſagte ausgedacht, um damit vor die Welt zu treten: ich habe es gethan, weil die verordnete Zeit da iſt." (Schluß des Werkes.)

In dieſem Buche, und in ſeinem letzten Werke, dem Pſalterium*) deutet er wiederholt an, daß zuerſt die Verehlichten zu arbeiten berufen waren im Reiche Gottes, dann die Geiſtlichen, zuletzt aber, im Reiche des Geiſtes, wo die beſchauliche Betrachtung vorherrſche, die Mönche: als deren Vater gilt ihm der heilige Benedict. So war es denn ganz in der Ordnung, daß, als drei oder vier Jahre nach Joachims Tode der heilige Franciscus ſeinen Orden geſtiftet (wie Dominicus den ſeinigen bald nachher, 1218), einer ſeiner ſtrengern Schüler, Gerhard, die Meinung aufſtellte, der Heilige von

*) Auszüge bei Hahn, a. a. O., S. 318—337.

Aſſiſi ſei der vom Abt Joachim vorhergeſagte Beginner des dritten Weltalters. In allem Dieſem wird die unglückliche Täuſchung des Mittelalters kund über die Gegenwart Gottes in der Menſchheit, als nach ewigen natürlichen Geſetzen, und nicht nach irgend welchen menſchlichen Erfindungen und Machtſprüchen wirkend. Der Abt Joachim ſelbſt hatte ausdrücklich erklärt, es ſei ihm der Geiſt der Einſicht gegeben, aber nicht der Prophetie, und ſich von aller Beſtimmung der Zeiten losgeſagt. Nur daß die Zukunft des Reiches Gottes in jener Linie liegen werde, nach jenem Fortſchritte und in jener Einheit, das war ihm ſicher — und darin hat er ſich nicht getäuſcht. Auch daß er der freien Betrachtung, welche wir jetzt die Philoſophie zu nennen pflegen, einen ſo hohen Beruf im Reiche des Geiſtes gegeben, hat ſich bewährt, und wird ſich noch weiter bewähren. Dagegen, wie ganz hat ſich die Auslegung des Franciscaners als Täuſchung erwieſen! Mußte doch ſchon Franciscus erfahren, wie wenig die Geiſtlichkeit geneigt war, das mühſame Werk der chriſtlichen Volkserziehung auf ſich zu nehmen, und Dominicus mußte ſeine Laufbahn beginnen mit Theilnahme an der blutigen Verfolgung der Waldenſer und Albigenſer, deren Greuel er vergebens (obwol hoffentlich aufrichtig) zu mildern ſuchte. Der Inquiſitor blieb, der Reformator verſchwand, und die Liebe der beiden Stifter verwandelte ſich in Eiferſucht und bittern Haß der Jünger.

Noch zu Joachims Lebzeiten (1094) ward der große Geiſt Abälards in die Welt geboren, den ſein geiſtvoller Geſchichtſchreiber, Charles de Rémuſat, mit Recht den erſten und größten Vorkämpfer der menſchlichen Vernunft und Bildung im Mittelalter nennt. Seitdem wir durch Couſin und Andere ſeine bedeutendſten hier einſchlägigen Werke kennen, dürfen wir mit Beſtimmtheit ſagen, daß auch er ſeinen Troſt fand

in dem persönlichen Glauben an den Ewigen, an Christus den Erlöser und an den heiligen Geist (den Parakleten, dem er den Zufluchtsort seiner Heloise weiht) und im Rückblick auf die allgemeine Offenbarung Gottes unter den Menschen. Die Gegenwart war ihm verwirrt, die Zukunft ganz dunkel. Was Rémusat die Theodicee Abälards nennt (II, 184—292, vgl. 402—517), ist eigentlich nur eine Apologie der kirchlichen Dogmatik, untermischt mit vielen Zweifeln. Der Geist Gottes hat sich in Plato offenbart, wie in den Gottesmännern des Alten Bundes: aber wo offenbart er sich jetzt? In der Betrachtung der göttlichen Dinge, insbesondere der Dreieinigkeit, denn selbst hier zeigt sich die göttliche Kraft der Vernunft: dann in der von Gott verliehenen guten Gesinnung, welche allein eine Handlung oder einem Werke (also auch einem frommen, kirchlichen) einen Werth gibt: endlich in der Liebe zu Gott, dem höchsten Prinzipe der Ethik. Das Kirchliche tritt in den Hintergrund, wie die guten Werke bei Joachim. Aber eben so die Wirklichkeit. Gott ist gegenwärtig im Sakrament, aber in der Welt ist er nicht zu verspüren.

B. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters.

Selbst Dante, der Weltrichter der Vergangenheit, der Schauer des Lebens der Seligen, zeigt in seiner „Göttlichen Komödie", daß er für diese Welt keine Hoffnung hat. Wenn man sich die Tragweite der in jener unsterblichen Darstellung des dreifachen innern Zustandes der Seele in diesem Leben, durch welche schon der Verfasser des „Hirten" im zweiten Jahrhundert die Christen anzog, vollkommen klar macht; so steht hinter der Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in einem künftigen Leben, sei es der Verdammniß oder der

Läuterung, oder der Gottſeligkeit, die tiefſte Nacht der Verzweiflung an einer Wirkſamkeit der göttlichen Weltordnung auf dieſer Erde, an aller Hoffnung für dieſes Leben. Dieſe Behauptung wird allerdings großen Anſtoß erregen bei den Romantikern und ihren hierarchiſchen Schülern, welche in Dante die höchſte Verherrlichung des chriſtlichen Glaubens ſehen oder wenigſtens predigen. Aber ſie iſt wahr. Nicht ein Wort des Troſtes können ihm alle ſeine ſeligen Geiſter ſagen für die Zukunft, ſobald es ſich von der Erde, das heißt von dem durch Chriſtus der Menſchheit verkündigten Gottesreiche handelt, an deſſen Triumph zu glauben der Sieg des Chriſtenthums über Judenthum und Heidenthum die Menſchheit mehr als irgend ein anderes früheres Ereigniß auffordert. Der höchſte Flug ſeiner prophetiſchen Hoffnungen geht nicht hinaus über die getäuſchte Erwartung einer Befreiung Italiens und Herſtellung der Kirche durch einen mächtigen Fürſten, ſei es Can Grande della Scala oder Heinrich VII. Das Ende der Welt iſt ihm nothwendig nahe bevorſtehend, weil er doch eigentlich gar keine Rettung mehr ſieht. Auch iſt dieſes ſeine ausgeſprochene Anſicht. Davon zeugen die Worte der Beatrice an Dante im „Paradies" (XXX, 128 fg.), als ſie ihm die zahlloſen Scharen zeigt, die mit weißen Kleidern angethan, ſich dem Heiland und der heiligen Stadt Gottes nahen. Die Worte lauten, nach der geſchmackvollen Ueberſetzung eines königlichen Auslegers, alſo:

Schau wie ſo zahlreich
Iſt die Vereinigung der weißen Kleider!
Sieh unſre Stadt, wie weit umher ſie kreiſet!
Sieh unſre Stufen, die ſchon ſo erfüllt ſind,
Daß wenig Volk dort noch zu wünſchen bleibet!

in dem persönlichen Glauben an den Ewigen, an Christus den Erlöser und an den heiligen Geist (den Parakleten, dem er den Zufluchtsort seiner Heloise weiht) und im Rückblick auf die allgemeine Offenbarung Gottes unter den Menschen. Die Gegenwart war ihm verwirrt, die Zukunft ganz dunkel. Was Remusat die Theodicee Abälards nennt (II, 184—292, vgl. [illegible]), ist eigentlich nur eine Apologie der kirchlichen Dogmatik untermischt mit vielen Zweifeln. Der Geist Gottes hat sich in Plato offenbart, wie in den Gottesmännern des Alten Bundes: aber wo offenbart er sich jetzt? In der Betrachtung der göttlichen Dinge, insbesondere der Dreieinigkeit, denn selbst hier zeigt sich die göttliche Kraft der Vernunft; dann in der von Gott verliehenen guten Gesinnung, welche allein eine Handlung oder einem Werke (also auch einem frommen kirchlichen) einen Werth gibt: endlich in der Liebe zu Gott, dem höchsten Prinzipe der Ethik. Das Kirchliche tritt in den Hintergrund, wie die guten Werke bei Joachim. Aber eben so die Wirklichkeit. Gott ist gegenwärtig im Sakrament, aber in der Welt ist er nicht zu verspüren.

3. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters.

Selbst Dante, der Weltrichter der Vergangenheit, der Schauer des Lebens der Seligen, zeigt in seiner „Göttlichen Komödie", daß er für diese Welt keine Hoffnung hat. Wenn man sich die Tragweite der in jener unsterblichen Darstellung des dreifachen innern Zustandes der Seele in diesem Leben, durch welche schon der Verfasser des „Hirten" im zweiten Jahrhundert die Christen anzog, vollkommen klar macht; so steht hinter der Verherrlichung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe in einem künftigen Leben, sei es der Verdammniß oder der

hervorbrachte, wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß wir ſie noch nirgends gefunden haben, als wo die bürgerliche Freiheit mit der Freiheit des religiöſen Bewußtſeins Hand in Hand ging und in dieſer ihre Wurzel erkannte. Noch mehr aber gewann jene alte Verzweiflung an der Wirklichkeit die Oberhand, als jene Städte verfielen, und Tyrannei oder Oligarchie an ihre Stelle trat, während die Kirche immer mehr ſich verweltlichte. Hier tritt uns allein noch mit einiger Hoffnung die begeiſterte Stimme eines der erſten Dichter vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts entgegen, Petrarca. Es ſind insbeſondere die drei berühmten Sonette auf den damals in Avignon weilenden Römiſchen Stuhl.*) Wir geben den Text derſelben in den Ausführungen: hier genügt es die zwei erſten vorzulegen, worin die Hoffnung ſich ausſpricht, es werde eine beſſere Zukunft durch inneres Aufſtreben des Geiſtes und Ringen der Völker anbrechen.

Sonett CV. (XV. bei Leopardi).

Die Sündenlaſt von Babel ſchreit Entſetzen,
Die gottverflucht nicht aufhört ſich zu blähen,
Zu Jupiter und Pallas nicht will flehen,
Nein, Venus, Bacchus ſind der Dirne Götzen.

Nach Rechte ſchmachtend, wo ſoll ich mich letzen?
Doch, ſchau, es wird ein Herr ihr einſt erſtehen,
Der wird aufrichten (werd' ich's gleich nicht ſehen)
Nur Einen Stuhl, da wo ſich Huren ſetzen.

*) S. Anhang, Anm. 4. Die drei Sonette Petrarcas:
CV. Fiamma dal Ciel.
CVI. L'avara Babilonia.
CVII. Fontana di dolore.

Zerſchlagen werden deine Truggeſtalten,
Zertrümmert ſinken deine Burgen nieder,
Die Flamme friſſet die darinnen ſchalten.

Dann kehrt die Unſchuld ſchöner Seelen wieder
Zur Erde, die wird golden ſich geſtalten,
Und alte Tugend preiſen neue Lieder!

Petrarcas Sonett CVI. (XVI. bei Leopardi).

Du Schmerzensquell, wo Zorn und Grimm ſich mehren,
Du Ketzertempel, freche Irrlehrſchule,
Einſt Roma, Babel jetzt, du ſchnöde Buhle,
Die füllt die Welt mit Seufzern und mit Zähren!

Du Kerker, wo umſonſt ſich Gute wehren,
Wo Tugend hinſinkt unterm argen Stuhle:
Einſt muß ob dieſem Höllen-Sündenpfuhle
Des Heilands Zorn erglühn zu Gottes Ehren.

Gepflanzet einſt in armer, keuſcher Demuth,
Zeigſt du dem Gründer jetzt die freche Stirne,
Schamloſe! wodurch hofft du zu verlocken?

Durch deine Buhlerkünſte, durch die Hochflut
Des böſ' erworbenen Gut's? Nicht Konſtantin, o Dirne,
Nimmt's wieder, doch die Welt, die jetzt erſchrocken.

Die goldene Zeit antiker Tugend, deren einſtige Wiederkehr Petrarca hofft, und deren Zukunft ihn im tiefſten Seelenjammer tröſtet, iſt dem Petrarca das klaſſiſche Alterthum, aus welchem die Bilder der griechiſchen Weiſen, insbeſondere des Sokrates, Plato und Ariſtoteles, und die Thaten freier Bürger durch dunkele Wolken der Gegenwart hindurchleuchten.

Aber ſchon in Boccaccios Decamerone ſehen wir (in der Erzählung von den drei Ringen und in der vom veneziani-

ſchen Juden, der in Rom bekehrt worden war), daß der religiöſe Gehorſam der Völker auf Gleichgültigkeit und Verzweiflung ruhte.

Höher war allerdings das Streben und die Weltanſchauung der großen Geiſter unter den italieniſchen Gelehrten des funfzehnten Jahrhunderts, insbeſondere des Laurentius Valla, welche ſchon vor der Mitte jenes Jahrhunderts die griechiſchen Urſchriften zu erforſchen begannen, und das klaſſiſche Latein an die Stelle des Mönchslatein ſetzten. Aber leider wiederholte ſich auf dieſem Gebiete bald die Erſcheinung des Unſegens einer geiſtigen Erregung ohne ſittliche Erhebung, und eines Aufſchwunges der Vernunft ohne Gewiſſen. Das Gottesbewußtſein der klaſſiſchen Philologie verlor ſich bald in zügelloſer Laſterhaftigkeit, und noch zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts beklagt der große Scaliger, daß die Gelehrten Italiens ſämmtlich Atheiſten ſeien, welche die proteſtantiſchen Philologen wegen ihres Glaubens, wie wegen ihrer ſittlichen Strenge verſpotten.

Es war gegen dieſe Unſittlichkeit und Zügelloſigkeit, daß ſich gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts Savonarola, der von den beſten Männern ſeiner Zeit hoch geachtete florentiniſche Dominicanermönch erhob: ein Märtyrer, wie jene ſogenannten Ketzer des dreizehnten Jahrhunderts, und viele der „Gottesfreunde" im vierzehnten. Savonarola will das Gute, und er will Wahrheit: er verlangt ein reines Herz und ſittlichen Ernſt im Leben. Aber es fehlt ihm dabei der unerſchütterliche Glaubensgrund: die Bibel, mit dem klaren Evangelium als Mittelpunkt, und die freie chriſtliche Gemeinde. So ſetzt er ſein Vertrauen auf Aeußerlichkeiten und ſelbſt auf Mirakel: er wüthet gegen die Kunſt: er will die Gegner ſchlagen mit Wundern, ſtatt mit Bibel und

Leben. So beſtieg er den Scheiterhaufen in tiefem Schmerze, jedoch nicht in Verzweiflung, unter Alexander VI.

Faſſen wir die Erſcheinungen dieſer Entwickelungsreihe des Gottesbewußtſeins in den Propheten der weſtlichen Geiſtlichkeitskirche zuſammen — denn die öſtliche hat gar keine Propheten, ſondern nur Kaiſer, Kaiſerinnen und kaiſerliche Höfe, Hoftheologen und Palaſtmönche —, ſo finden wir in ihr, von Auguſtin bis zu den ſchönen Geiſtern unter Julius II. und Leo X., einen verhängnißvollen Fortſchritt vom drückenden Todesgefühl der Wirklichkeit bis zur maßloſen Verzweiflung über den Gang der menſchlichen Dinge.

Anhang zum Gottesbewußtsein des Mittelalters.

Das Bewußtsein der verfolgten Gemeinde der Waldenser von Gottes Gegenwart in der Welt.

Als der Süden von Frankreich aufblühte in Toulouse, Grenoble und Lyon, ward ein Bürger Lyons, Petrus Waldus, gegen das Jahr 1170, von einem ernsten und heiligen Verlangen erfüllt: die heilige Schrift, insbesondere das Evangelium, kennen zu lernen. Er ließ sich eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments anfertigen und prägte ſich dieſelbe ein: ſo ausgerüſtet predigte er den Armen in Holzſchuhen (Ciavatten, daher Sabatiten) die Lehren der Bergpredigt, um ſie anzufeuern zu einem wahren Chriſtenthum, einem Leben der Nachfolge Chriſti und der Apoſtel. Vom Erzbiſchofe jener Zeit verfolgt, flüchtete er ſich in das Dauphinat, und von da in die ſavoyiſchen Alpen. Neander, und insbeſondere Giſeler*), haben auch hier die geſchichtliche Wahrheit nach beiden Seiten feſtgehalten. Es iſt gewiß, daß Petrus Waldus

*) In der „Kirchengeſchichte", II, 1, B, Kap. 7, §. 86 und in der Kritik des verdienſtlichen Herzogſchen Werkes in den Göttinger Gel. Anz., Nr. 47—60.

Kunde hatte von ältern evangeliſchen Lehrern und Chriſten, „auch ſeitdem Papſt Sylveſter eine andere Lehre geltend gemacht" (die konſtantiniſche Zeit): allein es iſt eben ſo gewiß, daß er in der römiſchen Kirche lebte bis er ausgeſtoßen ward, und Prediger des Evangeliums und des Geiſtes einſetzte, als die Kirchlichen ſich zurückzogen. Er berief ſich dabei auf die Erklärung des Apoſtels Petrus (Apoſtelg. V, 29), was ein lutheriſcher Profeſſor und gelehrter Forſcher, Dr. Wiekhof in Göttingen, eben ſo verdammenswerth als unbegreiflich findet, und dagegen den Predigerorden der römiſchen Kirche preiſt.

Bald ſtürmten blutige Verfolgungen auf die Waldenſer ein. Und gerade von dieſer Seite, und von dieſer allein, tönen uns Loblieder der hoffenden Chriſtenheit entgegen, Töne bibelgläubigen Vertrauens auf die göttliche Vorſehung, welche die Menſchheit durch dunkele Pfade zum Siege führt auf dieſer Erde. Das ſind eben wieder die verhallten Töne der verfolgten Gemeinde des zweiten und dritten Jahrhunderts der Märtyrer. Das ſicherſte und älteſte Document dieſer Gemeinde iſt die Edle Predigt (La Nobla Leyczon) vom Ende des zwölften Jahrhunderts. Wir geben ihren weſentlichen Inhalt. Nachdem ſie die Zeichen der böſen Zeit und des herannahenden Umſturzes der Geſellſchaft geſchildert:

„Wo je das Böſe zunimmt und das Gute abnimmt",

ruft ſie auf zum eifrigen Thun des göttlichen Willens, welcher durch Vater, Sohn und Geiſt uns kund gethan iſt zur Seligkeit. Dahin gelangen wir, wenn wir Gott und den Nächſten aufrichtig lieben, und eingedenk bleiben des leider von Adam an verletzten göttlichen Geſetzes. So that ſchon Abel, welcher ſeinen Glauben auf Gott ſtellte und nicht auf das Geſchöpf, wie die Götzendiener thun:

Was ganz zuwider dem Geſetz, das war vom Anfang:
Naturgeſetz wol heißt's, gemein iſt's allem Volk,
Ins Herz hat er's gepflanzet ſeinem Erſtgeſchaffenen,
Das Böſe ihm unterſagt', das Gute ihm gebot er . . .
An dem Naturgeſetz ein Beiſpiel laßt uns nehmen,
Das wir ohn' alles Maß verderbt und übertreten,
Verſündigend uns an Schöpfer und Geſchöpfe.
Edles Geſetz wol war's, das Gott uns hat gegeben,
In eines Jeden Herz hat er es eingeſchrieben,
Daß er es läſe und bewahrt' und lehrte rein und treu,
Daß Gott er lieb' im Herzen über das Geſchaff'ne,
Und keine Schranken ſetze ſeiner Lieb' und Ehrfurcht,
Denn das ſtimmt nicht mit heil'ger Schrift Gebote:
Daß treu die Eh' er halte, dieſes edle Band,
In Frieden mit den Brüdern leb' und alle Menſchen liebe,
Ein Mann, dem Stolz verhaßt iſt und der Demuth liebet,
Und Andern thut was er ſich ſelbſt gethan wünſcht.

Nun folgt die Geſchichte des Reiches Gottes von der Flut bis auf Abraham und Moſes, als das zweite Geſetz, dann bis auf Chriſtus, den Gründer des dritten Geſetzes. Hierbei werden Chriſti evangeliſche Reden und ſeine Erlöſungsthat beſonders hervorgehoben. Dann geht die Edle Predigt über zu den Apoſteln und den erſten Gemeinden, und ihren muthigen Bekennern bis zum Tode:

Erlitten große Martern, wie man ſchreibt,
Nur weil den Weg ſie zeigten Jeſu Chriſti.
Solch Böſes thaten ohne Scheu die Dränger,
Denn ſie ermangelten des Glaubens an Jeſus Chriſt,
Gerade wie Die, ſo jetzt verklagen und verfolgen,
Chriſten ſie ſollten ſein, aber geben deß ſchlechtes Zeugniß.
Solchen Verfolgern gebühret Tadel, den Guten Troſt.
Denn weder die Schrift gibt an noch ſagt Vernunft es,
Daß jene Heiligen verfolgten und einkerkerten.
Auch nach den Apoſteln wieſen einige Lehrer
Den Weg von Jeſus Chriſtus, unſerm Heiland.

Auch finden ſolche ſich noch heut'gen Tages,
Obwol nur wenigen Leuten offenbar:
Gar ſtark verlangen ſie zu zeigen den Weg von Jeſus Chriſt,
Doch kaum vermögen ſie's zu thun vor der Verfolgung,
So arg verblendet hat die meiſten Irrthum,
Und mehr denn alle, die ſo Hirten wollen heißen,
Und doch verfolgen, tödten auch die Beſten,
Und laſſen Frieden habend Falſche und Betrüger . . .
Wer aber nicht will ſchmäh'n, nicht fluchen, lügen,
Nicht Eh'bruch treiben, tödten, fremdes Gut ſich nehmen,
Noch rächen ſich an ſeinen eignen Feinden,
So ſagen ſie: Er iſt Waldenſer und ſtrafwürdig,
Und ſtellen Anklag' wider ihn in Lüg' und Trug.
Doch ſtarken Troſt gewinnt, wer leidet für des Herren Ehr';
Denn nach dem Tod' iſt ihm das Himmelreich bereitet.

Darauf wird das Gegenſtück ausgemalt. Der alle Gebote bricht heißt der kluge und rechtliche Mann, und wenn er ans Ende kommt beichtet er, und gibt was er unredlich erworben, ſtatt es zu erſtatten, ganz oder zum Theil dem Prieſter, damit er ihn losſpreche, und eine Meſſe für ihn leſe: je mehr er gibt, deſto mehr wird er gelobt. Ein ganz anderes Chriſtenthum predigt der wahre Hirte der Gemeinde: ein ſolcher ermahnt durch evangeliſche Rede und das Beiſpiel geiſtlicher Armuth des Herzens und aufrichtiger Demuth. Dieſe nun, welche das dritte Geſetz halten, welches jetzt gilt, werden den Sieg davon tragen über ihre Feinde. So lautet die freudige Weiſſagung:

Dies iſt der Weg, den wir verfolgen und einhalten müſſen,
So Jeſus Chriſt wir lieben, ihm nachfolgen:
Geiſtige Armuth des Herzens ſoll'n wir üben,
Und keuſchen Wandel führen, Gott demüthig lieben:
Dann ſind Nachfolger wir des Wegs von Jeſus Chriſt,
Den Sieg gewinnen wir ob unſern Feinden.

Alſo auch hier drei Weltalter. Das Böſe fängt an mit der konſtantiniſchen Geiſtlichkeitskirche, in welcher es jedoch immer noch eine Minderheit frommer Prediger gegeben hat. Das Gottesreich ſoll aber nun mit Ernſt angegriffen werden. Das wollte offenbar auch jener einſiedleriſche calabreſiſche Grübler, aber hier geſchieht Alles für die Gemeinde und in der Gemeinde, nicht für Mönche und nicht durch Mönche: auf das klare ſittliche Gebot des Evangeliums iſt die Predigt gegründet, nicht auf Zahlengeheimniſſe und apokalyptiſche Träume. Das angeborene Gottesbewußtſein im Gewiſſen, und dann die bibliſche Geſchichte vom Gottesreich — das ſind die göttlichen Anleitungen zum ſeligen Leben: dieſen Glauben müſſen die Chriſten auch jetzt bekennen, danach leben und dafür ſterben: dann iſt ihnen der Sieg gewiß, zuerſt hier, auf Erden, jederzeit aber für jede Seele beim Weltgericht. So ſchließt die Edle Predigt:

Sagen wird der Erlöſer: Kommt zu mir, Geſegnete, des Vaters,
Einzunehmen das Reich, euch bereitet vom Anbeginn der Welt,
Wo Freud' und reiche Schätz' euch ſind bereitet.
Es wolle dieſer Herr, der uns gebildet,
Uns zählen zu des Gottesreichs Erwählten!

Gleiche Geſinnung und Zuverſicht ſpricht ſich aus in dem Glaubensbekenntniß der Waldenſer, deſſen erſt ſpät willkürlich beigeſchriebene Jahreszahl (1220) allerdings nicht haltbar iſt, deſſen Hauptſätze aber doch alt ſind. Es heißt in ihm:

Wir glauben an Einen Gott, Vater, Sohn und Geiſt.

Die Bücher des Alten und Neuen Bundes lehren uns, daß ein Gott ſei, allmächtig, allweiſe, allgütig, der alle Dinge gemacht hat aus Gütigkeit. Denn er bildete Adam nach ſeinem Bilde, aber durch des Teufels Neid und Adams Un-

gehorſam kam die Sünde in die Welt, und wir ſind Sünder in und durch Adam.

Chriſtus iſt unſer Leben und Friede, unſere Gerechtigkeit, unſer Hirt und Vertreter, unſer Opfer und unſer Opferprieſter: er ſtarb für das Heil aller Gläubigen, und ward auferweckt für unſere Rechtfertigung.

Wir glauben, daß die Sakramente die Zeichen ſind, oder die ſichtbare Form des Heiligen, und wir glauben, daß die Chriſten von Zeit zu Zeit ſich dieſer Zeichen oder ſichtbaren Formen bedienen müſſen, wenn es möglich iſt. Aber wir glauben auch, daß der Gläubige gerettet werden kann ohne dieſe Zeichen, wenn ihm die Gelegenheit dazu fehlt.

Wir ſind der weltlichen Gewalt in Ehrfurcht unterwürfig und gehorſam, dienſtwillig und ſteuerpflichtig.

Dieſen Glauben an den Sieg Gottes auf der Erde ſpricht ein altes Morgenlied der verfolgten Böhmiſchen Brüder aus, welche den Waldenſern nahe verwandt ſind:

Ach Herre Gott nimm unſer wahr,
Bleib unſer Wächter immerdar;
Sei unſer Schutz und ſtarker Held,
Der mit uns ziehet in das Feld.

Wir opfern Wort und That und Sinn
In deinen heil'gen Willen hin,
Daß unſre Werk', in deinem Muth
Vollführt, befunden werden gut.

Durch Chriſtus nimm dies Opfer an,
Der für uns hat genug gethan,
Hilf daß dein Gab' wir immermehr
Genießen, Herr, zu deiner Ehr'.

Drittes Hauptstück.

Die Propheten der Geistlichkeitskirche seit der Reformation.

1. Bossuet.

Wenden wir nun den Blick auf die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der letzten großen Epoche der westlichen Geistlichkeitskirche seit der Reformation, so springt es sogleich in die Augen, daß wir überhaupt auf dem Gebiete des Gottesbewußtseins sehr nach prophetischen Geistern zu suchen haben. Allenthalben entzündet sich ein auf den Geist und auf das Göttliche gerichtetes Streben, in Philosophie, Philologie, Geschichte, Schriftthum — aber die Geistlichkeitskirche wendet sich entweder davon ab, oder nimmt sich derselben nur an, um sie zu hemmen. Was nun das uns vorliegende Gebiet betrifft, so haben wir bis auf dieses Jahrhundert nur Einen namhaft zu machen — den geistreichen und scharfsinnigen Bischof von Meaux unter Ludwig XIV., den Vater der nun auch seitdem untergegangenen Gallikanischen Kirche — Bossuet. Und zwar sind wir dabei, einzelne gelegentliche Bestimmungen abgerechnet, auf seine berühmten Vorlesungen an den damaligen Thronerben Frank-

er ihm, Alles zu verabſcheuen, was dieſe Kette bricht, und ſagt dann:

„Wenden Sie alle Ihre Macht darauf, zu dieſer Einheit Alles zurückzuführen, was davon abgewichen iſt, und der Kirche Gehör zu verſchaffen, durch welche der heilige Geiſt ſeine Orakel verkündet. Es iſt der Ruhm Ihrer Vorfahren, dieſe Kirche nicht allein nie verlaſſen, ſondern immer aufrecht erhalten, und dadurch den ruhmvollſten aller Titel, den Titel des älteſten Sohnes der Kirche verdient zu haben. Ich habe nicht nöthig Ihnen von Chlodwig und Karl dem Großen, noch auch vom heiligen Ludwig zu reden: betrachten Sie nur die Zeit, worin Sie leben, und bedenken Sie, von welchem Vater Gott Sie hat abſtammen laſſen. Ein König, der in Allem ſo groß iſt, zeichnet ſich durch ſeinen Glauben noch mehr aus als durch ſeine andern bewunderungswürdigen Eigenſchaften. Er beſchützt die Religion im Innern und im Auslande, und bis zu den äußerſten Enden der Erde. Seine Geſetze ſind einer der ſtärkſten Wälle der Kirche. Sein Anſehen, nicht weniger verehrt um des Verdienſtes ſeiner Perſon willen, als um die Majeſtät ſeines Zepters, erhält ſich niemals kräftiger, als wenn er die Sache Gottes vertheidigt. Man hört keine Gotteslästerung mehr: die Gottloſigkeit zittert vor ihm: Er iſt der von Salomo bezeichnete König, welcher das Böſe durch ſeinen Blick zerſtört. Wenn er die Ketzerei durch ſo viele Mittel angreift, und noch ſtärker als ſeine Vorgänger es gethan, ſo geſchieht das nicht, weil er für ſeinen Thron zittert: Alles liegt ihm ruhig zu Füßen, und ſeine Waffen ſind auf der ganzen Erde gefürchtet. Nein, es geſchieht, weil er ſeine Völker liebt: weil er ſich durch die Hand Gottes zu einer Macht gehoben ſieht, welcher keine andere auf dem Erdkreiſe gleicht, kennt er keinen ſchönern Gebrauch dieſer Macht, als ſie zum Dienſte der Kirche zu ſtellen, um ihre Wunden zu heilen. Ahmen Sie, gnädiger Herr, ein ſo ſchönes Beiſpiel nach, und hinterlaſſen es Ihren Nachkommen. Empfehlen Sie ihnen die Kirche noch mehr als das große Reich, welches Ihre Vorfahren ſeit ſo vielen Jahrhunderten regieren. Möge Ihr hehres Haus, das erhabenſte auf der Erde, das erſte ſein, die Rechte Gottes zu vertheidigen, und über den ganzen Erdkreis das Reich Jeſu Chriſti auszubreiten, welcher dieſes Ihr Haus mit ſo vielem Ruhme regieren läßt.“

Wirklich that Ludwig der Große das Mögliche, ſolchem Propheten Ehre zu machen, ſchwer wie es war ihm zu genügen, und alſo Karl IX. und die Bartholomäusnacht zu betreffen. Das bezeugen die Dragonaden und die Trümmer des Schloſſes, in deſſen Angeſicht dieſe Zeilen geſchrieben werden. Welche Frömmigkeit im Innern herrſchte, offenbarte ſich am Tage nach dem Tode des frommen Königs, und unter dem Regenten und deſſen Nachfolger: da ward die Frucht geerntet, welche jene Religioſität und jener fromme Eifer geſäet hatten. Die Antwort auf dieſe Lehre und auf das Wort: „der Staat bin Ich", gab die Revolution, welche wir jetzt die erſte nennen: der Letzte ſeines Stammes ſtürzte ſich und ſeine Nachkommen vom Throne, indem er Ernſt von ihrem Rathe machte, den Boſſuet dem Königshauſe für alle Zeiten gegeben. Und es wird nicht beſſer allen Andern gehen, welche Recht und Geſetz mit Füßen treten, um ihren Eifer für das Reich Gottes in dieſer Richtung zu beweiſen.

2. Le Maiſtre und der Abt Lamennais.

Wie gerade entgegen dem allmächtigen Strome der Weltgeſchichte dieſe Richtung geht, das könnte man auch leicht aus zwei Werken nachweiſen, welche ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts an Boſſuets Prophetenthum angeſchloſſen: Le Maiſtres Buch „Vom Papſte", und Lamennais Werk „Ueber die Gleichgültigkeit hinſichtlich der Religion". Beide geiſtreiche Schriftſteller haben die Geſchichte noch mehr verfälſcht als Boſſuet, was ihnen auch viel leichter wurde, bei dem allenthalben ſichtbaren Mangel an jeder gelehrten Kenntniß der Bibel und der Geſchichte. Beide haben noch viel kühnere Formeln aufgeſtellt, und noch viel frechere Sophismen angewandt. Beide haben ſich auch auf das Weiſſagen gelegt:

und was ist aus ihren Weissagungen geworden? Allerdings hat die Hierarchie seitdem großen Einfluß gewonnen, aber wie steht es mit den Früchten aus, dem sittlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustand der Länder und Reiche, welche sie im Geistlichen beherrschen seit 400 Jahren? Und wie mit denselben Zuständen im Musterstaat, dem Kirchenstaate?

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" —

und das Gericht ist nur eben im Anfange. Wir enthalten uns hier auf Einzelnes in jenen und in verwandten neuern Werken einzugehen, da wir unsere Studien über diesen Gegenstand im „Hippolytus" vorgelegt, und dem dort Gesagten nichts Neueres hinzuzufügen haben. Aber Einen Punkt dürfen wir nicht unterlassen zur Sprache zu bringen, hinsichtlich aller Neueren, und insbesondere auch jener Schriften der Führer, welche beide sehr ausgezeichnete Männer waren — nämlich die hinter der maßlosesten, eines Adam Müller nicht unwürdigen, Sophistik ultramontaner Ansichten liegende Verzweiflung an der Wahrheit des Christenthums, und also der Weltanschauung Christi. Das höchste Prinzip beider ist Autorität, das Recht des von Gott eingesetzten „Amtes" (um mit den Neulutheranern zu reden) Wahrheit zu machen. Le Maistre führt geradezu aus, es bedürfe in jeder Genossenschaft, in jedem Reiche einer entscheidenden Autorität: der Sinn der Lehre der Infallibilität des zeitigen Papstes sei eben dieser: und es sei Glaubenssache daran festzuhalten. Weswegen? weil sonst Jedermann, der Gewissen und Vernunft, Bibel und Geschichte fragt, Widersprüche finden dürfte!

Der tiefere Geist des merkwürdigen Priesters, welcher in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens sich von seiner Kirche

entfernte und dann losſagte, konnte ſich mit einer ſolchen Flachheit nicht zufrieden geben. Er rief alſo die Vernunft zu Hülfe, und gelangte bei dieſem kühnen Verſuche zu der Behauptung: es beruhe alle Wahrheit, ſelbſt die mathematiſche, am Ende nur auf Autorität — Autorität der Vernunft in dem Gebiete, welches ihr überlaſſen bleibe, und Autorität der Kirche (alſo des Papſtes) in allen Glaubensſachen. Näher betrachtet iſt dieſes der tiefſte Skepticismus und deutet auf eine innere Verzweiflung hin. Es iſt der letzte tragiſche Verſuch eines mächtigen Geiſtes, Gott in der Geſchichte nachzuweiſen, indem man ihn in Gewiſſen und Vernunft beſeitigt, und den wankenden Glauben an die der Kirche geoffenbarte Wahrheit wieder zu befeſtigen, indem man den Papſt an die Stelle Gottes und ſeiner höchſten Propheten ſetzt. Den erſten Propheten, das Weltall, hat man nach faſt dreihundertjährigem Ankämpfen gegen Thatſächliches endlich aufgegeben zu meiſtern, obwol dem römiſchen Primas von Irland die Erde nicht um die Sonne gehen darf. Aber der zweite Prophet bleibt in Feſſeln, der Menſchengeiſt: Gott darf durch die Menſchheit gehen. Die Naturwiſſenſchaft mag ſich in gewiſſen Schranken frei bewegen — nur nicht der nach innerer Wahrheit forſchende denkende Geiſt. „Was iſt Wahrheit?“ iſt das letzte Wort jener Religionsphiloſophie von Lamennais.

3. Weſſenberg.

Ignaz Freiherr von Weſſenberg, ſchon durch ſeine ernſten ſittlich-religiöſen Beſtrebungen und Schöpfungen als General-Vicar des Stiftes Conſtanz zu Anfange dieſes Jahrhunderts rühmlich bekannt, hat nach manchen andern höchſt achtbaren Früchten ſeines Nachdenkens und ſeiner Forſchung

der Nachwelt im vorigen Jahre 1857 ein geistliches Vermächtniß übergeben, welches ihn als einen Propheten des Bewußtseins von Gott in Welt und Geschichte beurkundet, und eines langen Lebens in Gott würdig ist. Wir meinen sein Buch „Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zu einander und zu Gott" (2 Bde.). Es steht auf dem allgemeinen Christenglauben und zugleich auf einer besonnenen und durchgearbeiteten Philosophie. Von dem Geiste, der in diesem wahrhaft ehrwürdigen Buche herrscht, mögen folgende Stellen zeugen. Die Vorrede schließt mit dem frommen Wunsche und Bekenntniß:

„Möge die echt christliche Gesinnung dergestalt zur Herrschaft gelangen, daß sie Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien überall mit der festen Ueberzeugung durchdringe: nur in der durch das Leben bethätigten Lehre unsers göttlichen Welterlösers sei wahres volles Heil für die arme Menschheit zu suchen und zu finden! Trotz den vielen gleißenden hin und her flackernden Irrwischen und Sternschnuppen des Unglaubens, die unsere Zeit uns vorführt, wird ohne Zweifel die drängende Macht der Weltbegebenheiten und Weltverhältnisse dazu mitwirken, daß das Christenthum in Geist und Wahrheit mehr und mehr über alle arglistigen Verfinsterungsversuche und wetterleuchtenden Blendwerke der menschlichen Eitelkeit und Selbstsucht obsiege und stets neue und erfreulichere Epochen des Fortschritts zum Bessern in allen Zuständen der menschlichen Gesellschaft heraufführe."

Von der Betrachtung der Beweise von Gottes Gegenwart in der Schöpfung übergehend zu den geschichtlichen Zuständen sagt er (I, 54 fg.):

„Von Gott ist uns in den Weltzuständen ein Problem vorgelegt, dessen Lösung oder Entzifferung den denkenden Geist unaufhörlich beschäftigen und mit Bewunderung zu dem Urheber erheben soll. Obgleich nichts Endliches unbedingt vollkommen sein kann, so ist doch für jedes endliche Wesen eine bedingte Vollkommenheit in seiner Art denkbar, und die Empfänglichkeit dafür auf der gan-

zen weiten Stufenleiter der Wesen bezeugt ihren gemeinsamen Ursprung von dem Einen Unendlich-Vollkommenen. Nicht nur stehen alle Dinge in einem geordneten Zusammenhang, sondern jedem Ding gibt nur sein Zusammenhang mit den andern Bestand und Dauer. Wie dieser Zusammenhang sich löst, hört es auf Das zu sein, was es ist, und wird ein Anderes, wo denn auch ein neuer Zusammenhang entsteht. Jedes Glied des Ganzen dient dem andern und alle dienen dem Ganzen. So wie jegliches Ding im Weltall seinen bestimmten nähern Grund hat, so hat es auch seinen bestimmten nähern Zweck. Daraus läßt sich schließen, daß nicht minder auch das Weltall selbst seinen Zweck habe, der ihm vom Urheber bestimmt ist. In Hinsicht des Zwecks (der Absichten) Gottes im Ganzen und Einzelnen muß aber die Vorstellung des Menschen die möglichste Weite suchen, damit er nicht seine Beschränktheit auf den Unendlichen übertrage. Alle Wesen sind Werkzeuge Gottes für seine Weltleitung. Dem Menschen aber ist der große Vorzug verliehen, es freithätig zu sein, und der Stimme seines Gewissens als der Stimme Gottes freiwillig Folge leisten zu können."

Und in demselben Sinne heißt es am Schlusse des ersten ndes (I, 465):

„Einzelne Menschen und ganze Völker, sie mögen wollen oder nicht, müssen den vielfach gewundenen, mit Wolken und Nebeln bedeckten Weg des Kampfes und der Prüfungen wandeln, den Gott bestimmt. Die, welche hier seinen Finger erkennen, läßt er nicht zu Schanden werden. Es gibt glücklich scheinende glänzende Erfolge, die die ärgste Strafe sind, indem sie verblenden, während Niederlagen die größte Wohlthat werden und sich in Triumphe verwandeln, wenn man in ihnen eine Aufforderung zu erhöhten Anstrengungen erblickt. Der Verständigste wird zum Thoren, der Mächtigste zum Spielzeug, sobald er außer Acht setzt, daß nur Einer die Weisheit und Macht inne hat, und davon den Erdensöhnen mittheilen kann. Er allein überschaut mit Einem Blick die lange Kette von Ursachen, die in ihrem Zusammenhang von ferne her, von den Sterblichen unbemerkt die Ereignisse herbeiführen, welche gewöhnlich ganz anders ausfallen, als selbst die Scharfsinnigsten sich vorgestellt haben. Die Klügsten und Mächtigsten auf

Erden mußten und müssen in ihren Unternehmungen zur Vollführung des Weltplans dienen, welcher nur Dem bekannt ist, der ihn entwarf. Wunderbar zeigt sich Gottes Führung auch dadurch, daß sie selbst aus ihren Irrthümern und Thorheiten die heilsamsten Folgen hervorsprießen läßt. «Oft wollte Gott vielleicht zeigen», so schrieb der Greis Comenius, «was die Menschen ohne ihn nicht können, um in künftigen Zeiten zu zeigen, was Er ohne die Menschen oder durch sie, wenn Er sie einmal zu seinem Willen gebracht hat, thun könne.»"

In seine Betrachtung der fortschreitenden Entwickelung des Göttlichen auf der Erde nimmt er den Staat wie die Kirche auf, die socialen Verhältnisse wie Kunst und Wissenschaft. Von der Kirche redend sagt er (II, 337):

„Die Kirche kann ihrem Ansehen und ihrer Wirksamkeit, keine andere feste und unbesiegbare Grundlage geben als die Reinheit und Lebendigkeit des religiösen Glaubens und dessen Bewährung durch allseitig thätige Liebe und tugendhaftes Leben. Allen Stürmen und Anfechtungen widersteht nur Das, was sie auf diese Grundfeste erbaut, welche das ganze Wesen des Christenthums in sich befaßt. Ein Christenverein, der dieser Grundfeste ermangelte, wäre so viel als keiner. Die Quelle des Glaubens sowol als der Liebe ist Gott. Die christliche Liebe kann ihre Lebenskraft nur vom Glauben erhalten. Ohne ihn hätte die Liebe keine Wurzel, und müßte, wie die Blume, wenn sie von ihrer Wurzel abgelöst ist, hinwelken, so wie auch der Glaube ohne die Liebe todt wäre. Der christliche Glaube hat selbst keinen andern Gegenstand als die beseligende Liebe, die in Gott ihre Vollendung hat. Die Lehre muß sich durch das Leben bewähren. Daher ist es die Aufgabe der Kirche und aller ihrer Anstalten, durch die Lauterkeit und Stärke des Glaubens die Ausübung des Gebots der Liebe zu fördern und durch diese hinwieder den Glauben zu bethätigen und zu bewähren. Zu diesem Behuf gab Christus seinen Jüngern und ihrem Verein (der Kirche) die Verheißung der Sendung des heiligen Geistes, der sein Werk durch die Macht der Wahrheit und der Liebe in allen Zeiten fortsetzen werde."

Die ergreifenden Betrachtungen über die Zerriſſenheit und das vielfache Elend der Zeit, welches ſich auch in den ſocialen Zuſtänden offenbare, ſchließt das Buch mit folgender Anſprache (II, 496):

„Soll ich die vorſtehenden Betrachtungen damit ſchließen, die große Frage von dem unfehlbarſten Mittel gegen Noth und Elend unter dem Monde zu beantworten, ſo kann meine Antwort nur einfach dieſe ſein: Chriſten laſſet uns alle ſein oder werden, Chriſten im vollen Sinne des Wortes und aus allen unſern Kräften! Mit Entſagung alles Scheinweſens laßt uns alſo befleißen, daß der Geiſt liebreicher Verklärung die Grundlage und Seele der menſchlichen Geſellſchaft werde! Je mehr dies geſchieht, wird ſie von den Uebelſtänden der Noth und des Elends, inſoweit die Unvollkommenheit unſerer Natur es zuläßt, frei werden, und der Menſchheit goldene Zeit wird kein Traumgeſicht mehr ſein.“

Die Nachwelt wird die chriſtliche und philoſophiſche Gemüthsruhe und gläubige Geſinnung des edeln Greiſes um ſo mehr bewundern, da er in Folge des Stillſtandes und Rückſchlags, welche hinſichtlich der von ihm angebahnten und mit ſo reichem Segen ins Leben geführten Verbeſſerungen in der deutſchen Kirche Roms ſchwere Prüfungen zu beſtehen gehabt hat. Sein Andenken wird in Deutſchland immer in Segen fortleben.

Dritte Abtheilung.

Das Bewußtſein der chriſtlichen Arier und ihrer Propheten von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte ſeit der Reformation.

Einleitung.

Wenn wir die Gegenſtände des Bewußtſeins der Menſchheit, insbeſondere der chriſtlichen, von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte mit den grundlegenden und maßgebenden Gedanken und Bekenntniſſen der Reformation vergleichen, ſo treten ganz beſonders folgende fünf Sätze hervor, in deren chriſtlicher Grundlage alle Reformatoren des ſechzehnten Jahrhunderts übereinſtimmen, und in dem Glauben an welche alle Gemeinden und Völker des hergeſtellten Chriſtenthums ſich geſtaltet haben, obwol ſie erſt allmälig zur vollen Erkenntniß des Weſens und Umfanges der geiſtigen Freiheit des Evangeliums gelangt ſind.

Erſter Satz.

Die Gemeinde im vollen Sinne, das gläubige Volk, iſt die Kirche, nicht die Geiſtlichkeit allein.

Die Religion iſt alſo im thätigen, nicht im leidenden Sinne, die Sache des Volkes als des Volkes Gottes: es kann alſo nichts zur Religion gehören, was nur auf die Geiſtlichkeit ſich bezieht: das Gemeinſame, Sittliche iſt das Organ der Gemeinſchaft mit Gott, und das Vernünftige deſſen Auslegung.

Zweiter Satz.

Die Gemeinde iſt die Trägerin des Gottesbewußtſeins beim Gottesdienſte.

Der Gottesdienſt muß alſo verſtändlich ſein, weil ſonſt unnütz, und bibliſch, weil ſonſt willkürlich: alſo lehrend, weil ſonſt nicht ein „vernünftiger Gottesdienſt“: endlich muß er Verehrung Gottes allein ſein, des Vaters, Sohnes und Geiſtes.

Dritter Satz.

Die Gemeinde als Nation ſoll ein Volk Gottes darſtellen.

Daraus folgt, daß ſie eine dem Chriſtenthum angemeſſene, alſo ſittliche Verfaſſung habe: in Kirche und in Staat. Alles Ungeſetzliche, alſo Willkürherrſchaft, ſei es Abſolutismus oder Anarchie, Hierarchie oder Individualismus, iſt mit dem Bekenntniſſe zum Evangelium nicht vereinbar, weil eine praktiſche Verleugnung des Gottesreiches, welches im Evangelium gepredigt wird.

Vierter Satz.

Es gibt keinen Unterschied zwischen geistlichen Werken (sogenannten „guten Werken") und weltlichen.

Also Ehe und selbständige Hauszucht, aber weder Cölibat nach Ohrenbeichte; also Kunst und Poesie sind heilig und gottbewußt, ob geistlich oder weltlich. Die Bethätigung des Prinzips der Reformation liegt also in der fortschreitenden Vergöttlichung des Weltlichen.

Fünfter Satz.

Persönlicher Glaube ist die Bedingung des innern Friedens in Gott:

also freie Ueberzeugung: also freie aber gottbewußte Forschung und Betrachtung: also Gewissensfreiheit und Denkfreiheit.

Hiernach erweitert sich denn der Kreis der Betrachtung auf einmal, wie wenn wir aus einem Kloster in die Welt treten: der Ton des Wirklichen aber heiligt sich, denn Sprache, Kunst, Wissenschaft, eben wie Volksleben und Staat, werden durch die Annahme des Evangeliums als Prinzip mit neuem göttlichen Leben getränkt. Die Weltgeschichte kennt nichts dieser Umwandlung Aehnliches, obwol erst drei Jahrhunderte seitdem verflossen sind. Erst von der Reformation an, und nur durch die Reformation, gibt es Völker, die ihr Gewissen in ihrem Innern tragen, und Staaten, deren Recht in demselben Gewissen und in dem Herzen eines frommen Landes wurzelt. Die Grundlage einer neuen, der Alten Welt ebenbürtigen, Menschheit ist gelegt, und die Scheidewand zwischen Semiten und Ariern, zwischen Gesinnung und Werken, zwischen Glauben und Wissen ist gefallen, dem Prinzipe nach.

Wir betrachten auch hier die leitenden Thatſachen zuerſt
s Gemeindebewußtſein, dann als Bewußtſein der Prophe-
n, und zwar zuvörderſt Derer, welche auf theologiſchem
runde und Boden ſtehen, dann aber Derer, welche den
)iloſophiſchen Ausgangspunkt nehmen.

Erster Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinden der Reformation.

Es war ein eben so erklärlicher als bedauerlicher Misgriff Luthers, die Frage nach der wahren Gegenwart Christi, also Gottes, im Sakramente zum Ausgangspunkte, ja gewissermaßen zum Mittelpunkte des theologischen Bewußtseins zu machen, und als einen entscheidenden Punkt der christlichen Glaubensgemeinschaft aufzustellen. War ja doch, wie wir gesehen, die Frage nicht biblisch, ja in ihrem Ursprunge eine theologische Verirrung, die ganze Entwickelung eine Krankheit. Darüber darf aber der Historiker und Philosoph nicht vergessen, daß Niemand stärker betont hat als Luther, wie die Abendmahlsfeier nichts sei ohne die Communion. Er lehrte und predigte von Anfang, daß, was auch mit dem Zeichen des Leibes Christi vorgehe, die damit verbundene Gnade an den Genuß durch den Gläubigen gebunden, und nicht etwas den Elementen Immanentes sei. Calvin machte sich eben sowol als Zwingli von jenem Irrthume los, der im fünften Kapitel des Evangeliums Johannis wirklich, ohne Willkür,

nach gesunden Regeln der Auslegung keine Stütze finden kann. Allein er führte den Beweis für seine geistige Ansicht doch eigentlich auch von jenem Ausgangspunkte. Man könnte sagen, er blieb willkürlich auf dem Standpunkte des fünften, und in mancher Beziehung des neunten Jahrhunderts stehen: Luther aber ging schon über Berengars Bewußtseins hinaus in die Fragen des dreizehnten. Bei Calvin kam so wenig als bei Zwingli der Gedanke der Herstellung des alten Opferbegriffes zum Durchbruche, wonach die Feier des Erinnerungsmahles mit dem Gelöbniß der Gemeinde verbunden ist als eine That dankbarer Liebe seitens der Gesammtheit und jedes einzelnen lebendigen Gliedes derselben. Der Fernhaltung dieses Gedankens lag wol die Besorgniß zu Grunde, es möge sonst die Gottesgemeinschaft in dem äußerlich hervortretenden Gelöbniß gesucht werden, und nicht vielmehr in dem gottseligen Leben selbst. Denn das Gottesbewußtsein ins Leben zu führen, in die Wirklichkeit, das ist der große Grundgedanke und Zweck der Reformation.

Zweierlei that der christlichen Menschheit damals beim Gottesdienste Noth:

getreue und volksmäßige Uebersetzung und Erklärung der Bibel;

würdiger Ausdruck des Geistes im geistlichen Liede und Gebete, wie in der Predigt.

Die Bibelübersetzung und das geistliche Lied, sei es als Hymnus oder Psalm, sind bekanntlich die ersten Schöpfungen der Reformation, und beide sind Werke der Begeisterung nicht weniger als der geistigen Bildung und Kunst.

Die Bibelübersetzungen heiligten die Sprache: sie erweiterten und hoben den Geist der arischen Völker durch die unmittelbare Verbindung mit denjenigen Ideen und Ausdrucks-

weiſen, welche von Abraham bis zu den Makkabäern das Herz der Menſchheit bewegt hatten. Die Bedeutung dieſer That iſt gar nicht auszuſprechen: es iſt die Vollziehung der innigen Gemeinſchaft und gleichſam Vermählung der beiden großen Völkerfamilien, welche bisher die Menſchheit geſtaltet haben.

Von nicht geringerer Bedeutung iſt die zweite That: die Erweckung der geiſtlichen Volkslieder für die Anbetung und häusliche Andacht. Die vollendete chriſtliche Form des Geiſtes iſt das von Luther geſchaffene Kirchenlied, die Form der Arier im Neuen Bunde, und die uns nicht ſo nahe ſtehende Pſalmodie der franzöſiſchen und engliſchen Gemeinden hat ihre Berechtigung. Der deutſche Volksgeiſt hat auf dieſem Felde die lateiniſche Kirche weit überflogen: der griechiſchen ſind Hymnus und Choral, des Ambroſius Werk, unbekannt. Was er hier geleiſtet, iſt bisher nicht erreicht, viel weniger übertroffen. Wenn dieſes von den einzelnen Liedern gilt, ſo noch viel mehr von dem herrlichen Ganzen, welches ſich in der Anlage der kirchlichen und häuslichen Geſangbücher darſtellt. Falls man die Lieder, wie man doch ſchon ſehr früh, mit größerm oder geringerm Bewußtſein, gethan, nach der Geſchichte der Offenbarung von Vater, Sohn und Geiſt ordnet, und ſo gleichſam den einzelnen Blättern jener Weiſſagung des anbetenden Geiſtes ihre organiſche Stellung gibt, von der Schöpfung bis zum Kampfe und Siege des Lebens des Geiſtes in der Gemeinde, ſo hat man ein Epos in lyriſchen Geſängen vor ſich, deſſen Gegenſtand der höchſte, ja der allein hohe, weil wahrhaft göttliche iſt, und deſſen Ausführung ſich eines ſo erhabenen Vorwurfes nicht unwürdig darſtellt. Es gibt nichts in dem geſammten Schriftthum der Menſchheit, was der heiligen Schrift ſo nahe ſteht, und ſo ganz ihren

Geiſt wiedergibt, ungefeſſelt von Lehrform und Lehrformeln, als jene geiſtliche Liederſchöpfung, bei welcher ſich Könige und Handwerker, Männer und Frauen, Geiſtliche und Weltliche — gewiß über 300 bedeutende Namen — vereinigt haben, und welche in jenen drei Jahrhunderten das einzige ununterbrochen zuſammenhängende Schriftthum bildet.

Die andere volksmäßige Hervorbringung und gleichſam Nachſchöpfung der Bibel waren die Gebete für die öffentliche und häusliche Andacht. Für jene fand ſich manches ſchöne Denkmal wahren Gottesbewußtſeins in den älteſten Liturgien, insbeſondere in den kurzen griechiſchen Morgen- und Abendgebeten des fünften und ſechsten Jahrhunderts, und in den Collecten der lateiniſchen. Luther ſchöpfte die zweiten mit ziemlicher Vollſtändigkeit aus, und auf dieſer Bahn folgte ihm beſonders die engliſche Kirche: auch jene griechiſchen Gebete haben, hier und anderwärts, ihren Weg aus Geiſtlichkeitsbüchern in die Volks- und Hausbücher von Millionen gefunden. Die Hausandacht und die Privatandacht überhaupt konnte für die Völker erſt durch die Geltendmachung des allgemeinen Prieſterthums wahrhaft gegründet und ein Lebenselement werden. Hierfür nun gab der Geiſt bald in Hütten und Paläſten das freie Wort der Begeiſterung, welches ſich jedesmal offenbart bei großen Erregungen des Gottesbewußtſeins. Doch machte ſich daneben auch das Bedürfniß einer Muſterſammlung der frühern Lieder und Gebete, als eines Spiegels der Gläubigen aller Zeiten geltend. Das Ziel mußte ein geiſtliches Volksbuch, das Buch der Gemeinde ſein. Man kann deshalb wol ſagen, daß, nachdem die Bibel für alle Zeiten geſchloſſen war, die Menſchheit nichts hervorgebracht, was an innerm Gehalte und an wahrem Bewußtſein von Gott in dem menſchlichen

Herzen und in der Gemeinde verglichen werden könnte, einerseits mit dem Geſangbuche der deutſchen Gemeinde, einſchließlich der Gebete für die beſondere Andacht, andererſeits mit dem kirchlichen Gemein-Gebetbuch der Engländer. Beide ſind das freudige Amen! der Menſchheit auf die Botſchaft der Bibel: beide die That des Geiſtes Gottes in der Gemeinde.

Wir bemerken hier zugleich vorläufig, daß mit dem geiſtlichen Liede auch die Verbeſſerung und Heiligung der heiligen Muſik eben ſo gegeben war, wie mit der Herſtellung des evangeliſchen Gottesdienſtes, als der Verehrung von Vater, Sohn und Geiſt, die neue lebendige Grundlage für die kirchliche Baukunſt. So wie die Gemeinde als der einzige wahre Tempel Gottes und das große, ewige Myſterium daſtand, war es möglich an die Herſtellung der alten chriſtlichen Baſilika zu denken, und aus den Heiligenhäuſern und Domen und Münſtern des verwirrten Mittelalters etwas zu ſchaffen, das einerſeits ohne den überwältigenden Einfluß der Antike geſchichtlich, andererſeits volksmäßig und zukunftreich wäre. Der alſo erneuerte Glaube ſchuf dann auch neue, bisher kaum bekannte Werke der ſogenannten weltlichen Baukunſt für die Bedürfniſſe der Gemeinde.

Die Predigt als Mittelpunkt des Gottesdienſtes, inſofern ſie nicht blos vernünftige und gelehrte Erklärung des Wortes Gottes iſt, ſondern ſelbſt Gotteswort, als Geiſteswort an die Gemeinde und aus der Gemeinde, hat ebenfalls ihre lebendigen, nicht rhetoriſchen, Wurzeln in der Reformation. Nichts auch iſt klarer, als daß ſich aus dieſer Predigt eine edle Lehrſprache, als bleibender Grund der Proſa gebildet hat, wodurch die Gemeinde, das chriſtliche Volk, Männer und Frauen, von Jugend auf unmittelbar mit der

höchſten geiſtigen Bildung der Nation in Verbindung geſetzt, dieſe ſelbſt aber von vorn herein geweiht und vor allem Gegenſatze mit dem Religiöſen bewahrt wird. Der Einfluß dieſer Thatſache auf den ganzen Ton des neuen Schriftthums wird unten näher nachgewieſen werden.

Die Predigt nun wie der geſammte Unterricht ruht weſentlich auf dem Verſtändniſſe der Bibel: alſo auf Erforſchung der Urſprachen und der Geſchichte der bibliſchen Bücher. Damit war auf einmal die Scheidewand niedergeriſſen zwiſchen der klaſſiſchen Alterthumskunde, welche viele ihrer Prieſter zur Gottloſigkeit und Sittenloſigkeit ſo wie zum wiſſenſchaftlichen Gegenſatze mit dem Chriſtlichen geführt hatte. Die Philologie, neben Hiſtorie und Philoſophie, eine der drei Stützen der geſammten Bildung der Neuen Welt, war geheiligt und geweiht zum göttlichen Organ. Aber ſie war auch erweitert zur weltgeſchichtlichen Forſchung und Betrachtung. Man fand bald, daß die hebräiſchen Worte und Vorſtellungen oft durch ſyriſche und arabiſche erklärt werden mußten. So bildete ſich eine ſogenannte „orientaliſche" Philologie, und es bedurfte nur weiterer Anſtöße, um die ariſche Philologie in ihrer außereuropäiſchen Ausdehnung neben die ſemitiſche Sprachfamilie zu ſtellen und mit ihr in fruchtbare, weltgeſchichtliche Verbindung zu ſetzen. Schon Goethe hat bemerkt, daß alles Dieſes aus der Erforſchung der Bibel hervorgegangen ſei. Es iſt aber dabei noch ein tiefer liegender Umſtand zu berückſichtigen. Die ganze innere Stellung jener drei Stützen der europäiſchen Bildung zum geiſtig-ſittlichen Bewußtſein der Nation und der Menſchheit war weſentlich dadurch beſtimmt, ob die Wiſſenſchaft ſich als Theil der Religion, des Gottesbewußtſeins im weiteſten Sinne betrachte oder nicht. Nur wenn jenes Be-

wußtſein ſie durchſtrömt, wird ſie ihre volle Blüte erreichen, ja ſie ſchlägt nicht einmal feſte Wurzel ohne daſſelbe.

Nun iſt es doch eine klare geſchichtliche Thatſache, daß die Länder der Reformation diejenigen ſind, in welchen die Wiſſenſchaft des Geiſtes in jenen drei Richtungen am mächtigſten, andauerndſten und erfolgreichſten geübt worden. Es iſt aber auch eben ſo thatſächlich gewiß, daß der erſte Anſtoß dieſes großen Aufſchwunges des Geiſtes der Mittelpunkt dieſer ganzen neuen Schöpfung, die Herſtellung des Bewußtſeins von der wahren, wirklichen, einzigen, wirkſamen Gegenwart Gottes in der kirchlichen Gemeinde geweſen, alſo zunächſt in der ſich erbauenden Kirchen- und Hausgemeinde. Die Anbetung war nicht mehr ein Dienſt der Elemente, nicht auch nur vorbildlich-ſinnbildliche Gebräuche, nicht mehr eine Stellvertretung, ein Scheinbild des wirklichen Lebens, ſondern des Lebens heilige Vorhalle. Eine menſchheitliche Gemeinde war da, berufen den Geiſt Chriſti täglich zu erkennen, zu empfangen, auszuſprechen. Die Andacht war nicht mehr an dieſe oder jene Räumlichkeit gebannt, ſondern der Geiſt Gottes weihte Haus und Hof, ja in der Noth Feld und Wald, zur heiligen Stätte. Sie war nicht mehr ein äußeres, vorgeſchriebenes verdienſtliches Werk: ſie war, wie das wirkliche Leben, ein Ausſtrömen des Innern. Prieſter war dabei der Hausvater oder wer ſeine Stelle nahm.

Dergleichen hatte die Welt bisher nur in den Andachten der Waldenſer und der Böhmiſchen Brüder geſehen. Aber jetzt erſtanden Nationen unter dieſem Bewußtſein, und zuletzt weltbeherrſchende und doch freie.

Dieſes führt uns zu der nächſten Betrachtung.

Zweiter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein in der Verfassung der hergestellten Gemeinde.

Jener erste und dritte der grundlegenden Sätze des Gottesbewußtseins der Reformation, wonach die Gegenwart Gottes in die Gemeinde gesetzt wird, mußte naturgemäß zu einer doppelten Anwendung auf die Verfassung dieser Gemeinde führen. Die Verfassung ist, oder soll sein, der Ausdruck des Lebens der Gemeinde in und gegenüber der Welt. Wir meinen daher die kirchliche und auch die staatliche Gemeinde, das christliche Volk einmal als Gesammtheit der anbetenden und gelobenden Gemeinde, und dann dasselbe als die Gemeinde, welche das dort geweihte und gelobte Gottesbewußtsein anzuwenden sich gedrungen fühlt auf die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit aber ist nicht allein die durch Sittlichkeit zu erneuernde Familie, auch die höchste Darstellung des Sittlichen im Staate ist das Saatfeld, die Welt.

Frei ging die Gemeinde der verfolgten Christenheit ein in das römische Weltreich, doppelt unfrei tritt sie uns am

Ende des Mittelalters entgegen: die wenigen Anfänge oder Reste freier Verfassung verkümmern sichtlich, wie die neue Zeit fortschreitet.

Wenn das Christenthum eine Wahrheit ist, und wenn die Reformation diese Wahrheit redlich und lebenskräftig darstellen und herstellen wollte, so mußte sie in der kirchlichen Gemeinde beginnen, aber sie mußte mit einer politischen Reform endigen. Was ist das für ein Christenthum, welches Vernunft und Gewissen nicht auch auf dem Gebiete des Rechts geltend zu machen sich gedrungen fühlt? Was ist das für ein Glaube, der sich nicht neubelebend erweist, wenn es gilt Gottes Gegenwart in den Verhältnissen zwischen Obrigkeit und Volk zu offenbaren?

In der That begann die Reformation, wie das Christenthum, mit der Weihe der Grundlagen des bürgerlichen Lebens in Ehe und Hauszucht. Kein erzwungenes Cölibat der Geistlichen, aber eine geistliche Ehe der Gatten, ein Zusammenwirken von Mann und Frau zu christlicher Häuslichkeit in Gottesfurcht.

Schon die Ehe und das Haus bedarf nicht allein der Gewissensfreiheit, das heißt der freien, gesetzlichen Religionsübung, sondern auch der bürgerlichen Freiheit, als Schutz gegen Unterdrückung und also gegen ungöttliches Wesen in der Gemeinde. Beide sind nicht denkbar in der Neuen Welt ohne Denk- und Preßfreiheit. Wie wichtig, daß alle diese Güter angestrebt, alle diese Bedürfnisse befriedigt werden vom Standpunkte des gottsuchenden Menschen und Volkes, und nicht vom rein weltlichen, nur das eigene selbstsüchtige Recht anerkennenden, also feindlichen und zerstörenden Standpunkte. Dort wird Verständigung und Reform angestrebt: hier hebt Auflehnung und Revolution vor der Thür. Dort

wird Achtung gefordert für die Menschheit, Gottes Ebenbild: hier Abthun des Zwanges, welcher auf der Ausübung der Menschenrechte des Einzelnen lastet. Dort ist Gottesbewußtsein, unvermitteltes, das innerste Herz des Volkes berührendes: hier wird Alles beruhen auf dem sehr zweifelhaften Bewußtsein der von Gott getrennten Vernunft im Individuum und im Volke, und auf der Heiligkeit des Staatsrechtes gegenüber der Macht, zum Schutze gegen Willkür und Gewaltherrschaft. Dort ist Liebe der Ausgangspunkt, hier Haß: dort ist das Ziel Förderung des Gemeinwohls durch Aufopferung, der gemeinsamen Freiheit durch hingebende Verwaltung des Gemeinsamen, hier das Bestreben der Entfesselung des Einzelnen, und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, ohne höhere Ansicht vom Staate als etwa einer Versicherungsanstalt.

Man sehe nun die Weltgeschichte unbefangen an: was zeigt sie uns? Die bürgerliche Freiheit in den Ländern des Evangeliums ist aus der Freiheit der kirchlichen Gemeinde, aus dem Glauben an Gott, an Christus und an beider Geist hervorgegangen; und wie sie die Tochter des Evangeliums war, so ist sie nachher dessen Schutz und Bollwerk nach außen geworden. In den Ländern der römischen Kirche sind bei dem erklärten Kampfe zwischen Gewalt und Geistesfreiheit die edelsten Völker aus freien und mächtigen unfreie und machtlose geworden, oder haben ganz aufgehört.

Es genügt aber nicht, dieses Gottesbewußtsein der bürgerlichen Freiheit in dem Ursprunge und der Erhaltung derselben zu erkennen: man darf auch einen andern eben so weltgeschichtlichen Punkt nicht übersehen. In der Ausdehnung der also begründeten Freiheit in den letzten vierthalb Jahrhunderten zeigt sich ein überraschender Fortschritt, nicht allein

was den Umfang der Freiheit, ſondern auch was die Bildungsfähigkeit der Formen betrifft.

Die Anfänge waren glorreich, obwol gering. Selbſt in den Ländern, wo die unvollkommene Ausbildung des chriſtlichen Gemeindebegriffs, ſowol in Anbetung als in kirchlicher Verfaſſung, das Volk in der Kindheit der politiſchen Entwickelung zurückhielt, ward bald eine ſehr bedeutende Verbeſſerung ſichtbar im Geiſte der Verwaltung: Einſicht und Geſinnung gingen, namentlich in den Städten, Hand in Hand. Das Mutterland der Reformation war aber zu ſchwach gegen die vereinte Macht des größten Fürſtenhauſes und der römiſchen Geiſtlichkeit (die im Reiche ſelbſt eine fürſtliche war), um die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu erhalten; Alles ward hier kleinlich und zerſtückelt, und nur übermenſchliche Anſtrengungen retteten vor dem Untergange. Alle Gewalt lag nun in den Händen der evangeliſchen Fürſten als Landesherren: und dieſe waren, mit Ausnahme des Hauſes Brandenburg, nur auf die Mehrung der Hausmacht bedacht. Alle aber ließen ſich allmälig gern von ihren knechtiſch geſinnten Rechtsgelehrten glauben machen, daß ſie nicht nur Beſchützer, ſondern auch Herren der Kirche und oberſte Biſchöfe wären. Die freien Städte waren großentheils in die Hände von geſchloſſenen Körperſchaften gefallen, welche dieſelben Gelüſte hatten: ſelbſt die Reformirten brachten es in Deutſchland zu keiner vollen Synodalverfaſſung mit freier Regierung. Das Sinken der weltgeſchichtlichen Bedeutung Deutſchlands muß zwar vor allem der Trennung des Hauſes Habsburg von der Kirchenverbeſſerung zugeſchrieben werden: aber ſie fällt doch auch in nicht geringem Grade der unvollkommenen Löſung zur Laſt, welche die Aufgabe der Reformation erfuhr in ihren eigenen Ländern. Das Got-

tesbewußtſein in den kirchlichen Gemeinden blieb unentwickelt jenſeit der erſten Anfänge: der Nationalgeiſt trug die kirchliche Gemeinde, nicht dieſe den Geiſt der Nation.

Anders war es da, wo das Prinzip von der Gegenwart Gottes auch angewandt wurde auf die politiſche Freiheit. Die loſen Bünde der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft waren durch den entbrannten Religionskampf nicht geſprengt, und am Ende des Kampfes zeigte ſich, trotz der unvollkommenen Bundesverfaſſung, das Element der evangeliſchen Freiheit ſiegreich. Wie viel ſtärker aber trat dieſes Element in Europa auf durch den heldenmüthigen Kampf der Vereinigten Provinzen in den Niederlanden gegen die ſpaniſche Tyrannei! Von der Vertheidigung der Gewiſſensfreiheit ging der Kampf aus: im Glauben an das Evangelium ward er unternommen und durchgeführt. Ein neues Volk ſtieg mit einem neuen Lande gleichſam aus den Wogen hervor, und ſtand da, nach innern wie nach äußern Kämpfen, als Hort der Glaubensfreiheit, lange ehe England dieſelbe genoß. Alle öffentlichen Urkunden vom Anfange der Aufſtände bis zum Schluſſe gehen von der Vertheidigung des freien Glaubens an das Evangelium aus, und die innere Geſchichte bis auf den heutigen Tag zeigt, bei allen Mängeln und dunkeln Flecken, doch eine bis dahin beiſpielloſe Entfaltung der Macht aus der Freiheit, der Freiheit aber aus dem Gottesbewußtſein des Volkes.

Als England endlich durch ſeinen Widerſtand gegen die doppelte Tyrannei Jakobs II., mit Hülfe des großen holländiſchen Oraniers, eine wirklich geſicherte freie Verfaſſung erhielt, und das Prinzip der Religionsfreiheit gegen die Diſſenter redlich anerkannte, ſtand die höchſte Entwickelung des freien Einzelſtaates da, die conſtitutionelle Monarchie, als Frucht der evangeliſchen Gemeinde-Erneuerung und ihrer Fol-

gen. Welche innere Kraft Volk und Staat dadurch gewannen, haben die letzten vierzig Jahre noch viel klarer gezeigt, als die vorhergehenden hundert dreißig. Die Geſchichte unſerer Tage beweiſt aber auch, daß das Gottesbewußtſein des Urſprunges dabei nicht vergeſſen oder gar verlaſſen wurde: umgekehrt, es iſt mächtig geworden in demſelben Maße wie das Prinzip der evangeliſchen Freiheit folgerichtiger durchgeführt, alſo auch auf Irland angewandt iſt.

Die conſtitutionelle Monarchie iſt die vollendete Form des freien Einzelſtaats, weil ſie die drei Prinzipe, das monarchiſche, ariſtokratiſche und demokratiſche, aufs glücklichſte verbindet. Der dadurch überwundene Gegenſatz iſt ein Triumph des chriſtlichen Gottesbewußtſeins: dem Alterthum war er unerreichbarer Wunſch. Er beruht auf einem Vertrauen, das ſeine Wurzel in dem Grundverhältniſſe des Lebens hat, in der Familie und der einzelnen Gemeinde, und auf einer höhern Kraft, dieſer Weihe aller Verhältniſſe, welche nur der durchgebildete perſönliche Glaube an die Gegenwart des Ewigen geben kann und gegeben hat.

Es läßt ſich jedoch auch die Ueberwindung eines noch größern Gegenſatzes denken: nämlich die Verbündung mehrer ſelbſtändiger, aber in ſich weſentlich gleichartiger Staaten zu einem großen und doch freien Reiche. Bisher hat ſich die Vereinigung der Freiheit mit großen Reichen, wie das römiſche Weltreich war oder das ruſſiſche Reich iſt, unmöglich gezeigt. Da ſich jedoch ein ſolches großes Reich in Europa gebildet hat, und zwei gleich mächtige, wenn auch nicht räumlich gleich ausgedehnte Militärſtaaten mit Rußland den größten Theil Europas einnehmen, ſo iſt es von dringlicher Wichtigkeit, daß der chriſtliche Geiſt auch dieſes Gegenſatzes mächtig werde. Der Verſuch iſt vor achtzig Jahren in den britiſchen

Anſiedelungen gemacht, aus welchen ſich das Weltreich der Vereinigten Staaten gebildet hat. Zum erſten male hat die Weltgeſchichte einen ſtarken, organiſchen Bundesſtaat erblickt, auf ſo einfachen Grundſätzen über das Verhältniß der Union zu den einzelnen Staaten beruhend, daß dieſe neue Staatsform auch monarchiſcher Ausbildung fähig iſt. Wie an die Stelle der freien Stadt des Alterthums der freie Gau der Germanen getreten iſt, ohne den freien Städten feindlich entgegenzutreten; und wie dann der freie monarchiſche Einzelſtaat ſich allmälig durch die Reformation gebildet und zur Weltmacht erhoben hat; ſo kann auch jeder große Einzelſtaat, wenn ſeine Ausbildung und Geſtaltung es mit ſich bringt, ohne ſeine Regierungsform zu verändern, ſich als Bundesſtaat darſtellen oder einem ſolchen ſich anſchließen. Nur wird auch hier, nach dem Geſetze, welches in dieſer weltgeſchichtlichen Bildung bisher gewaltet hat, das Werk aus dem Gottesbewußtſein hervorgehen müſſen. Das nun iſt auf die alleroffenbarſte Weiſe bei der Bildung der Vereinigten Staaten geſchehen. Die Pilgrim-Väter wanderten aus, damit ihr Gewiſſen keinen Zwang leide, und damit, wie ſie in der ewig denkwürdigen Urkunde bei ihrer Einſchiffung in Holland ſagen, ſie das Reich Gottes in neuen Ländern ausbreiten und fördern möchten, Gott eine ihm wohlgefällige Gemeinde darſtellend. So entſtand Neu-England. Bald nachher ſuchte einen ähnlichen Zufluchtsort und Schauplatz glaubenspflanzender Thätigkeit der mit großem Unrecht in unſern Tagen verdächtigte und verunglimpfte William Penn: und ſo entſtand in Pennſylvanien der zweite Bildungspunkt eines neuen chriſtlichen Lebens. Ein nicht geringeres Bundesreich iſt in dieſen Tagen angekündigt: die Regierung ſelbſt ſchlägt dieſe Form für die britiſchen Beſitzungen im nördlichen Amerika vor.

Auſtralien hat kaum aufkeimende Staaten an den verſchiedenen Enden des Welttheils unſerer Gegenfüßler, und ſchon regt ſich dort derſelbe Bildungstrieb. Nicht die Bajonnete und Branntweinhändler gehen hier voran, wie bei dem ſchmachvollen Angriff auf Tahiti, aus welchem bisher nichts als Zerſtörung hervorgegangen iſt: nein, Miſſionare und chriſtliche Familien mit der Bibel. Und wo iſt neues Leben im alten Aſien anders aufgegangen als durch evangeliſche Glaubensboten, die nicht zu der Geiſtlichkeit gehen, ſondern zu den Völkern, edeln und einſt hochgebildeten Stämmen, welchen nur das Evangelium neues politiſches Leben geben kann? Denn einen menſchlichen Herrn an Gottes Statt gegen einen andern austauſchen, das wollen die Völker Aſiens nicht: wol aber wollen ſie fromm und frei werden durch das Evangelium.

Alſo der Fortſchritt der dauernden und wahren geſetzlichen Freiheit, das heißt der aufopfernden Selbſtregierung, iſt der Fortſchritt des Gottesbewußtſeins: und der Fortſchritt dieſes Bewußtſeins iſt der des Reiches Gottes. Der Fortſchritt war von Stadt zu Gau, von Gau zu Land, von Land zu Reich; von Zunft- und Bürgerfreiheit zur landſchaftlichen, von der einfach bürgerlichen und demokratiſchen oder ariſtokratiſchen zum frei monarchiſchen Staate, vom Einzelſtaat zum Bundesſtaat: und das iſt ein Fortſchreiten, welches die Welt umgeſtaltet hat und zwar im Sinne des von Chriſtus angekündigten Evangeliums. Unter ſeiner Wirkung iſt zuerſt die Ehe geheiligt als mit geiſtlichem Leben nicht unverträglich, ſondern umgekehrt daſſelbe fördernd. Dann iſt die ganze Hausgenoſſenſchaft frei gemacht, und der afrikaniſche Sklavenhandel überwunden, der letzte Fluch, welchen Spanien in Amerika zurückließ: was von Sklaverei noch beſteht, iſt eine Ausnahme, deren Beſeitigung als ein großes, menſchheitliches Problem angeſehen werden

uß, die Bildung von Schwarzen- und Creolenſtaaten in n Ländern, wo der Angelſachſe nicht mehr leben und regie- n, weil nicht mehr arbeiten kann. Daneben ſind Gewiſſens- iheit und Denkfreiheit in ihrem wahren Sinne aufgeblüht, eil als Organe des Gottesreiches anerkannt.

Aus dem bisher Geſagten folgt ſchon von ſelbſt, daß it einer ſolchen Umwandlung des gemeindlichen Gottesbe- ußtſeins in Anbetung und Verfaſſung nothwendig neue rieſter des eröffneten Heiligthums müſſen hervorgerufen, ue Propheten erweckt werden, um das perſönliche Organ s Geiſtes und die ſchöpferiſche Kraft der Menſchheit zu ſein. enn das haben wir ja bisher ohne Ausnahme als Geſetz r Entwickelung gefunden, daß Dem was als Natur ſich bil- t in der Gemeinſchaft, immer vorhergeht und immer zur eite ſteht die ſchaffende Kraft des bewußten perſönlichen eiſtes. Welches denn ſind die Thatſachen in Kunſt und oeſie, in Geſchichtſchreibung und Betrachtung, welche uns er entgegentreten?

Dritter Abschnitt.

Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Kunst seit der Reformation.

Das Gottesbewußtsein in der Kunst hat einen doppelten Grund. Einmal in dem göttlichen, weil schaffenden, Wesen der Kunst selbst: denn nur der Geist schafft ein Kunstwerk. Die Natur, selbst das lebenschaffende Sonnenlicht, macht blos einen Abdruck: nur das Kunstwerk ist eine zweite Schöpfung, weil es unmittelbar aus der Idee, dem Gedanken fließt. Das zweite Element des Gottesbewußtseins in der Kunst liegt allerdings in dem Gegenstande, insofern einige Dinge dasselbe ganz besonders hervorzurufen geeignet sind. Allein auch hier überwiegt die Art, wie ein solcher Gegenstand künstlerisch aufgefaßt und menschlich gedacht wird. Man kann Münster bauen ohne künstlerisches Gottesbewußtsein, und eine Wohnung mit solchem Bewußtsein. Wie das Volkslied ein erhabenes Gottesbewußtsein zu offenbaren vermag in der Auffassung des Ursprünglichen des Volkslebens, so kann der kirchliche Hymnus sich gottverlassen gestalten, und die Kirchenmusik sich verweltlichen, ja zuletzt tändelnde und leichtfertige Tanzmusik werden. Der Fortschritt des Gottesbewußtseins in der Kunst

wird alſo einmal in der Erhebung zu einem höhern Gegenſtande liegen, andererſeits in der wachſenden Ausdehnung des künſtleriſchen Bewußtſeins auf alles zum menſchlichen Leben Gehörige, als des Göttlichen theilhaftig.

Als im Zeitalter der Reformation die Chriſtenheit und dadurch die Menſchheit geſpalten und zerriſſen ward, empfingen beide Theile das ſchöne Erbtheil einer ſchöpferiſchen Kunſtbildung, welche ſeit dem Aufblühen der Städte und der bürgerlichen Freiheit von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhundert aufgeſproßt und theilweiſe zur höchſten Vollkommenheit gebracht war. Wir haben alſo zu betrachten, welches Gottesbewußtſein ſich hier und dort ſeit der Spaltung, alſo etwa von der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts (oder vom Tridentiniſchen Kirchenrath an) ausgeſprochen hat.

Man muß aber auch noch einen dritten Umſtand in Erwägung ziehen. Die immer ſteigende Gemeinſchaft des Lebens und der Bildung der leitenden Staaten Europas hat insbeſondere auch eine Gemeinſamkeit des Schriftthums hervorgerufen, des mächtigſten Organs des Geiſtes, und der Errungenſchaft der letzten dreihundert Jahre. Das Unterſcheidende iſt ſeitdem, neben dem kirchlichen Bekenntniſſe und der dadurch bedingten Volkserziehung, der Grad des Einfluſſes des Schriftthums auf die Entwickelung der Kunſt. Manches neuere geiſtliche Kunſtwerk verdankt ſeine Anregung noch viel weniger der Geiſtlichkeit als im ſpätern Mittelalter.

Endlich darf auch nicht überſehen werden, daß die Kunſt im Allgemeinen zwar ein ewiger Schmuck der Menſchheit, eine einzelne Kunſt aber in dem einen Zeitalter mehr das natürliche und berufene Organ des Geiſtes und Werkſtätte des Gottesbewußtſeins iſt als in einem andern.

Hält man nun dieſe vier Punkte feſt, ſo ergibt ſich folgende Nebeneinanderſtellung von ſelbſt.

Die Baukunſt war bis zu jenem Zeitpunkte einerſeits die Baukunſt der Kirchen, andererſeits der Paläſte, und in den freien Städten, der Stadt- und Rathhäuſer. Die Kunſtmittel, wodurch die ſogenannten weltlichen Gebäude errichtet wurden, ſind ungefähr dieſelben geblieben. Wie in den ausſchließlich katholiſchen Ländern das Escurial und die Tuilerien, Verſailles und Caſerta errichtet wurden; ſo in den Ländern des evangeliſchen, oder des gemiſchten Bekenntniſſes, mit vorherrſchendem proteſtantiſchen Schriftthume, die deutſchen Fürſtenſchlöſſer, und die niederländiſchen und engliſchen Stadt- und Parlamentshäuſer, ſo wie das Kapitol von Waſhington, und jetzt der Bundespalaſt in Bern. Wie dort der Vatican als Muſeum eingerichtet worden, ſo ſind hier die Muſeen Deutſchlands erſtanden: den Bibliothekgebäuden in Rom und Paris ſtehen die in London, Berlin, München gegenüber. Die vorherrſchende Idee der Gebäude dieſer Art, welche unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeitskirche entſtanden ſind, iſt Pracht und Abgeſchloſſenheit, während in den, gar nicht oder weniger unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeitskirche ſtehenden Völkern und Staaten der Begriff des Gemeinſamen, Zugänglichen, Gemeinnützlichen vorherrſcht. Das Vorherrſchen des Gemeinſamen iſt aber doch anerkannt das Zeichen des Gottesbewußtſeins, in demſelben Grade, als der Gegenſtand deſſelben mit dem Geiſte zuſammenhängt, alſo auch mit ſeiner Freiheit.

Dieſes iſt nun im höchſten Grade der Fall bei den Häuſern für die Erziehung (Schulhäuſer, Univerſitätsgebäude), für die Krankenpflege (Hospitäler), und für die Gefängniſſe, als Arbeits- und Beſſerungsanſtalten ſtatt Schulen des Ver-

brechens. Daß ſich die meiſten, ſchönſten und beſtgeordneten dieſer Gebäude bei den Völkern des evangeliſchen und gemiſchten Bekenntniſſes finden, und zwar im Verhältniſſe der Abweſenheit des geiſtlichen Einfluſſes, wird kein Kundiger leugnen oder ernſthaft beſtreiten wollen. Das ihnen Eigenthümliche iſt eben nur aus jener Sorge für die Gemeinſamkeit entſtanden. Wer würde die Zucht- und Gefängnißhäuſer Deutſchlands, Englands, Hollands und der proteſtantiſchen Schweiz auch nur entfernt mit denen von Italien und Spanien vergleichen wollen, ſei es in der Kunſt, ſei es in der Einrichtung? In England leben die dienſtunfähigen Seeleute in den ſchönen Hallen, Höfen und Räumen eines ehemaligen Königspalaſts: die berliner Univerſität iſt, nach einem ſchweren Schlage, von ihrem königlichen Stifter in einem der ſchönſten Fürſtenpaläſte eingerichtet.

Wo iſt hier das Tödtende oder Hemmende des neuen Gottesbewußtſeins? Umgekehrt, wo iſt nicht die belebende Kraft deſſelben ſteigend ſichtbar?

Aber das Gegentheil ſcheint doch Vielen hinſichtlich der kirchlichen Baukunſt erwieſen? Schwerlich durch die Thatſachen. Halten wir den oben feſtgeſtellten Zeitpunkt der Vergleichung feſt; ſo haben wir dort überwiegend Jeſuitenkirchen, hier die mehr oder weniger erfolgreichen, aber der Zukunft ſichern Zeichen des Beſtrebens, nach einem vollen Jahrtauſende zum erſten male wieder eine Kirche zu bauen für die Chriſtengemeinde, und dieſe Aufgabe, nach faſt zwei Jahrtauſenden zum erſten male wieder mit bewußtem menſchlichen Kunſt- und Schönheitsſinne zu löſen. Indem wir uns auch hier innerhalb der Grenzen unſers Werkes halten, für das Einzelne aber den freundlichen Leſer, welcher uns zu folgen geneigt iſt, auf unſer Buch von den Baſiliken verweiſen, geben wir Folgendes zu erwägen.

Eine nicht für die Gemeinde und ihre andächtige
trachtung eingerichtete Kirche iſt an ſich kaum eine chri
zu nennen. Sie muß alſo, zwar nicht ausſchließlich,
doch weſentlich, eine Predigtkirche ſein, nicht ein Kirc
ohne Kanzel und Sitze, oder mit einer nur zufällig ei
benen Vorrichtung für die verſtändliche Verkündig
Evangeliums und die ruhige Andacht der Gemeind

Zweitens, ſie muß die ausſchließliche Anbetu
ters, Sohnes und Geiſtes darſtellen, in ihrer ga
wie in ihrer Einrichtung und ihrem Schmucke. E
ein Marienhaus ſein, oder eine durch ausbauch
kapellen und eingeſetzte Seitenaltäre entſtellte
wahre, echte, unverdorbene Baſilika der erſt
hunderte gehört dem neuen Gottesbewußtſein
keitskirche hat ſie nur verdorben, die Jeſuite
Poeſie herausgetrieben und das Misverſta
bräuchliche bewußt und methodiſch in de
theatraliſchen Gedanken des Baues ſelbſt

Wer wird leugnen, daß etwas der Ar
derbau der letzten drei Jahrhunderte geſc
Peterskirche? Man vergleiche nur den au
plan derſelben mit der antiken Würde des
konſtantiniſchen Baſilika, an deren S
auch mit Juſtinians Sophienkirche!
mit dem Gottesbewußtſein in ihr ſteh
den architektoniſchen Verhältniſſen,
Kuppel, jener erhabenen Idee Mic
der Zeit vor der Spaltung, ane
daß man ſagen kann, St.-Peter
Idee in koloſſalen Verhältniſſen
Rieſe.

...l.
...che
...igen
...aufüh-
...iebliche
...er Geiſt-
...r Volks-
...ſogenannte
...mentalmuſik
...und nachdem
...er Marſch ge-
...ndgrube für die
...ſte Opernmuſik.
...geſunken iſt, ver-
...ozart und Beetho-
...igen Lebens der Na-
...s: wahrlich nicht der
...uſik der Jeſuiten iſt ſo

seins, ganz besonders in der Andacht ist, welche in der „Erbauung", das heißt Auferbauung des wahren Tempels Gottes vermittelst der einzelnen anbetenden Seelen besteht; so muß man als ersten Gegensatz feststellen, daß dieses Gottesbewußtsein und die darauf gegründete Kunst mehr als irgend ein anderes Bewußtsein und irgend eine andere Kunst mit der Gemeinde steht und fällt. Als die semitische Form des Hymnus der arischen wich, trat die Hymnodie (der Choral) an die Stelle der Psalmodie, und zwar zuerst in der Basilika von Mailand im Jahre 389, als die dort mit ihrem Bischof Ambrosius eingeschlossene Gemeinde sich durch den Gesang geistlicher Lieder erfrischte. Wie die Gemeinde verschwand, und der Gesang beim Gottesdienst ihr nicht mehr verständlich war, hörte die lebendige Hymnodie auf. Auch sie trat erst wieder ins Leben mit der Reformation, die mit geistlichen Liedern für das Volk begann. Die schönsten alten Lieder und Melodien wurden übertragen: viele andere, ja noch herrlichere, wurden, in demselben Geiste, in ununterbrochener Folge, besonders in Deutschland, und, bis zur Bluthochzeit, in Frankreich, gedichtet. Nächst der Bibel und mit den Liedern, haben jene einfach erhabenen Weisen mehr als irgend etwas Anderes die Andacht genährt und die musikalische Kunstbildung geleitet. Händel wie Sebastian Bach erwuchsen als Organisten, das heißt als Begleiter des Gemeindechorals auf der Orgel, und als fortbildende Meister des Choralgesanges.

Der Choral ist die Basis der musikalischen Lyrik; der rein lyrische Chorgesang, ohne Instrumentalbegleitung, die höchste Blüte des Chorals. Die Fortbildung und Vereinfachung der von Luther so geliebten Tondichtungen Josquins durch den als Protestanten verbrannten Goudimel und seinen Nachfolger an der sixtinischen Kapelle und großen Schüler, Palestrina,

in ſeinen Motetten, hat den Choral zum Ausgangspunkt. Sie gerieth bald nach Paleſtrina in Verfall: nur wenige klaſſiſche Dichtungen in jener Gattung, wie der Bußpſalm von Bai und Allegri, können neben jenem Rafael der höhern Muſik genannt werden. Dieſer Entwickelung fehlte in Deutſchland zur rechten Zeit die lebendige Grundlage, der aus den Schulen der Städte mit einigen leitenden Meiſtern gebildete Chor. Was aber davon unabhängig war, blühte friſch auf, und wie einſt in Athen aus der Lyrik Pindars und ſeiner Vorgänger das Wunder der Poeſie, das griechiſche Drama hervorging; ſo erblühte in Deutſchland, und trat weltgeſchichtlich ans Licht in England, durch Händel, und dann durch Bach, Mendelſohn und Andere, das Oratorio, welches nichts Anderes iſt als ein verhülltes muſikaliſches geiſtliches Drama.

In der Geiſtlichkeitskirche ſtarb der alte ambroſianiſche gemeindliche Choral ab, und als man am Ende des vorigen Jahrhunderts ihn im katholiſchen Deutſchland wieder einführen wollte, erhielt man durch Haydn und Mozart liebliche Volkslieder — nur keine Choräle. Die Gemeinden der Geiſtlichkeitskirchen ſingen in den Kirchen gar nicht, oder Volkslieder, denen aller geiſtlicher Charakter fehlt. Die ſogenannte höhere Kirchenmuſik iſt durchweg von der Inſtrumentalmuſik beherrſcht, ſie iſt dramatiſch und nicht lyriſch, und nachdem ihr unausgeſprochener Typus eine Zeit lang der Marſch geweſen, iſt es der Tanz geworden, und die Fundgrube für die gottesdienſtliche Tondichtung die gottverlaſſenſte Opernmuſik.

Daß die deutſche Opernmuſik nicht ſo geſunken iſt, verdankt ſie dem ſelbſtändigen Genius von Mozart und Beethoven, und dem gehobenen Tone des geiſtigen Lebens der Nation, insbeſondere auch des Schriftthums: wahrlich nicht der Geiſtlichkeit und ihrer Kirche. Die Muſik der Jeſuiten iſt ſo

ſchlecht als ihre Baukunſt — und wir müſſen hinzufügen, als die Bildnerei und Malerei in ihren Kirchen. Michel Angelo und Rafael und ihre ebenbürtigen Zeitgenoſſen waren die letzten großen Meiſter in der Kunſt des unmittelbaren Gottesbewußtſeins: mit Mühe entdeckt man bereits in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ein eigentliches Kirchenbild, einen Erlöſer oder eine heilige Jungfrau, einen Engel oder Apoſtel, aus welchem das Gottesbewußtſein ſpricht, und welcher Gottesbewußtſein erregt. Die Herrſchaft der Jeſuiten wird in der Bildhauerei und noch mehr in der Malerei durch das Theatraliſche und Sentimentale jener hohlen Bildung bezeichnet, ja durch die widrigſten Darſtellungen bald körperlicher Pein, bald krankhafter Verzückung und Süßlichkeit.

Als vor vierzig Jahren in den großen deutſchen Meiſtern Overbeck, Cornelius und Veit ſich ein hoher, dem Mittelpunkte alles Gottesbewußtſeins zugewandter erneuerter Styl der hiſtoriſchen Kunſt erhob, welcher ſeitdem durch ganz Europa in mancherlei Gewanden gezogen iſt und zieht, war geſchichtlich nicht dieſe Jeſuitenkunſt das Vorbild, ſondern es waren die großen, vor der Spaltung liegenden Meiſter. Und wie wäre dieſer größte Aufſchwung der neuen Malerei möglich geweſen als durch die geiſtige Anregung des proteſtantiſch deutſchen Schriftthums? Seine Heroen und nicht die römiſchen Theologen haben in jenen Männern das heilige Feuer der höhern Kunſt entzündet. Es iſt auch bemerkenswerth, und nicht zufällig, daß alle Werke von Cornelius, und alle bedeutenden von Overbeck und Veit auf dieſem Gebiet rein-bibliſche Darſtellungen ſind, im Gegenſatze der kirchlichen. Und wie den alten Meiſtern ſich Albrecht Dürer und Lucas Kranach anſchloſſen, ſo jenen Meiſtern die jüngern proteſtantiſchen Künſtler Schnorr und Kaulbach, und der für ſich

daſtehende geniale Leſſing. In ihren Händen hat der hiſtoriſche Grundgedanke ſich würdig und mit Erfolg von dem bibliſchen Leben auf das allgemeine Weltgeſchichtliche ausgedehnt, das gemeinſame Gottesbewußtſein nicht verleugnend, ſondern umgekehrt mehr in Gottes Welt und Wirklichkeit einführend und ſeine Gegenwart in den Geſchicken der Völker und dem Leben der Menſchheit verkündigend.

Das Ergebniß dieſer dreihundertjährigen höchſt merkwürdigen Kunſtentfaltung iſt alſo in Beziehung auf den weltgeſchichtlichen Gegenſatz ganz entſprechend demjenigen, welches uns bei der Entwickelung der kirchlichen und ſtaatlichen Verfaſſung entgegentrat. Während in den Völkern der alten Geiſtlichkeitskirche die freie ſchaffende nationale Kunſt ſich, auch wo es nicht abſichtlich geſchieht, im Gegenſatze, wo nicht im Widerſpruche findet mit dem kirchlichen, ja oft mit dem chriſtlichen Gottesbewußtſein; ſo erſcheint auf der andern Seite die proteſtantiſche Entwickelung als eine, die mit Glauben und Sehnſucht aus dem Heiligthum der Menſchheit hervortritt, und von innen heraus das Bewußtſein der Gegenwart Gottes, ſei es durch den Gedanken oder die That, in immer größern Kreiſen ausbreitet.

Das zeigt ſich nun noch augenfälliger in der höchſten Kunſt, der Poeſie.

Vierter Abschnitt.

Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Poesie seit der Reformation.

Wir hatten in der bildenden Zeit des Mittelalters, welche nur in Deutschland und England so früh als das neunte Jahrhundert beginnt, in Italien und anderwärts erst mit dem zweiten Theile des elften, zwei epische Dichtungen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Das erste ist der „Heliand" oder das aus der Evangelienerzählung gebildete Epos vom Heiland, aus der Zeit bald nach Karl dem Großen: und das zweite unser Lied von der „Nibelungen Not", vom Ende des elften Jahrhunderts. Beide stellen die Doppelheit der deutschen Stämme dar, und die Doppelheit der Pole des epischen Gottesbewußtseins. Der Heliand ist sächsisch oder niederdeutsch, und das älteste geistliche Epos: die Nibelungen gehören dem fränkischen oder oberdeutschen Stamme an. Die Vorstufe für den Heliand ist die Bibelübersetzung des Ulphilas: die Vorstufe der Nibelungen die heidnische, und also eigenthümlichere Form der zu Grunde liegenden Ueberlieferung, jene skandinavischen Lieder der Edda, deren Fassung in das sechste oder

siebente Jahrhundert gesetzt werden muß. Der erste Ton, der geistliche, erklingt geisterfüllt und gemeindebildend gleich bei der Morgenröthe der Reformation im deutschen Kirchenliede, und erhebt sich allmälig aus einzelnen Liedern zu einem Epos, ja zum herrlichsten der Welt auf diesem Gebiete. Aus einer und derselben Anschauung vom Gottesreiche auf der Erde und der steigenden Gegenwart Gottes in demselben geflossen, gestalten jene Lieder sich, wie wir bereits bei deren Urdichter, der Gemeinde gesagt, ohne Absicht, und doch nicht im geringsten zufällig, zu einem epischen Bau. Des Epos Gegenstand ist die Geschichte Gottes, des Vaters im Sohne und im Geiste, weder lehrend, noch geschichtlich erzählend, sondern das Geschehene durch poetische Neuschöpfung in unsterblichen Formen verklärend. Das ist also das erste geistliche Epos der Neuzeit: vollständig in seinem Ganzen, und doch nicht abgeschlossen: das Werk vieler hundert heiliger Sänger dreier Jahrhunderte, aber doch in der Einheit des deutschen gottsuchenden und gottschauenden Gemüthes zusammengefaßt.

Dieses Epos gehört, wie allen Ständen, so allen Stämmen deutscher Zunge an: die Sprache jedoch ist die Luthers und seiner Bibel: die Sprache des mittlern Deutschland oder das dem sächsischen verständlichste Oberdeutsche.

Das zweite Epos ist ein weltliches, und in dramatischer Form: Shakspeares Historien. Die Gesänge, in welche dieses Epos abgetheilt ist, sind gegeben durch die Persönlichkeit und die Schicksale der Könige, von Johann ohne Land bis auf Heinrich VIII., vom Könige, der sein Land und seine Ehre verliert an die päpstliche Anmaßung, bis auf den, welcher, im Einklange mit den Edelsten und Besten seines Volkes, und auf der Spur des nationalen Sehnens und

Strebens, Staat und Volk rächte und rettete, indem er jene Fesseln abschüttelte. Betrachtet man die einzelnen Abtheilungen (ihrem Namen wie ihrer Absicht zuwider) als Dramen, so ermangeln sie jener Lösung, welche Shakspeare, wie die großen Tragiker des Alterthums, nie aus den Augen verlor. Als Gesänge eines nationalen Epos sind sie untadelhaft, und werden vollkommen verständlich. Die Lösung liegt im Ende des Epos: die Form ist aber die dem damaligen Weltbewußtsein entsprechende, die dramatische.

Wie Homer, so war auch Shakspeare kein Philosoph im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, aber seine Werke schließen, wie die homerischen, die erhabenste Weltphilosophie ein, weil sie mit der wunderbarsten Kenntniß des menschlichen Herzens das bei den Neuen so seltene unmittelbare Vollbewußtsein der ewigen Gesetze der Weltordnung verbinden.

Die beiden nächsten Epen sind wieder sächsisch und geistlich: Miltons „Verlorenes Paradies" und Klopstocks „Messias". Beide sind wahrhaft dichterische Schöpfungen, insbesondere Miltons Epos, und beide sind von keinem Neuern erreicht, geschweige denn übertroffen: beide endlich sind erfüllt von reinem Gottesbewußtsein und vom Glauben an die Gegenwart Gottes im Menschen; beide stellen die höchsten Geschicke dar, als aus dem ewigen Rathschluß der Erlösung fließend und von der Macht der sittlichen Freiheit innerhalb der sittlichen Weltordnung zeugend. In beiden jedoch gibt sich auch kund, daß die Zeit des Epos vorüber ist, und die des geistlichen Epos insbesondere, so wie daß das Epos der Weltgeschichte in der Bibel, und in dem Leben Jesu noch ganz besonders, als Wahrheit über jeder Dichtung steht.

Die romanischen Völker haben gar kein geistliches Epos, und was sie im weltlichen Epos gebildet (Ariostos „Rasender

Roland", Taſſos „Befreites Jeruſalem" und Voltaires „Henriade") iſt mehr Erzählung oder freie Dichtung als große Volksüberlieferung, mehr Roman als Epos: das franzöſiſche Gedicht entbehrt außerdem aller epiſchen Poeſie, und ſtreift durch ſeine proſaiſche Pomphaftigkeit bald an die Parodie, bald an das Komiſche. Taſſos „Jeruſalem" wäre wol als Epos anzuerkennen, wenn nicht die Liebesverhältniſſe und damit verbundenen Verwickelungen einen ſo übermäßigen Theil der lieblichen Erzählung ausmachten.

Die herrſchende Form des neuen Weltalters, ſoweit ſich daſſelbe bis jetzt entwickelt hat, iſt unzweifelhaft die zweite weltgeſchichtliche Stufe der ariſchen Entwickelung — die lyriſche. Wie wir geſehen, begann ſie in der Form von Sonetten und Canzonen bereits mit Dante und Petrarca: und was von Gottesbewußtſein, außer der Liebe, in jenen beiden Nachfolgern der provenzaliſchen Poeſie ſich findet, haben wir bereits in unſerer Skizze des Gottesbewußtſeins der Propheten während der Herrſchaft der Geiſtlichkeitskirche aufgenommen. Die ſpätern Lyriker jener Völker bis auf Leopardi können eine weltgeſchichtliche Bedeutung nicht in Anſpruch nehmen: der helle Punkt des Gottesbewußtſeins in dieſem edeln und reinen italiſchen Genius iſt in dem Feſthalten an der freien, ſittlichen Kraft des Menſchen, ſelbſt beim Kampfe mit ſcheinbar hoffnungsloſen Geſchicken des eigenen Lebens und der Nation. Zu der Verdunkelung des Glaubens an die Erkennbarkeit der ſittlichen Weltordnung in der Geſchichte brachte ihn der troſtloſe Zuſtand ſeines Landes und ihr Jahrhunderte langes Leiden: mehr jedoch noch vielleicht die troſtloſe Philoſophie einiger ſeiner italieniſchen Freunde, welche ihn von einem erhabenen Platonismus der Betrachtung herabzogen zu ihrer verneinenden Weltanſicht. Daß Alles, was von einem Je-

ſuiten über die letzten Monate und Stunden dieſes edeln Jünglings in Neapel gedruckt und verbreitet worden, nicht etwa Uebertreibung, ſondern reine Erfindung und Lüge ſei, hat Gioberti in ſeinem „Gesuita Moderno" nachgewieſen, und Gladſtone in ſeinem Aufſatze über Leopardi im „Quarterly Review" berichtet; der Verfaſſer muß als einer der älteſten und vertrauteſten Freunde des großen Dichters dieſes auch aus eigener Kenntniß bezeugen. Friede ſei mit deinem Andenken, du hoher Genius, der du mit leidendem Körper und im tiefen Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über dieſe dunkle Erde gezogen biſt! Ewige Ehre deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeiſterung und Liebe, welche du bei dieſem ſchweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegoſſen haſt! „Deiner Gebieterin" getreu haſt du gelebt, und deinem Genius treu biſt du geſtorben, unvergängliche Sehnſucht zurücklaſſend deinen Freunden!

Unter den germaniſchen Nationen gehört die Palme des lyriſchen Gottesbewußtſeins bis jetzt eben ſo unzweifelhaft den deutſchen Heroen, Schiller und Goethe, als die des dramatiſchen dem einzigen William Shakſpeare. Von jenen beiden Dioskuren müſſen wir jedoch Goethe die Krone zutheilen, obwol für die noch auf dem Gebiete der Verſtandesreflexion ſtehenden und der Rhetorik bedürfenden Leſer, Schillers Einfluß bedeutender iſt, auch das Ethiſche bei ihm in großer Reinheit hervortritt. In Goethe ſtellt ſich ein über alles Lehrende und Redneriſche erhabenes Bewußtſein von der göttlichen Gegenwart in den menſchlichen Dingen ſo umfaſſend und zugleich ſo innerlich zuſammenhängend dar, daß man dafür auf ihn ſelbſt verweiſen muß, und auf den Eindruck, welchen er auf ſeine Zeit und die folgenden Geſchlechter geübt und ſteigend übt.

Gleichartig, wenngleich künſtleriſch nicht ſo hoch ſtehend, ſind ihnen, unter den Aeltern, Klopſtock in ſeinen Oden, und Herder in ſeinen eigenen und aus den Volksliedern neugeborenen Geſängen: unter den Neuern beſonders Rückert, Uhland und Geibel. Durch alle dieſe geht unverkennbar eine große Familienähnlichkeit der deutſchen Weltanſchauung, als Zeugniß für jene Geiſtigkeit und ethiſche Erhabenheit des Bewußtſeins von der göttlichen Gegenwart, welche unſerer Nation mit Recht beigelegt wird, und ſie im Liede wie im Leben niemals verlaſſen hat, noch verlaſſen wird, ſolange ein deutſches Herz hier oder in der weſtlichen Hemiſphäre ſchlägt und frei aus ſeiner Fülle ſingen kann.

Daß wir noch im Zeitalter leben, wo die Lyrik der eigentliche Prophet der Poeſie iſt, beweiſt die Seltenheit der gelungenen dramatiſchen Schöpfungen, obwol ſie auch für einen zukünftigen Beruf unſers Volkes auf dieſem Gebiete ſprechen. Wir können eben ſo zuverſichtlich ſagen, daß ſeit Shakſpeare keine kunſtgerechten, gotterfüllten Tragödien geſchrieben worden, außer den unſrigen, als daß die von Schiller und Goethe den Shakſpeariſchen ſo wenig als den antiken, von Aeſchylus und Sophokles, zu vergleichen ſind.

In „Fauſt" beſitzen wir, ſeiner Anlage nach, das höchſte Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in den Geſchicken des Menſchen: aber, wie wir in der einleitenden Betrachtung zum antiken Drama bereits bemerkt, die Ausführung iſt für da Meiſte ſkizzenhaft, und ſo wenig für die Bühne berechnet als das Oratorium des Meſſias für das Opernhaus, obwol beide vielleicht mit Erfolg könnten dramatiſch dargeſtellt werden. Die Löſung aber iſt phantaſtiſch, neben großartigen und echt tragiſchen Einzelheiten, an welche allein man ſich bei einer

Aufführung des zweiten Theiles halten sollte, wie beim ersten an das unmittelbar zur tragischen Entwickelung des Menschengeistes in Faust Gehörige.

Mit dieser unsterblichen Dichtung kann, der Anlage nach, nichts von Shakspeare verglichen werden, und aus der antiken Tragödie nur der „Prometheus" des Aeschylus.

Wahrhafte Empfindung des tragischen Gottesbewußtseins, in Beziehung auf sittliche Schuld, Verwickelung und Ende, findet sich unstreitig auch in Goethes „Egmont" und im „Götz": doch so, daß man sich, wie bei allen unvollkommenen Kunstwerken, nicht blos an Dasjenige halten muß, was sie wirklich darstellen, sondern auch an Das, was hinzugedacht werden kann oder soll. Egmonts Tod wird erträglich, nicht nur durch seinen verhängnißvollen Leichtsinn, sondern auch durch das hinter dem Blutgerüste im leuchtenden Bilde der Vision und der Geschichte stehende Bild der nationalen Freiheit, welche Egmonts Blut besiegelte. In Götz lebt die Gewaltthätigkeit und Rechtlosigkeit des Mittelalters in edelster Gestalt auf, um zum Besten der edlern Zukunft des Vaterlandes und der Menschheit unterzugehen.

Was Schiller betrifft, so ist „Wilhelm Tell" ein untadeliges, mehr episch gehaltenes, großartiges und erhebendes Drama: die „Jungfrau von Orleans" eine wahrhafte Tragödie, in welcher das Weib und die Liebe doch schon viel höher gestellt sind als selbst in der „Antigone". Weniger glücklich gewählt, ausgeprägt und durchgeführt, trotz des vielleicht nur zu großen Bewußtseins des philosophischen Dichters von der Natur des tragischen Schicksals, sind die übrigen Trauerspiele dieses Meisters.

Aber bei einer weltgeschichtlichen Betrachtung dürfen wir deshalb doch in diesem Allen nicht den Fortschritt des Gottes-

bewußtseins verkennen, und damit die höhere Stufe übersehen, auf welche unsere Poesie gestellt ist. Die wirkliche individuelle Persönlichkeit in allen Verhältnissen des Lebens tritt zuerst bei Shakspeare auf: was bei Euripides verfehlt und nur verdorben ist, erscheint nun in gesunder, göttlicher Gestalt. Die Maske ist wie dem Schauspieler, so dem Helden vom Angesicht gefallen. Die Sphäre des Gottesbewußtseins ist nach allen Seiten erweitert, und dabei das Tragische nicht verflacht, sondern vertieft, der Ernst des Lebens nicht übertüncht, sondern in seiner ganzen Kraft bis an die Grenzen der Tragödie aufgedeckt. Ins Herz, in die Seele der Seele steigt die neuere tragische Muse hinab, und, nicht die Verliebtheit, sondern die Liebe, das himmlische Gotteskind, wird ein bewegender Mittelpunkt, wenn auch, in den höchsten Hervorbringungen, nicht der einzige Mittelpunkt.

Die Geistlichkeitskirche hat daneben nur Calderon, den Domherrn von Sevilla und den Liebling der alten Romantiker zu nennen. Ohne den dichterischen Genius des hochbegabten Mannes zu verkennen, müssen wir ihm doch jedes gesunde tragische Gottesbewußtsein absprechen. Er kennt nichts Höheres als das Leiden des Märtyrthums, und nichts Innerlicheres als das Symbol: das Mirakel der Legende tritt ihm an die Stelle des Wunders der Wirklichkeit.

Was endlich die französische Tragödie betrifft, so ist ihr eine große Kunst der Anordnung und eine rhetorische Vollendung gewiß nicht abzusprechen, so wenig als bei den meisten die edelste Gesinnung: aber, wenn wir die herrliche „Athalie" ausnehmen, so können wir diese (jetzt übrigens auch schon mehr der Geschichte angehörige) Schule in einer Darstellung der weltgeschichtlichen Offenbarung des dramatischen

Gottesbewußtſeins neben jenen großen Erſcheinungen nicht hervorheben. Wol aber müſſen wir neben Racines „Athalie“ Glucks heroiſche Opern ſtellen, insbeſondere die „Alceſte“ und die „Iphigenie in Tauris“, deren Beſtes übrigens, die Muſik, dem deutſchen Genius angehört.

Fünfter Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der Geschichte seit der Reformation.

Wenn wir es unternehmen, in wenigen Blättern die Stelle des Gottesbewußtseins der neuern Geschichtschreiber zu kennzeichnen, soweit sie einen Fortschritt jenes Gottesbewußtseins darstellen, dessen weltgeschichtlichen Gang wir anschaulich zu machen wünschen, so möchten wir von vorn herein, trotz vieler stolzer Worte, die neuerdings über die Vorzüge der neuen Geschichtschreibung gesagt sind, die Vergleichung mit den Griechen und Römern, insbesondere mit den beiden Heroen der Hellenen abweisen. Unsere Aufgabe ist eine unendlich höhere: aber es dürfte sich vielleicht ergeben, daß für ihre würdige Lösung in den niedern Sphären noch sehr Vieles, und in der höchsten fast Alles zu thun ist.

Was die treue und wahrhaftige Darstellung der eigenen Zeit oder der nahen Vergangenheit betrifft, so haben wir hier ohne Zweifel Beweise jenes Gottesbewußtseins, welches sich in dem besonnenen und hingebenden Erforschen und der entsprechenden Darstellung kund gibt. Diese Errungenschaft der hellenischen Arier, und dann einiger Römer, ist den christlichen Ariern nicht verloren gegangen. Aber auch sie ist, mit

wenigen Ausnahmen, unmittelbar das Kind der Reformation oder wenigstens des höhern Schwunges, welche dieſe gewaltige Bewegung dem europäiſchen Geiſte gegeben hatte. Machiavelli vor, und Guiciardini, Nardi und Sarpi nach der Trennung, ſind unſterbliche Heroen in der Geſchichte dieſes Bewußtſeins; allein man kann wahrlich nicht ſagen, daß ſie auf der Seite der Geiſtlichkeitskirche ſtehen: der erſte und der dritte jener edeln Söhne der beiden größten Republiken Italiens ſtellen ſich ihr vielmehr geradezu entgegen: ja die politiſche Verzweiflung Machiavells iſt, wie die dichteriſche Leopardis, aus der Ueberzeugung von einer unrettbaren Verwickelung der Geſchicke der Menſchheit durch die herrſchende Geiſtlichkeit hervorgegangen.

Dieſe Männer nun ſind von keinem andern Volke und von keinem ſeiner geſchichtlichen Propheten ſeitdem übertroffen. Die Einfachheit und Ruhe ihrer Erzählung iſt der Unparteilichkeit ihrer Forſchung und ihres Urtheils gleich. Dabei beherrſchen ſie meiſterhaft den Stoff, und ſchreiben gedrängt und doch anſchaulich wie die Alten.

Vielleicht ſchließt ſich ihnen zunächſt an, wie in der Zeit, ſo auch im Charakter und in hiſtoriſcher Vollendung, der große Geſchichtſchreiber des übermenſchlichen und ruhmvollen Kampfes und der Errettung ſeines Vaterlandes: Peter Hooft, der Verfaſſer der beſten Ueberſetzung des Tacitus, welcher gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts die dreißig Jahre des von ihm durchlebten und als Staatsmann redlich und muthig durchgekämpften Unabhängigkeitskrieges der Niederlande beſchrieben hat, bis zur Abberufung des heilloſen Leiceſter. Vom ſiebzehnten Jahrhundert an folgen ſich große engliſche und franzöſiſche Geſchichtſchreiber: jene waren ſämmtlich Proteſtanten, dieſe meiſtens Katholiken, aber keiner von dieſen ſchrieb

unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeitskirche, oder verdankte ihr ſeine Bildung: erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann die deutſche Geſchichtsforſchung in Möſer, Spittler und Johannes Müller ſich zur ebenbürtigen Geſchichtſchreibung zu erheben. Schillers beide Geſchichtswerke können als das erſte Beiſpiel einer künſtleriſch und dramatiſch geordneten, und gemeindlich und lebendig vorgetragenen Geſchichtsbehandlung angeführt werden. Die meiſterhafte Darſtellung und die erhabene Weltanſchauung ſichert dieſen Werken für immer ihre Stelle in dem nationalen Schriftthume.

Einen höhern Aufſchwung des unmittelbaren Gottesbewußtſeins nahm dagegen ſchon früh bei den Deutſchen die weltgeſchichtliche Erforſchung und Bearbeitung der chriſtlichen Kirchengeſchichte. In dem großen Werke der Magdeburger Centuriatoren, bald nach dem Beginne der Reformation, ward zuerſt der Wuſt der mittelalterlichen Legenden, Misverſtändniſſe und Verfälſchungen gelichtet, mit deren Beleuchtung Laurentius Valla im funfzehnten Jahrhundert vorangegangen war. Außer jener Liebe zur Wahrheit herrſcht auch in ihm ein edler menſchlicher Geiſt und ein Sinn für das Höhere in der Geſchichte. Alle dieſe Vorzüge aber finden ſich, in einem bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Grade vereinigt in dem lateiniſch geſchriebenen großen kirchengeſchichtlichen Werke des ältern Basnage, der im freien Holland eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Seine Geſchichte der alten Kirche bis auf Gregor den Großen vereinigt nicht allein mit dem größten Scharfſinne die umfaſſendſte Gelehrſamkeit, ſondern iſt auch klaſſiſch in der Darſtellung und kritiſchen Anſchauung des Gewebes der chriſtlichen Geſchicke. Was noch fehlte, die Darſtellung des innern Ganges der Entwickelung in der Chriſtenheit, unternahm und führte

durch bis zum funfzehnten Jahrhundert, mit tiefſtem Gottesbewußtſein, einer der frömmſten und gelehrteſten Männer unſerer Zeit, Neander. Mit ihm eigentlich beginnt die Geſchichte der chriſtlichen, und nicht blos der kirchlichen Entwickelung. Fleury iſt dieſen beiden nicht zu vergleichen.

Nicht zu überſehen ſind die gelehrten Darſtellungen der Geſchichte des Alten Bundes, von Herder bis auf Ewald: hiſtoriſch-philoſophiſche Arbeiten, der Gegenſatz eben ſowol der ſpöttiſchen Skepſis von Bayle, als der ſophiſtiſchen Advocatenbehandlung, durch welche Boſſuet ſich auf dieſem Felde einen ſo hohen Ruhm unter franzöſiſchen Leſern erworben hat. Das Gottesbewußtſein in jener Entwickelung leuchtet klarer hervor aus der geſchichtlichen Wahrheit als aus Legenden und theologiſchen Formeln.

Welches wahre Gottesbewußtſein, nicht allein im treuen Erforſchen unſers geſchichtlichen Wiſſens vom Glauben der übrigen Alten Welt, ſondern auch im Verfolgen des darin waltenden göttlichen Geiſtes, ſich bei den Prieſtern der Wiſſenſchaft, insbeſondere den deutſchen, kund gethan hat, dafür genügt es die Werke von Creuzer und Welcker, Schloſſer und Niebuhr zu nennen: verſchieden in Gegenſtand, Methode und Anſchauung, ſtimmen ſie und ihre Jünger überein im Ernſte des ſittlichen Gottesbewußtſeins.

Es blieb nun noch übrig die weltgeſchichtliche Entwickelung des Gottesbewußtſeins zu betrachten in einer ſyſtematiſchen Verbindung der Forſchung mit dem Gedanken. Was darin geleiſtet iſt, und vielleicht noch zu leiſten ſein dürfte, wollen wir im nächſten und letzten Abſchnitte um ſo gedrängter darzulegen ſuchen, als wir darüber in dem „Organon Reale“ zu reden haben werden.

Sechster Abschnitt.

Das Gottesbewußtsein der Propheten der Betrachtung des Geistes seit der Reformation.

Die höchste weltgeschichtliche Betrachtung der menschlichen Geschicke und der in ihnen sich offenbarenden sittlichen Weltordnung begann schon mit den großen Urhebern der Reformation. Das Werk war in sich selbst, mittelbar und unmittelbar, negativ und positiv, eine mächtige Regung des Gottesbewußtseins in der Menschheit. Jeder der oben aufgestellten sechs Sätze spricht dieses in seiner besondern Weise aus. Es wurde die Gegenwart Gottes mit großem Ernste in des Menschen Innere gesetzt, und zwar einmal in sein strafendes Gewissen, dann aber auch in die Macht der Gesinnung, den Glauben an die errettende Gotteskraft, also an die sittliche Weltordnung in ihrer höchsten, das heißt innerlichsten Auffassung. Es wurden ferner die Mauern der Satzungen und übereinkömmlichen Ueberlieferungen niedergerissen, welche allmälig die Weltgeschichte und die Geschichte Gottes in ihr zur Legende gemacht, den Glauben an historische Wahrheit zerstört oder verwirrt durch das Hervorheben des Mirakulosen.

Endlich ward die Bibel dem Volke wieder gegeben, ein Leitfaden zur Erkenntniß jener Weltordnung als der Heilsordnung, und die Scheidewand zwiſchen ihrer Erforſchung und der forſchenden Betrachtung der untergegangenen großen Welt des Alterthums fiel von ſelbſt, was auch die Theologie der Zeit thun mochte um heilige und Profangeſchichte, Gottesweisheit und Weltweisheit aus einander zu halten als ſpecifiſch verſchiedene Dinge. Die Tragweite dieſer neuen Regung in allen Verhältniſſen des öffentlichen und in allen Theilen des geiſtigen Lebens der Menſchheit haben wir nun bisher betrachtet. Nicht das Geringſte davon iſt die Wirkung der Reformation des Gottesbewußtſeins auf Das, was wir im Allgemeinen das Schriftthum der Betrachtung nennen, und welches im reinſten Sinne oft Philoſophie genannt wird. Indem wir uns nun bei der Ausführung dieſes Gedankens auf Dasjenige beſchränken, was Betrachtung des Geiſtes, im Gegenſatz der Natur, iſt, wollen wir verſuchen die Hauptphaſen der einſchlagenden Thatſachen in einer doppelten Reihe zu entwickeln: einmal als philoſophiſche Betrachtung auf theologiſchem Grunde und Boden; dann als philoſophiſche, und zwar mit Scheidung der realiſtiſchen und der idealiſtiſchen Richtung. Jene erſte Reihe wird diejenigen Schriften und Ausſprüche umfaſſen, welche ihre Begründung aus dem Glauben, alſo vorzugsweiſe aus der Bibel entnehmen: die zweite die realiſtiſchen und idealiſtiſchen Philoſophen der Weltgeſchichte.

Erſtes Hauptſtück.

Die Propheten des Bewußtſeins von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte, vom theologiſchen Standpunkt.

I.

Luther.

Die Gegenwart Gottes in der Welt, nicht blos in der Bruſt und dem Gewiſſen des einzelnen Menſchen, ſondern auch, als weiſe und gnädige, aber zugleich ſtrafende Führung, in den menſchlichen Geſchicken iſt Luthern ein Grundgedanke, und Gegenſtand ſeines innerſten Glaubens. Es vereinigen ſich in ihm zwei Elemente: er iſt der bibelgläubige Theolog, zugleich aber auch der deutſche Volksmann, welcher im höchſten Sinne Theil nimmt am Wohl und Weh ſeiner Nation, alſo auch der ganzen erlöſungsbedürftigen und zur Erlöſung beſtimmten Menſchheit. Indem er nun Alles auf Gott zurückführt und den ewigen Rathſchluß der Erlöſung, und indem er dieſe Erlöſung im Heilande, als Gottes Sohne erkennt, und an die Verwirklichung derſelben im Menſchengeſchlechte durch den Geiſt des Vaters und Sohnes, alſo in

der Gemeinde, feſt glaubt; ſo ſind in ihm alle jene drei Faktoren vorhanden, aus deren harmoniſchem Spiele das göttliche Drama der Weltgeſchichte hervorgeht, und göttliches Leben auf der Erde immer wieder neu und friſch hervorquillt.

Vor der Gefahr, bei Erklimmung dieſer Höhen der Betrachtung ſich mit der „Deutſchen Theologie" und mit Tauler in die ſtille Beſchaulichkeit des Myſticismus zu verlieren, ſchützte ihn das geſunde und ſtarke Gefühl der Wirklichkeit, welches in ihm lebte. Zugleich hielten jene geiſtlichen Führer ihn ab, bei Verſenkung in die Tiefen des ewigen Rathſchluſſes Gottes in die Abgründe der Lehre von der Gnadenwahl und der Verwerfung zu verfallen. So ſtark, ja ſo leidenſchaftlich er auch Auguſtinianer und Anti-Pelagianer war, ſo hielten ihn doch jene beiden Elemente in ſeinem Innerſten zurück, ſich in die mindeſtens ſehr nahe liegenden Folgerungen jener Lehre zu verlieren, und wie Calvin in den Abgrund von Annahmen zu verfallen, welche, obwol gegen ihrer Erfinder Willen, dumpfe Verzweiflung oder geiſtliche Sicherheit in die Seele werfen. Wir geben zum Belege des Geſagten einige der vielen vereinzelten Ausſprüche des großen Reformators, indem wir wiederholen, daß ſein Hauptanſpruch auf eine hervorragende Stellung in der Geſchichte jenes Gottesbewußtſeins ſowol in dem großen Werke liegt, welches er aus Glauben unternommen, als in dem Innerſten ſeiner Weltanſchauung und ſeines allgemeinen Gottesbewußtſeins.

Das Gedicht und Drama der göttlichen Weltordnung.

(Auslegung der Geneſis, Kap. XLIV, V. 17. Walch, II, 2411.)

Joſeph ſpielt mit ſeinen Brüdern ein feines Spiel, gar freundlich und führt ſeine Brüder in Verzweiflung, Tod und Hölle

hinein: und da Alles verloren war, und ſie nun gar verzagten, kommt das Mittel (die Vermittelung) in das Spiel (wie es in den Komödien auch zu gehen pflegt), und treibt alle Gefährlichkeit weg, macht Alles wieder gut . . . Darnach iſt auch zu merken, daß man dies Spiel nicht allein auf göttliche Regierung ziehen ſoll, daraus zu lernen, wie er ſeine Heiligen zu führen pflege: ſondern, daß es auch zu unſerm Troſt diene: nämlich, wenn die Sachen ſo gar böſe und verdorben ſein, daß man keine Hoffnung mehr ſiehet, wie denſelben geholfen oder gerathen werden möchte, daß man alsdann wiſſen ſoll, es ſei damit nun auf das höchſte im Spiel gekommen, daß es ſich bald ändern, und zum fröhlichen Ende kommen werde. Denn alſo iſt es um die göttlichen Gedichte beſchaffen, wie Paulus fein ſaget Epheſ. II, 10: Wir ſind unſers Herrn Gottes Werke. Er iſt der Poet, wir ſind die Verſe und Gedichte, die er machet. Derohalben iſt daran kein Zweifel, unſer Werk und alle unſer Thun iſt vor Gottes Augen angenehm, um ſonderlicher Kraft und Gnade des Glaubens willen.

Gottes Gegenwart in der Schöpfung und im Menſchen.

Gott iſt an keinen Ort gebunden, er iſt auch von keinem ausgeſchloſſen. Er iſt an allen Orten, auch in der geringſten Kreatur, als in einem Baumblatt oder in einem Gräslein, und iſt doch nirgend. Nirgend: verſtehe, greiflich und beſchloſſen: an allen Orten aber iſt er, denn er ſchafft, wirkt und erhält alle Dinge. Wie iſt er aber in allen Kreaturen? weſentlich oder durch ſeine allmächtige Kraft? Er iſt auf beiderlei Weiſe in jeder Kreatur, denn, wie geſagt, er ſchafft, er wirkt und erhält Alles. Die Andern, die Kreaturen, wirken ihrer Eigenſchaft nach, Gott aber gegenwärtig und weſentlich . . . Iſt Gott in der Jungfrau Leib weſentlich und gegenwärtig, ſo iſt er es auch in einer jeden Kreatur, denn es iſt einerlei Weiſe zu reden. Da ſagte einer: So iſt er auch im Teufel? Ja, ſprach Dr. Martin, auch in der Hölle, weſentlich, wie St. Paul zeuget 2. Theſſ. I, 9. „Die Gottloſen werden Pein leiden, das ewige Verderben von dem Angeſicht des Herrn“: und Pſ. CXXXIX, 5: „Bette ich mich in die Hölle, ſiehe ſo biſt du auch da.“ (Tiſchreden, bei Gerlach, XXIV, S. 47 fg.)

Die Geheimniſſe der Weltordnung.

Wird gefragt: warum verhängt Gott, daß die Menſchen verſtocket werden und in das ewige Verderben fallen? Hier frage du: Warum Gott ſeines eigenen Sohnes nicht verſchont hat, ſondern ihn für uns alle in den ſchmählichſten Tod am Kreuz gegeben? welches ja ein gewiſſeres Zeichen der Liebe gegen uns arme elende Menſchen iſt, denn des Zornes und Haſſes wider uns . . . Darum ſollen wir erkennen, zu Herzen faſſen, und wohl bedenken, daß die Güte und Barmherzigkeit des Vaters gegen die arge, gottloſe Welt unermeßlich groß iſt . . . Darum ſollen wir nicht darauf ſehen, wie greulich durch Adams Fall menſchliche Natur verderbet und verblendet . . . ſondern vielmehr darauf, daß es der liebe Gott gewollt hat, daß Alles alſo ergehen ſolle. Darum laß dir ſeinen guten Willen gefallen. (Tiſchreden, a. a. O., S. 48 fg.)

Unſers Herrn Gottes Weiſe iſt, daß er dieſen Brauch hält, daß ſeine Kraft und Macht durch und in Schwachheit vollbracht und ſtark werde . . Den Menſchen ſchuf er nicht bald noch zuerſt, ſondern die Erde zuvor. Alſo verſteckt und verbirgt er erſtlich in die Erde den Strauch, der muß nicht ſobald ein Baum ſein. (S. 61.)

Einer fragte Dr. Martin, ob das Wort „verhärten" eigentlich, wie es lautet, oder figürlicher und verblümeter Weiſe zu verſtehen ſei? Da antwortete er und ſprach: Eigentlich ſoll man's verſtehen, aber nicht wirklich; denn Gott wirket und thut nichts Böſes, aber durch ſeine Allmacht wirkt er Alles in Allem, und wie er einen Menſchen findet, ſo wirket er in ihm. Wie Pharao, der war böſe von Natur, das war nicht Gottes, ſondern ſeine eigene Schuld, als der immer fortfuhr böſe zu ſein und Böſes zu thun. Er wird aber verhärtet, darum, daß Gott mit ſeinem Geiſt und Gnade ſein gottlos Vornehmen nicht verhindert, ſondern läßt ihn fortfahren und ſeinen Sinn haben. Warum ihn aber Gott nicht hindert noch wehret, darnach gebühret uns nicht zu fragen, denn das Wörtlein, warum? hat viele Seelen verführet und umgebracht. Es iſt uns zu hoch zu erforſchen. (S. 58.)

Wenn Gott ein Königreich, Land oder Volk ſtrafen oder gar verwüſten will, ſo nimmt er erſtlich hinweg fromme, gottſelige Lehrer und Prediger: gleichermaßen weiſe, gottesfürchtige Regenten und Räthe, vernünftige und erfahrene Krieger, und andere ehrliche Leute, Jeſ. III, 2 fg. Da wird denn der Pöbel ſicher und fröhlich,

treibt allen Muthwillen, fragt nach reiner göttlicher Lehre nichts mehr, ja verachtet ſie und geräth in Blindheit, achtet weder Strafe, Zucht noch Ehrbarkeit, treibt allerlei Sünden und Schande, daraus denn ein wild, wüſt, teufeliſch Weſen folget; wie wir, leider, jetzt ſehen und erfahren, das nicht lang beſtehen mag. Darum beſorge ich, die Art ſei ſchon dem Baum an die Wurzel gelegt, daß er nun bald ſoll abgehauen werden. Der liebe Gott nehme mit Gnaden weg, daß wir den Jammer nicht erleben noch ſehen müſſen. (Tiſchreden, a. a. O., S. 56.)

Amaranth und Chriſtenheit.

Amaranth wächſt im Auguſtmonat, und iſt mehr ein Stengel, denn ein Blümlein, läßt ſich gern abbrechen, und wächſt fein fröhlich und luſtig daher. Und wenn nun alle Blumen vergangen ſind, und dies mit Waſſer beſprenget und feucht gemacht wird, ſo wird's wieder hübſch und gleich grüne, daß man im Winter Kränze daraus machen kann. Iſt Amaranth daher genennet, daß es nicht verwelkt noch verdorret. Ich weiß nicht, ob der Kirche etwas möge gleicher ſein denn Amaranth, dieſe Blume, die wir heißen Tauſendſchön. Denn wiewol die Kirche ihr Kleid wäſchet im Blut des Lämmleins, wie im erſten Buch Moſes und in der Offenbarung Johannis ſtehet, und iſt mit rother Farbe gefärbet: doch iſt ſie ſchöner, denn kein Stand oder Verſammlung auf Erden. Und ſie allein hat den Sohn Gottes lieb, wie ſeine liebe Braut, an der allein er ſeine Luſt und Freude hat: an der allein hänget ſein Herz, verwirft und hat eine Unluſt und Ekel an allen Andern, die das Evangelium verachten oder verfälſchen. Zudem läſſet ſich die Kirche auch gern abbrechen und berupfen, das iſt, ſie iſt Gott willig und gern gehorſam im Kreuz, iſt darinnen geduldig, und wächſt wiederum fein luſtig, und nimmt zu; das iſt, ſie krieget den größten Nutzen davon, nämlich, daß ſie lernet Gott recht erkennen, anrufen, die Lehre frei bekennen, und bringt viel ſchöner, herrlicher Tugenden. Endlich bleibet der Leib und der Stamm ganz und kann nicht ausgerottet werden, ob man wider etliche Glieder wettert und tobet, und ſie abreißet. Denn gleichwie Amaranth, Tauſendſchön, nicht verwelkt noch verdorret, alſo kann man auch nimmermehr die Kirche vertilgen und ausrotten. Was iſt aber Wunderbarlicheres denn der Amaranth?

Wenn's mit Waſſer beſprenget und drein gelegt wird, ſo wird's wieder grün und friſch, gleich als von Todten auferwecket. Alſo ſollen wir keinen Zweifel haben, daß die Kirche wird, aus den Gräbern von Gott erwecket, wieder lebendig hervor kommen, und den Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, und ſeinen Sohn, unſern Erlöſer und Heiland, ſammt dem heiligen Geiſt, ewiglich loben, rühmen und preiſen. Denn wiewol andere Kaiſerthümer, Königreiche, Fürſtenthümer und Herrſchaften, ihre Aenderung haben, und bald, wie die Blumen, verwelken und dahin fallen; doch kann dies Reich, das ſo hoch und tief eingewurzelt iſt, durch keine Macht und Gewalt zerrüttet noch verwüſtet werden, ſondern bleibet ewig. (Tiſchreden, a. a. O., S. 153.)

II.

Calvin.

Die Schöpfung iſt die Verherrlichung Gottes, und die Erlöſung der Menſchheit von der Sünde iſt der ewige Rathſchluß Gottes: das ſind die beiden Grundgedanken des großen Franzöſiſchen Reformators, aus welchen heraus und nach welchen man ſein ganzes Bewußtſein von der Gegenwart Gottes erklären und verſtehen muß. Zur Veranſchaulichung dieſer Gedanken mögen einige Worte aus ſeinem unſterblichen Werke, den Inſtitutionen der Chriſtenlehre dienen.

Im zweiten Kapitel des erſten Buches begründet er den Glauben an Gott als Schöpfer und als Erlöſer, und hebt dieſe Auseinanderſetzung ſo an:

> Obwol unſer Geiſt Gott nicht wahrnehmen kann, ohne irgendwie anzubeten, ſo wird es doch nicht genügen, ihn zu erkennen als den Einzigen, der von Allen verehrt und angebetet werden ſollte, wenn wir nicht zugleich überzeugt ſind, daß er der Quell alles Guten ſei, damit wir kein Gutes ſuchen anders als in ihm. Dieſes meine ich ſo, daß wir ihn verehren ſollen, nicht allein weil er dieſe von ihm geſchaffene Welt durch ſeine unendliche Macht erhält, durch ſeine Weisheit regiert, durch ſeine Güte bewahrt, insbeſondere aber des Menſchengeſchlechtes mit Gerechtigkeit und Gericht waltet, mit Barmherzigkeit es trägt, mit mächtigem Schutze

es beſchirmt, ſondern weil außer ihm kein Tropfen weder von Weisheit und Licht noch von Gerechtigkeit noch von Macht noch von Redlichkeit und aufrichtiger Wahrheit gefunden wird, der nicht von ihm flöſſe, und deſſen Grund er nicht wäre: alſo daß wir lernen von ihm Alles erwarten und erbitten, und mit Dankſagung als von ihm empfangen, annehmen. Denn dieſe Empfindung der Güte Gottes iſt uns der wahre Lehrer jener Frömmigkeit, aus welcher die Religion geboren wird. Frömmigkeit aber nenne ich eine mit Liebe verbundene Ehrfurcht, hervorgebracht durch die Anerkennung ſeiner Wohlthaten. Denn nur aus dieſer Anerkennung Gottes als des alleinigen Gutes folgt die freiwillige Hingebung unſerer ganzen Seele .... Dies iſt um ſo mehr feſtzuhalten, weil Alle ohne Unterſchied Gott verehren, ſehr Wenige aber ihm innerliche Ehrfurcht zollen; denn allenthalben iſt eine große Prahlerei in äußerlichen Gebräuchen, ſelten aber iſt die Aufrichtigkeit des Herzens.

Dieſes ward geſchrieben in Baſel 1536, in einem Werke, welches Franz I. „dem Allerchriſtlichſten Könige und ſeinem Fürſten" zugeeignet iſt.

In jenen Sätzen liegt die tiefſte Begründung der Urſprünglichkeit des Gottesbewußtſeins als eines Bewußtſeins der Gegenwart Gottes in der Schöpfung und in der Menſchheit: nämlich die Empfindung und die Erkenntniß Gottes als des höchſten Gutes und der ewigen Liebe: zugleich auch der Glaube, daß dieſe ſich wie in der Schöpfung, ſo ganz beſonders in der Menſchheit offenbart und bewährt. Denn was bedeutete ſonſt jener Rathſchluß und ſein Verſtändniß?

Von hier aus gelangt Calvin auf die Idee des Gottesreiches, oder der Verwirklichung des gütigen Willens und ewigen Rathſchluſſes Gottes. Dieſen zweiten Gedanken entwickelt er im dritten Buche. Nachdem er das Gebet des Herrn erklärt, als zwei Tafeln, in zweimal drei Bitten, und gelehrt, daß wir in beiden Das erbitten, was Gottes Wille iſt zu thun, und nachdem er beider Einheit nachgewieſen, ſagt

er bei Auslegung der erſten Tafel, von der zweiten Bitte: „Dein Reich komme" Folgendes (III, 20, §. 42):

> Nachdem uns alſo vorgeſchrieben Gott zu bitten, daß er zurücktreibe und zuletzt gänzlich vertilge was ſeinen heiligen Namen entheiligt und befleckt, wird hier hinzugefügt, was mit andern Worten daſſelbe ſagt. Gottes Reich iſt da wo die Menſchen ſich ſelbſt verleugnen, und die Welt und das weltliche Leben verachten, und Gottes Gerechtigkeit allein anhängen, um zum himmliſchen Lebenswandel zu ſtreben. Niemand betet daher dieſe Bitte mit Recht, der nicht mit ſich ſelbſt anfängt, auf daß er nämlich gereinigt werde von allen Flecken, welche den ruhigen Fortgang des Reiches Gottes trüben und ſeine Reinheit verdunkeln. Da nun das Wort Gottes wie ein königliches Zepter iſt, ſo wird uns hiermit geboten zu flehen, daß Gott Aller Herzen und Gemüther zu willigem Gehorſam neige durch ſeinen heiligen Geiſt. Der zweite Gegenſtand des Gebetes iſt, daß Gott die Böſen demüthige, ihre Frevel bändige, ihren Uebermuth breche. Täglich ſollen wir bitten, daß Gott ſich Gemeinden ſammle aus allen Theilen der Welt, daß er ſie fortpflanze und mehre, daß er ſie mit ſeinen Gaben bereichere, daß er geſetzliche Ordnung in ihnen gründe, dagegen aber die Feinde der wahren Gottſeligkeit niederwerfe, ihre Rathſchläge zu nichte mache, ihre Anſchläge zu Boden werfe. Daraus erhellt, daß uns nicht umſonſt vorgeſchrieben werde ein Streben nach täglichem Fortſchritt, denn ſo gut ſteht es niemals mit den menſchlichen Angelegenheiten, daß ſie nicht weiterer Reinigung und Heiligung bedürften, um in voller Herrlichkeit dazuſtehen: die Fülle dieſer Herrlichkeit wird bewahrt auf die Rückkehr des Herrn; dann wird, wie Paulus ſagt, Gott Alles in Allem ſein.

Alſo iſt es Gottes Wille, daß das Reich des Guten immer wachſe, und der Fortſchritt dieſes Reiches beruht auf dem redlichen Streben der wahrhaft Frommen ſelbſt fortzuſchreiten in perſönlicher Frömmigkeit, und auf dem Glauben, daß Gott das Böſe vertilgen wolle, damit am Ende Alles göttlich werde.

Schon hieraus ergibt ſich für unſern Zweck zweierlei.

Einmal, daß auch die französische Reformation, eine Geistesregung, welche, von Genf, Holland und England getragen, sich als die fruchtbarste erwiesen hat, und die Begründerin staatlicher Freiheit über den Erdkreis geworden ist, sich gründet auf den Glauben an die Gegenwart Gottes in den menschlichen Angelegenheiten. Denn sie sucht die Einheit der menschlichen Entwickelung und ihres Fortschrittes in dem ewigen Rathschlusse Gottes als des ewig Gütigen. Zweitens, daß Calvin die Erlösung als den innersten Kern des Rathschlusses Gottes erkannte, eben sowol als ihre Verwirklichung in den freien Willen setzte, in die willige Aufopferung des Selbst.

Wenn wir also in seiner Lehre von der Gnadenwahl einige bedingte pauliniſche Auslegungen der Geschichte des jüdischen Gottesreiches bis zu ihren äußersten Folgerungen getrieben sehen, so daß die Verwerfung der Einzelnen mit in den ewigen Rathschluß gesetzt werde, so können wir nur sagen, daß Calvin hier eben so gut als Augustinus, in der Verbindung von Auslegung und Speculation Schiffbruch gelitten habe, und daß Calvin insbesondere hier seinen höchsten Eingebungen untreu geworden sei. Man kann dieses eben sowol behaupten, ohne sich als Pelagianer oder Halbpelagianer zu erklären oder die Erlösung auf Selbstgerechtigkeit zu gründen, als man das sogenannte Athanasische Glaubensbekenntniß als eine Bankbruchserklärung bezeichnen kann, ohne deshalb Arianer zu sein. Pelagius und Arius hoben Das geradezu auf, was Augustinus und Athanasius verwirrten. Man kann auch, auf die sichere Gefahr hin, von Theologen oder Fanatikern als ein unphilosophischer Kopf oder Ungläubiger erklärt zu werden, eine solche Ansicht festhalten und aussprechen, ohne deshab zu sagen, daß Paulus hier durch Christus müsse berichtigt werden: was übrigens immer sein eigener

Wunſch und Wille iſt. Denn wir leugnen, daß des Paulus Ausſprüche, im Zuſammenhange verſtanden (und das allein heißt doch Auslegung), jene unbedingte Folgerung rechtfertigen. Thäten ſie es, ſo würden wir, vom weltgeſchichtlichen Standpunkte, ohne Bedenken ſagen müſſen, daß Aeſchylus und Sophokles, und die Griechen, welche ihren Schöpfungen lauſchten, ein viel höheres Gottesbewußtſein gehabt hätten als die Apoſtel Jeſu Chriſti. Keiner ihrer Helden geht unter ohne ſittliche Verſchuldung: jener ewige Rathſchluß der Verwerfung iſt aber doch, trotz aller Klügeleien und Diſtinctionen, weſentlich nicht verſchieden von dem Fatum, welches den Menſchen ins Verderben reißt, das heißt von dem Standpunkte, deſſen Ueberwindung der höchſte Ruhm der Hellenen und jener Tragiker insbeſondere heißen muß. Aber was ſagt die Schrift? daß Gott den Moſes erwählte, und daß er Pharaos Herz verſtockte und verhärtete, damit er ins Verderben ſtürzte (Röm. Kap. IX, vgl. mit Exod. VII, VIII, IX), eben wie er Eſau nicht erwählte, ſondern Jakob. Aber müſſen wir nicht eben dieſer Zuſammenſtellung wegen jenen Ausſpruch über Pharao eben ſo verſtehen wie die übrigen? Iſt die Verſtockung des Pharao nicht Daſſelbe, was die Verhärtung des Herzens von Kreon iſt, als er den Rath des Volkes, die Warnung des Tireſias, eben ſo verwirft wie der Antigone muthiges Bekenntniß? Warum ſoll alſo Gottes Rathſchluß der Verwerfung hiernach nicht gefaßt werden als das Feſthalten des Frevlers bei ſeinen eigenen Worten? Es iſt möglich, kann man ſagen, daß Kreon und Menephthah ſich eines Beſſern beſonnen hätten, wenn Gott ihnen noch Zeit gelaſſen: allein das Gericht iſt gerecht, denn das Uebel iſt gethan, welches das Gericht herbeigerufen: es war eine nicht zu erwartende Gnade Gottes, welche dieſelbe Geſinnung des Frevlers nicht

ſchon früher ihren verdienten Lohn finden ließ. Gott hat Moſes erwählt, wie er Jakob erwählt hat, weil ſie den in ihre Seele gelegten göttlichen Keim nicht durch Selbſtſucht erſtickten, ſondern als göttliches Pfand pflegten, und im Glauben an den Geiſt lebten.

Aber ſagen wir es frei heraus, Chriſtus hat jenen Gedanken viel höher und klarer ausgeſprochen, unabhängig von allem Streite mit den jüdiſchen Klüglern, als ſein Apoſtel es gethan. Wir fühlen uns auf einen höhern Boden gehoben durch die Worte zu Nikodemus, im dritten Kapitel des Evangeliums Johannis, und durch die unter dem Bilde des Genießens Chriſti im fünften Kapitel vorgetragene Lehre von der Wiedergeburt und dem Aneignen des ewigen göttlichen Willens, welches ein Losſagen von der ſelbſtiſchen Willkür und eben dadurch die wahre Freiheit iſt. Das war der Ort, wohin Luther, mit der Hülfe Taulers und der „Deutſchen Theologie" ſich flüchtete vor den äußerſten Folgen einer Lehre Auguſtins, die er eben ſo gut annahm wie Calvin. Wir ſtimmen alſo Schleiermachers Darſtellung in ſeiner ſcharfſinnigen Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (1819, Werke, Theologie, A. II, S. 393—484) allerdings bei, wenn er jene Lehre auch Luthern beilegt, und am Schluſſe ſagt:

> „Hat Gott nicht Alles vorherverſehen, ſo kann er nichts vorherverſehen haben."

Allein wir vermiſſen in jener Darſtellung, vom Standpunkte der evangeliſchen Union, und das iſt gerade hier der ausgeſprochene Standpunkt Schleiermachers, die Berückſichtigung jener andern Gedankenreihe Luthers, welche neben der Lehre von der Erwählung hergeht. Ja, daß wir es frei

usſagen, wir vermiſſen auch die Berückſichtigung des un-
ennbaren Richterſpruches des Gewiſſens der Menſchheit.
ıe der größern Gemeinden der Reformirten hat Calvins
:e von der ewigen Verwerfung, als einen weſentlichen
il der Lehre von der Gnadenwahl in das Bekenntniß auf-
›mmen: die deutſchen Gemeinden und deren bedeutendſte
treter haben ſich von dieſer ſogar aufs beſtimmteſte los-
gt. Das Geſpenſt des Pelagianismus mag als Meduſen-
pt gegen die von den Jeſuiten gepredigte rationaliſtiſche
bſtgerechtigkeit aufgerufen werden: allein man ſollte ſolchen
ık doch in Ruhe laſſen bei wiſſenſchaftlichen Erörterungen
:ſichts Gottes und des Evangeliums, und des gegenwär-
ı Standpunktes der Exegeſe und der Religionsphiloſophie.

III.

Jakob Böhme.

Nach Calvins und Luthers Tode beherrschten die dogmatischen Scholastiker die protestantische Welt, insbesondere die des Lutheranismus. Diese Männer merkten auch nach zweihundert Jahren noch nicht, daß der Lutheranismus ein System, welches Deutschland zerrissen hatte, unter ihren Händen eine todte Masse geworden war, in einem Theile des unglücklichen Vaterlandes der Reformation, so wie in Skandinavien durch die Kirchenherrschaft der Fürsten und den versunkenen Zustand der Gemeinden. Es war ihnen entgangen, daß alles weltgeschichtlich-christliche Leben sich nur noch in den reformirten Gemeinden der evangelischen Welt regte, und in der kleinen lutherischen Gemeinschaft der Herrnhuter, welche eine friedliche Union mit der reformirten Gemeinde vollzogen hatte. Unterdessen aber war die Wachsamkeit dieser ultralutherischen Zionswächter (man nennt sie besser die lutheranischen Zeloten) desto mehr auf alle tiefern Denker und gemüthlichen Christen gerichtet, welche wie Johann Christian Arndt (1580) und später Spener und Johann Gottfried Arnold sich bemühten, trotz aller Verfolgungen und Schmähungen, in dieses äußerliche Lutherthum und unerträgliche Pfaffen-

weſen den Gottesgeiſt der innerlichen Religion zu bringen, und die Formeln der theologiſchen Scholaſtik mit dem Geiſte des Evangeliums neu zu beleben. In die Mitte dieſer ſchauderhaften Zeit (über welche noch nie gebührendes Gericht gehalten iſt) fällt die Tragödie eines der tiefſten Geiſter der Weltgeſchichte und eines der frömmſten Gemüther der Chriſtenheit. Jakob Böhme (geb. 1575, geſt. 1624) war ein Myſtiker, aber zugleich ein Prophet der Gegenwart und des Fortſchrittes Gottes in der Menſchheit: durch dieſe Eigenſchaften, einzeln und vereinigt, überſtrahlt der Theoſoph von Görlitz weit alle frühern und ſpätern Myſtiker. Seine Weltanſchauung tritt aus der Gemüthsmyſtik des vierzehnten Jahrhunderts heraus, denn er hat bereits Gemeinden ſich bilden ſehen auf die innere Geſinnung und den Glauben an den Einigen Erlöſer. Seine Schriften entfloſſen ſeiner Feder in den letzten fünf Jahren ſeines Lebens (1619—24), nur die „Aurora" iſt einige Jahre früher verfaßt. Viele Jahre hindurch hatte der von ſeinen Mitbürgern hochgeehrte ehrſame Schuhmachermeiſter ſich durch Leſen der Bibel und einiger Theoſophen, leider auch des Theophraſtus Paracelſus, der damals in hohem Anſehen ſtand, ſeine innern Anſchauungen von Gott und der Welt zum Bewußtſein zu bringen geſucht. Die heilige Schrift war ihm Alles, und die Perſon Jeſu und die Erlöſung Mittelpunkt der Bibel, Jeſu Geiſt der Führer. Jene Schriften fallen alſo in die erſten Jahre eines blutigen Krieges, im damals blühenden Vaterlande, gegen das Evangelium. Gleichzeitig hatte ſich das lutheraniſche Pfaffenthum in der Perſon des Oberpfarrers ſeiner Vaterſtadt, Gregorovius Richter, und ſeiner Genoſſen verkörpert, und er, der demüthige Chriſt und Handwerker, ſoll in die Verbannung geſandt werden, weil alle Zionswächter den Mann, welchen ſie eben

ſo wenig widerlegen als aus ſeiner chriſtlichen Gelaſſenheit bringen konnten, von den Kanzeln herab nach Herzensluſt von Amts wegen verfluchten, und im menſchlichen Verkehr mit roher Härte zurückſtießen. Bei dem Allen verlor Böhme den Glauben an das fortſchreitende Gottesreich auf der Erde nicht, und an die herrliche Verklärung des Gottes der ewigen Liebe über Teufel und Antichriſt. Beide ſind ihm die Selbſtheit oder Ichheit, welche ſich zum Herrn der Welt machen will: ihre Organe ſind alle Gewalten, weltliche und geiſtliche, welche ſich an Gottes Statt ſetzen, das heißt willkürlich und über die Geſetze herrſchen wollen nach ihrem eigenen Willen, um die Kinder des Geiſtes zu verfolgen und den Geiſt zu unterdrücken. Wir dürfen als ſein Lebens- und Todesbekenntniß dieſes Glaubens jenes wunderbare prophetiſche Gebet anſehen, mit welchem er das zehnte Kapitel ſeines im Jahre vor ſeinem Tode (1623) geſchriebenen Buches „Von der Gnadenwahl" beſchließt, eines der verſtändlichſten und klarſten ſeiner Bücher, und dasjenige, welches er ſelbſt als ſein Hauptwerk bezeichnet zu haben ſcheint.

Seufzen, Wunſch und Weiſſagung des Autors.*)

O tiefe Gnade Gottes erwecke doch noch einmal in uns armen verwirrten blinden Kindern, und reis ab des Antichriſts und des Teufels Stuhl, welchen er in Gleisnerei hat aufgebauet, und laß uns doch einſt ſehen dein Antlitz. O Gott, die Zeit deiner Heimſuchung iſt ja da, wer kennet aber deinen ausgereckten Arm, vor der großen Eitelkeit des Widerchriſts in ſeinem aufgebauten Reiche! Zerſtöre du ihn Herr, und reis ab ſeine Macht, auf daß

*) Jakob Böhmes Schriften, Hamburger Ausgabe 1715, S. 2569. Daraus abgedruckt in Bunſens „Verſuche eines allgemeinen evangeliſchen Geſangbuches", S. 663, und im „Allgemeinen evangeliſchen Geſang- und Gebetbuche", S. 913.

dein Kind Jesus offenbar werde allen Zungen und Völkern, und wir von des Widerchrists Macht, Hoffart und Geiz erlöset werden. Halleluja! Von Aufgang und Mitternacht zischet der Herr mit seiner Kraft und Macht, wer will das wehren? Halleluja. In alle Land siehet dein Auge der Liebe, und deine Wahrheit bleibet ewiglich. Halleluja! Wir sind erlöset vom Joch des Treibers, das soll Niemand mehr aufbauen, denn der Herr hat's beschlossen in seinen Wundern. Halleluja!

Die abschreckende Lehre von dem ewigen Rathschlusse der Verwerfung überwand er, indem er, den Weg Taulers und der Deutschen Theologie verfolgend, tiefer als Luther und Calvin einging in den Unterschied des Ewigen und des Zeitlichen (Kreatürlichen), und Gott nicht als etwas Fremdes, Aeußerliches, Zeitliches, und den menschlichen Geist nicht als von ihm abgetrennt betrachtete.

Das allgemeine Menschheitsgefühl war mächtig und tief in seine theosophischen Anschauungen, in seine Auslegung und Anwendung der semitischen Redeweise eingedrungen. Er glaubte, das dem Menschen unmittelbar eingesprochene ewige Wort zeige sich auch wirksam in den erleuchteten Heiden, welche einem heiligen Leben und der Erkenntniß der Gottheit nachstrebten. Die Heiden hatten nach ihm ein göttliches Schauen, weil sie in das Naturleben, in welches sie versunken waren, einen mächtigen Glauben brachten, und sie werden, wie die Juden, des Geistes des kommenden Erlösers theilhaftig, durch die Opfer, als Zeichen der Hingebung des Eigenwillens. Das Heil sieht Böhme nur in einem wahren, hingebenden Leben des Christen, welches Teufel und Antichrist vertreiben, und in der wahren geistigen Erkenntniß, welche den Buchstabenstreitigkeiten der Theologen ein Ende machen wird. Das ist ihm die Lösung der babylonischen Sprachverwirrung, durch welche der geistlose Buchstabe zur Herrschaft

gekommen war, und ein neues Papſt- und Judenthum geſchaffen hatte.

Zur Veranſchaulichung des Geſagten möchten wir den Leſer am liebſten auf diejenigen Werke aufmerkſam machen, welche rein auf das Geiſtige gehen, und nicht weſentlich durch die myſtiſch-phantaſtiſche Terminologie des Paracelſus und eine nothwendig unreale Naturwiſſenſchaft verdunkelt und verwirrt ſind. Dahin rechne ich, außer dem Buche über die Gnadenwahl, beſonders die Schrift „Von der neuen Wiedergeburt" (Werke, S. 1705—1736) und „Von Chriſti Teſtamenten" (S. 2609—2712), ſowie das „Geſpräch der erleuchteten und der unerleuchteten Seele" (S. 3530—3546) und „Vom heiligen Gebete" (S. 3547—3586), endlich die „Theoſophiſchen Sendſchreiben" (S. 3709—3927). Hier müſſen wir uns, mit Hinweiſung auf Hambergers verdienſtliche Zuſammenſtellung („Die Lehre des deutſchen Philoſophen Jakob Böhme, in einem ſyſtematiſchen Auszuge", 1844), auf wenige Auszüge beſchränken, welche den Gegenſtand unſerer Betrachtung unmittelbar angehen, und die Bahn jenes ſeltſamen Geſtirnes am Himmel des Gottesbewußtſeins in der Menſchheit am beſten zu bezeichnen ſcheinen.

Zeit und Ewigkeit Eins.

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der iſt befreit
Von allem Streit.*)

*) Steht nicht unter ſeinen Werken: es waren Worte, welche er gewöhnlich in die Stammbücher guter Freunde ſchrieb. (Anhang zu den Werken: „Hiſtoriſcher Bericht", S. 15. Vgl. andere Reimzeilen ebend. S. 99.)

Die Gnadenwahl.

Wenn die Vernunft hört von Gott reden, was er nach seinem Wesen und Willen sei, so bildet sie sich ein, als sei Gott etwas Fernes und Fremdes, welcher außer dem Orte dieser Welt, hoch über dem Gestirne wohne, und regiere also nur durch seinen Geist, mit einer allgegenwärtigen Kraft im Raume dieser Welt; seine Majestät aber in Dreifaltigkeit, da Gott insonderheit offenbar sei, wohne im Himmel, außer dem Raume dieser Welt. Und daher fällt sie auch in einen kreatürlichen Wahn, als ob Gott was Fremdes sei, und habe vor Zeiten der Schöpfung der Kreaturen und dieser Welt, einen Rathschlag in sich selber in seiner Dreiheit durch die Weisheit gehalten, was Er machen wollte und wozu alles Wesen solle; und habe also nach einen Vorsatz in sich selber geschöpft, wohin Er ein jedes Ding ordnen wollte. Aus welchem der streitige Wahn entstanden ist vom Rathschlag über die Menschen, als hätte Gott aus seinem Vorsatz ein Theil der Menschen zum Himmelreich in seine heilige Wonne erkoren, und das andere Theil zur ewigen Verdammniß; in denen wollte er seinen Zorn offenbaren, und hingegen an den andern, seinen Auserwählten, seine Gnade. Und habe also aus seinem Vorsatz einen Unterschied gemacht, seine Macht in Liebe und Zorn sehen zu lassen; und deswegen müßten alle Dinge nothwendig also geschehen, und werde das Theil des Zorns aus Gottes Vorsatz also verstockt und verworfen, daß keine Möglichkeit mehr zur Hulde Gottes sei; hingegen in den andern keine Möglichkeit zur Verdammniß. Und obwol die heilige Schrift mit fast dergleichen Sprüchen redet, auch die kreatürliche Vernunft mit einstimmt, welche nicht verstehet was Gott ist; so redet sie doch auch hingegen vielmehr das Gegentheil, daß Gott nichts Böses wolle, oder aus seinem Vorsatz gemacht habe. Diese beiden Gegensätze nun, wie das in seinem Grunde eigentlich zu verstehen sei, wollen wir dem christlichen unparteiischen Leser, des Grundes und Wahrheit Suchern und Liebhabern (sie zu einigen, und den wahren Verstand zu gründen), eine kurze Andeutung geben nachzusinnen. (Vorwort zur Gnadenwahl: Werke, S. 2406.)

Von Pharaos Verstockung.

Man soll durchaus nicht wähnen, daß in Gottes Vorsatze, so viel Er Gott heißt, ein Wille zur Verstockung von außen in

der Menschen Sünde, sondern in des Menschen eigenem Grunde, im Besitz der Gerechtigkeit Gottes ist der Quell und Umstand der Verstockung, denn es ist des Zornes Wollen, darin verstrickt er wen er will. Denn die ganze Kreatur des Menschen in Gottes Zorn ist dasselbe Wollen zur Verstockung, denn sie will nur die Eitelkeit, und die verstocket sie auch .... Die Zeit des Pharao war eine Zeit des Zieles, da alle Dinge in Ziel, Zeit, Maß und Gewicht inne liegen. (Gnadenwahl, Kap. X, S. 2558 fg.)

In der Apostelgeschichte (XIII, 48) steht: „Es wurden gläubig, so viel ihrer zum ewigen Leben versehen waren." Das ist der Vernunft ein Anstoß und verstehet es nicht. Wann hat die Vorsehung angefangen? Sprichst du: Von Anbeginn, vor der Kreatur: Ja, ich sage auch also, aber in der Kreatur nicht von Ewigkeit, denn sie war noch nicht da. So steht Apostelg. II, 47 klarer: „Der Herr that hinzu täglich die da selig wurden." Nicht die da von Ewigkeit selig waren, sondern die da selig wurden, sagt der Text, die da aus der ewigen Wahl in Christo Jesu selig werden, die that er täglich zu der Gemeinde. (Von der Gnadenwahl, Kap. XII, S. 2582 fg.)

Gleich wie die Sonne nur einen Einigen Willen hat, der ist, daß sie sich selbst gibt, und mit ihrer Begierde in allen Dingen ausdringt und wächst, und allem Dinge Leben und Kraft und sich selber eingibt, also auch im Gleichen ist Gott außer Natur und Kreatur das einzige Gute, das nichts als Gott oder das Gute geben kann noch will.

Der Antichrist und Babel — die Wiedergeburt.

Was ist der Antichrist im Menschen? Christus spricht: „Wer nicht verläßet Häuser, Aecker, Geld, Gut, Weib, Kinder, Brüder und Schwestern, und verleugnet sich selber und folget mir nach, der ist nicht mein Jünger und Diener." (Luc. XIV, 26.) Desgleichen: „Ihr müßt umkehren und werden als die Kinder" oder „aus dem Wasser und Geiste neugeboren werden." (Matth. XVIII, 3 vgl. die Worte des Nikodemus Joh. III, 3—8.) Solches bedeutet nicht an, daß einer solle von Weib und Kind aus seinem Beruf und Stand in eine öde Wildniß laufen und Alles verlassen, sondern den Antichrist, als Meinheit, Deinheit, Ichheit. Wer zu

göttlicher Beſchaulichkeit und Empfindlichkeit in ſich ſelber gelangen will, der muß in ſeiner Seele den Antichriſt tödten, und von aller Eigenheit des Willens ausgehen, ja von aller Kreatur, und in der Eigenheit des Gemüthes die ärmſte Kreatur werden, daß er nichts mehr zum Eigenthum habe, er ſei in was Stande er wolle. Und ob er gleich ein König wäre, ſo ſoll doch ſein Gemüth alle Eigenheit verlaſſen, und ſich in ſeinem Stande, auch Ehren und zeitlichem Gute, nichts mehr achten als Gottes Diener, daß er darin Gott und ſeinen Brüdern dienen ſollte, und daß alles das er hat, er nicht zum Naturrecht hat und beſitzet, daß es ſeine ſei, ſondern daß es ſeiner Brüder und Glieder ſei, daß ihn Gott habe zu einem Amtmann und Verwalter darüber geſetzt, und denken, daß er ſeinem Herrn darin diene, welcher von ihm wollte Rechenſchaft fordern .... Wenn dieſes geſchieht, ſo wird ſein Eigenwille, als der Antichriſt, im Tode Chriſti ergriffen und getödtet, und wird alſobald ſeine Seele als wie ein neues unverſtändiges Kind, das ſeinen natürlichen Verſtand der Selbheit hat verloren, und hebt an vor Gott, als ein junges Kind vor ſeiner Mutter, anzuflehen, und ſetzt ſein Vertrauen in die Mutter, was ihm die geben will. Und das iſt's, das Chriſtus ſagte: „Ihr müſſet umkehren und werden als Kinder.“ (Matth. XVIII, 3.)

Gott und die Herrſcher auf Erden.

Die Herrſchaft urſtändet (entſteht) zwar aus dem Reiche der Natur, mag aber auch wol in Gottes Reich eingehen, ſo ſie ihre Gewalt führt als eine Dienerin im Reiche der Natur, und nicht als ein ſelbſteigener Gott, der da thut, was er will. (Myſt. XXXIX, 32.)

Ein Fürſt oder Herr hat nicht Macht, Blut zu vergießen, außer dem Geſetze Gottes, ſondern ſo er das thut, ſo verdammt ihn Gottes Geſetz zum Tode. Die Könige oder Fürſten ſind nur Amtleute über die Ordnung göttlichen Geſetzes, und ſollen nicht weiter greifen, ohne göttlichen Befehl. (XXXIII, 16.)

Die Bedrängungen durch geiſtliche und weltliche Herren ſind nicht in der Natur gegründet, ſondern nur im Abgrunde, da eine Geſtalt die andere plagt, ängſtet, martert und quält. (Dreif. Leb. XV, 8.)

Ein gottloſer Fürſt und Edler bleibt wol in dem Amte, aber er dienet damit nicht Gottes Liebe, ſondern dem Zorne. (Myſt. LXVI, 25.)

Lucifer war auch ein Thronfürſt und König in Gottes Amt. Als er ſich aber das Amt zur Eigenheit machte, ſo ward er verſtoßen. Er blieb wol ein Fürſt in ſeinem Amte, aber nicht in Gottes Liebe, ſondern in ſeinem Zorne, darin er ihm nun ebenfalls dienen muß. (Myſt. LXVI, 24.)

Die letzten Zeiten regiert Gott auf der Erde.

Es iſt noch eine wunderbare Zeit zu erwarten, da ſich Alles verändern ſoll. Viele große Berge und Hügel ſollen dann eben ſo Feld werden, und eine Quelle aus Zion fließen, da der Elende trinken und ſich ergötzen wird. Da ſollen die Völker mit einem Stabe geweidet werden, und wird ſich der Hirte mit den Schafen freuen, daß Gott ſo gnädig iſt. Silber und Gold wird dann ſo gemeinſam ſein, als zu Salomonis Zeiten, und ſeine Weisheit wird den Erdkreis regieren. (Vierz. Frag. XXXIX, 5, 6.)

Die letzten Zeiten ſind voll Frieden, Einigkeit und Erkenntniß.

Wenn der Engel dereinſt (vgl. 1. Moſ. XVI) die Türken wird heißen wiederkommen, ſo kommen ſie in der Demuth des verlorenen, und wieder zum Vater kommenden Sohnes, da denn die große Freude wird bei Chriſto und ſeinen Engeln gehalten werden, daß der Todte lebendig, und der Verlorene wieder gefunden iſt. Und obgleich der ältere Bruder, als der im Buchſtaben geblieben, darüber unwillig iſt wegen der ungleichen Form, ſo geht ſie das nichts an, ſie ſind fröhlich mit dem Vater. (Myſt. XL, 90, 91.)

Die Juden ſind nicht aus der Wurzel ausgeſtoßen, ſondern ſie müſſen blind ſein, auf daß ihr Licht den Heiden ſcheine, bis dieſe in dem Lichte Abrahams auch blind werden, wie ſie es denn jetzt wahrhaftig ſind. Alsdann geht das Licht Abrahams wieder aus ſeiner eigenen Wurzel auf, und leuchtet allen Völkern. Dann ſoll Japhet in Sems Hütten wohnen, und Iſrael herzugebracht werden zu dem offenen Gnadenbrunnen aller Völker. (Myſt. XXXVII, 60.).

Die Kraft des Höchſten hat allen Dingen, einem jeden nach ſeiner Eigenſchaft, eine einwohnende Vollkommenheit gegeben, und dieſe iſt auch noch in allen Dingen verborgen, und mag wol durch Verſtand und Kunſt wieder eröffnet werden, ſo daß dieſe erſte

Tugend die entzündete Bosheit überwindet. Hat uns Gott Macht gegeben, seine Kinder zu werden, und über die Welt zu herrschen, warum nicht auch über den Fluch der Erde? Es soll das Niemand für unmöglich halten, es gehört nur göttlicher Verstand und Erkenntniß dazu, und dieser soll erblühen in der Zeit der Lilien, freilich aber nicht in Babel. (Signat. XIII, 59 — 61.)

Der Mensch hat die Gewalt, sofern er als ein Werkzeug Gottes im Gehorsam geht, die Erde, welche im Fluche steht, in die Benedeiung einzuführen, und aus der Angst des Todes das höchste Freudenreich zu machen. Doch thut er's nicht selber, sondern sein Wille arbeitet mit dem Verstande Gottes darin, und fügt zusammen was zusammen gehört, und bringt es auf solche Art in Eines. (Signat. XI, 85.)

Uebergang zu der Neuzeit.

Bei einer ausführlichern Darstellung des prophetischen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte müßten eigentlich des großen Theosophen Lichtblicken noch einige Anschauungen Gottfried Arnolds, Oetingers und Bengels beigefügt werden, um die Fortbildung der Böhmeschen und verwandter Anschauungen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts anschaulich zu machen. Allein dergleichen verschwindet von jenem Gesichtspunkte vor Dem, was vorhergeht und was nachfolgt. Arnolds höchsten Flug in seinem tiefsinnigen Liede:

So führest du, o Herr, die Deinen
Gar wunderlich, doch immer seliglich;

haben wir schon im ersten Buche gekennzeichnet, als hoch dichterische Auffassung der Einheit der scheinbaren Gegensätze der göttlichen Führungen der Seele und der Menschheit, und als Lösung der Verwickelungen, welche als Widersprüche oder Rückschritte im Weltlaufe erscheinen.

Es zeigt sich auch auf diesem Gebiete, daß der Jammer der Zeit, in deren Mitte Jakob Böhme hinweggenommen wurde, den Glauben an die Wirklichkeit Gottes in der Gegenwart sehr zurückgedrängt hatte. Was von der großen Lebensbewegung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts

übrig war im deutſchen Volke, verblutete in dem furchtbarſten aller Religionskriege der Weltgeſchichte, dem dreißigjährigen. Das zeigte ſich erſt nach ſeinem ganzen Umfange im nächſten Geſchlechte. Als nach dem Frieden von 1648 Deutſchland zerriſſen, verwüſtet, von Spanien, Frankreich und Oeſterreich mit Füßen getreten, wieder erwachte, war ein verwildertes, faſt verzweifeltes Geſchlecht aufgewachſen, neben kleinen zerſprengten Häuflein, die ſich mühſam unter den Trümmern aufbauten, mit verkümmerter auf die Nothwendigkeit angewieſener Anſchauung, aber mit mühſeliger Gelehrſamkeit. Die Theologie wurde immer mehr ſcholaſtiſcher Dogmatismus. Die Philologie flüchtete ſich nach dem freien Holland, wo auch Bayle Kritik üben, und der große Spinoza ſich trotz Synagoge und Synode frei ausſprechen durfte. Im übrigen Europa fing an ſich durch die franzöſiſche Herrſchaft und Sprache eine übereinkömmliche Philoſophie zu bilden, die zaghaft, im ſemitiſchen Gewande, und in den Formeln derjenigen Kirche auftrat, deren Prophet Boſſuet und deren Götze Ludwig XIV. war. Niemand wagte mit freien Betrachtungen der Wirklichkeit aufzutreten. Rabelais hatte ſie verſpotten dürfen, aber Descartes bebte zurück vor Bannfluch und Kerker, wenn er in ſeinem philoſophiſchen Gedankenſyſtem der Wirklichkeit nahe kam.

So war es denn nicht zu verwundern, daß auch vom theologiſchen Standpunkte kein prophetiſcher Blick auf die Wirklichkeit fiel.

Es gehört in einen andern Kreis der Darſtellung, von jener rieſenmäßigen Anſtrengung zu ſprechen, welche nach dem ſiebenjährigen Kriege die kritiſche, geſchichtliche und philoſophiſche Forſchung auf dem Gebiete des Geiſtes, und zwar des ſittlichen, mit größerer oder geringerer Beziehung auf die

Bibel ſich erhob, und mehr und mehr als europäiſche Schule ſich ausbildete. Es ſtellten ſich dabei aber bald zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Gegenſatz und die Einſeitigkeiten des Rationalismus und der Romantik hervor, und der aus der Romantik ſpäter hervortretende Bund der Myſtik und des Hierarchismus. Die beiden großen Meiſter der Idealphiloſophie des Geiſtes berührten allerdings das uns vorliegende Problem gelegentlich vom ſpeculativen Standpunkte, aber ohne den poſitiven theologiſchen Forderungen, auch nur von der Seite der Gelehrſamkeit, genügen zu können.

Es war in einem ſolchen Horizonte, daß Schleiermacher erſchien.

IV.

Schleiermacher.

Schleiermacher (geb. 1787, geſt. 1834) trat als theologiſcher Lehrer auf 1804: ſeine chriſtliche Glaubenslehre erſchien zuerſt 1822. Wir finden ihn im Beſitze einer ſyſtematiſchen philoſophiſchen Wiſſenſchaft und einer kritiſchen Kenntniß der philologiſchen und dogmatiſchen Philoſophie. Die Vermittelung zwiſchen beiden war nun aber nicht die weltgeſchichtliche Betrachtung, die ihm vielmehr immer fern blieb, ſondern das Gottesbewußtſein im Einzelnen. Schon durch die frommen Eindrücke der Brüdergemeinde, unter welchen er aufgewachſen war, hatte ſich ſeinem Geiſte die Urſprünglichkeit des Bewußtſeins des Menſchen von Gott als des der Abhängigkeit offenbart. Da in Chriſtus Wahrheit iſt, und durch ſeinen Geiſt ein perſönliches Verhältniß des gläubigen Einzelnen mit dem Göttlichen beſteht und fortdauert; ſo kann es keine wahre chriſtliche Glaubenslehre geben, die nicht mit dem Evangelium und mit jenem Gottesbewußtſein übereinſtimmte und als weſentlich übereinſtimmend ſich nachweiſen ließe. Dieſes nun, lehrte er weiter, iſt wirklich in den Bekenntnißſchriften der evangeliſchen Gemeinden der Fall, wenn wir auf ihre Uebereinſtimmung (den Conſenſus) und nicht auf ihre Abweichun-

gen ſehen: dieſe betreffen eben Punkte, über welche Schrift und Vernunft keine Gewißheit haben, und die jenem Gottesbewußtſein nicht weſentlich ſind.

Während nun die andern Meiſter der Philoſophie, ſich im ſtarren Gebiete des Gedankens hielten, oder in die mythologiſche Wildniß und Beſpiegelung ſich verirrten, ging Schleiermacher an die Auslegung des Evangeliums und der andern Schriften des Neuen Bundes, und begründete neu das bibliſch-chriſtliche Gottesbewußtſein, indem er ſeine dialektiſche Methode auf mehre der ſchwierigſten Punkte der philologiſch-geſchichtlichen Kritik der bisherigen Theologie anwandte. Der Mittelpunkt ſeiner Anſchauungen von dem Weltgeſchichtlichen des Gottesbewußtſeins haben wir aber in ſeiner Glaubenslehre zu ſuchen. Hier begreift man leicht, daß Schleiermacher unmöglich jene grobe, ungeſchichtliche wie unphiloſophiſche Verflechtung billigen konnte, in welche man abgeriſſene prophetiſche Stellen und andere vorbildliche jüdiſche Deutungen, die bei den Evangeliſten und in den apoſtoliſchen Schriften vorkommen, mit dem Begrifflichen des Chriſtenthums gebracht hatte. Aber man muß bedauern, daß ſtatt das Alterthümliche in ſeiner weltgeſchichtlichen Vorbildlichkeit und Bedeutung zu faſſen, und ſo der dialektiſchen Behandlung fähig zu machen, Schleiermacher, gleichſam aus Ungeduld, Chriſtus und das Weſentliche ſeiner Lehre abgeſchnitten hat vom Alten Bunde. Er bedachte dabei nicht, daß weder Chriſtus noch Chriſtenlehre ohne dieſe Wurzel eine weltgeſchichtliche Stelle haben. Der Grundgedanke des Alten Bundes, der Ewige, geht durch Alles hindurch, was Jeſu die Schrift heißt. Eben ſo bedarf das gemeindliche Leben des Glaubens an dieſen Zuſammenhang, und zwar durch eigene Kenntniß nicht blos auf Jeſu Worte hin: d. h. Chriſtus verweiſt ausdrücklich auf

e. Danach kann unſer Urtheil über eine der Hauptſtellen
i der Einleitung (§. 12, 3) nicht zweifelhaft ſein, wo es
eißt:

„Die Verheißung an Abraham, ſofern ſie in Chriſto erfüllt iſt, wird doch nur ſo dargeſtellt, als habe ſie ihre Beziehung auf Chriſtum gehabt lediglich in dem göttlichen Rathſchluß, nicht in dem frommen Selbſtbewußtſein des Abraham und der Seinigen."

Nun hat Schleiermacher gewiß das große Wort von Jeſu
ei Johannes gegenwärtig gehabt, wo es heißt: „Abraham
eute ſich als er meinen Tag ſah." Ohne Zweifel iſt dies
n geiſtigen Sinne gemeint, und nur ſo zu verſtehen: denn
n Geiſte ſchaute Abraham die Zukunft des Gottesreiches,
nd alſo deſſen vollkommenen, perſönlichen Gründer, und
ine menſchheitliche Entwickelung in allen Völkern: und
chleiermacher hat ganz recht eine dogmatiſche Begriffsreihe
icht hieran zu knüpfen. Aber die Annahme eines weſent-
chen innern Zuſammenhangs, alſo einer weltgeſchichtlichen
alen Entwickelung liegt doch in der Annahme, daß dem
braham ein Bewußtſein einwohnend gedacht werden müſſe
on dem Rathſchluß der Erlöſung. Ein ſolches würde die
hiloſophie der Weltgeſchichte annehmen müſſen, auch wenn
ne Worte uns nicht überliefert wären.

Im Paragraph 14, Zuſatz zu 3, heißt es dann weiter,
n Beziehung auf die prophetiſche Eingebung:

„Was das Alte Teſtament betrifft, ſo iſt die Prophetie allein ohne Geſetz und Geſchichte nicht zu verſtehen, dies Ganze zuſammen aber ſo durchaus theokratiſch, daß wir zwar darin zwei Pole unterſcheiden können, von denen der eine das Neue Teſtament anzieht, der andere es abſtößt; daß aber abgeſehen von dem Neuen Teſtament, wenn es gelänge (was aber doch kaum anders bewerkſtelligt werden könnte als auf ihr eigenes Zeugniß hin, daß das Wort Gottes zu ihnen geſchehen ſei) Jemanden die prophetiſche

Inſpiration glauben zu machen, daraus doch kein Glaube an Chriſtum als das Ende des Geſetzes entwickelt werden könnte. Vielmehr werden wir die ganze Wahrheit wieder nur ausſprechen, wenn wir ſagen, wir glauben an die prophetiſche Eingebung nur um des Gebrauches willen, den Chriſtus und die Apoſtel von den prophetiſchen Ausſprüchen machen."

Wir müſſen dieſes durchaus in Abrede ſtellen. Wir glauben daran erſt recht, wenn wir erkennen, daß es wirklich ſo iſt: und dieſes halten wir für eine rein geſchichtliche Thatſache.

Hinſichtlich der Entwickelung des Gottesbewußtſeins ſetzt alſo Schleiermacher (und wir mit ihm, ſoweit der unendliche Faktor wirkſam iſt) die Perſönlichkeit Chriſti als etwas Urſprüngliches, ſchaut aber die vor dieſer Offenbarung Chriſti liegende Zeit auf der jüdiſchen Seite als zwei Perioden an, nämlich die Abrahamiſche und die Moſaiſche, neben welche jüdiſche Offenbarung er die Entwickelung der von Gottes Geiſt erleuchteten Heiden ſetzt (§. 156, vgl. §. 12, 2).

Das Uebel, oder das Böſe in der Welt, faßt Schleiermacher als Mitbedingung des Guten. Er ſagt darüber (§. 48, 3, Schluß):

„Es bleibt zuletzt nichts übrig, als auf der einen Seite die göttliche Mitwirkung auf Alles, was ſich ereignet, gleichmäßig zu beziehen, auf der andern Seite zu behaupten, daß Uebel an und für ſich gar nicht, ſondern nur als Mitbedingung des Guten und in Beziehung auf daſſelbe von Gott geordnet ſind."

Durch die tiefe Begründung des Begriffes der Erlöſung gelangt Schleiermacher am Schluſſe ſeines Werkes zu zwei großen Lehrſätzen (§. 168, 169):

„Die göttliche Weisheit iſt das Prinzip, welches die Welt ordnet und beſtimmt für die in der Erlöſung ſich bethätigende göttliche Selbſtmittheilung."

„Die göttliche Weisheit iſt der Grund, vermöge deſſen die Welt als Schauplatz der Erlöſung auch die ſchlechthinnige Offenbarung des höchſten Weſens iſt, mithin gut.“

den erläuternden Sätzen zu dieſen Ausſprüchen ſagt er jenes:

„Was daraus, daß wir die göttliche Liebe auch als Weisheit ſetzen, zunächſt folgt, iſt dieſes, daß wir das geſammte endliche Sein unmöglich in ſeiner Beziehung auf unſer Gottesbewußtſein betrachten können, außer — welches wir in dem Ausdruck Welt auch immer mitdenken — als das ſchlechthin zuſammenſtimmende göttliche Kunſtwerk. Denn wie auch in dem menſchlichen Gebiet die richtige und vollkommene Entwerfung der Idee eines Kunſtwerks das urſprüngliche Werk der Weisheit iſt, ſo daß auch den eigentlichen Handlungen nur inſofern ihr Urſprung in der Weisheit angewieſen wird, als ſie ſowol im Zuſammenhang des ganzen Lebens als auch für ſich zugleich können als Kunſtwerke und Theile eines ſolchen angeſehen werden, der vollkommenſte Menſch aber derjenige wäre, deſſen ſämmtliche Entwürfe zu Werken und Thaten ein vollſtändiges Ganze der mittheilenden Selbſtdarſtellung bildeten: ſo iſt auch die göttliche Weisheit nichts Anderes als das Weſen in dieſer ſchlechthinnigen, nicht zuſammengeſetzt, ſondern einfach und urſprünglich vollkommenen Selbſtdarſtellung und Mittheilung gedacht ..... Demnächſt iſt wohl vorzuſehen, daß wir unſern Begriff nicht dadurch verfälſchen, daß wir immer Gegenſatz von Zweck und Mittel mit hineintragen. Der Grund zu dieſer Vorſicht iſt ſchon in dem Obigen gelegt. Denn ſchon jedes menſchliche Kunſtwerk iſt um ſo vollkommener, je mehr es ſo in dieſem Begriff aufgeht, daß innerhalb deſſelben nichts in dieſen Gegenſatz von Zweck und Mittel fällt, ſondern Alles ſich nur verhält wie Theil zum Ganzen, und die Mittel nur außerhalb deſſelben liegen; und als noch höhere Vollkommenheit zeigt ſich dieſes in der Anwendung auf ein ganzes menſchliches Leben. Wie ſollte alſo nicht vielmehr noch die göttliche Weisheit dieſen Gegenſatz ſo ausſchließen, daß, da nichts iſt außerhalb der Welt, was als Mittel gebraucht werden könnte, Alles innerhalb derſelben ſo geordnet wäre, daß es ſich in ſeiner Verbindung mit allem Uebrigen

betrachtet nur wie Theil zum Ganzen verhält, jedes aber einzeln für ſich ſo ſehr zugleich Mittel und Zweck iſt, daß dieſe Betrachtungsweiſe ſich jedesmal gleich wieder aufhebt und in die andere übergeht."

Die Schlußerklärung zu dem zweiten Lehrſatze lautet alſo:

„Die göttliche Weisheit führt uns als Entfaltung der Liebe hier an das Gebiet der chriſtlichen Sittenlehre, indem uns die Aufgabe entſteht, die Welt als die gute immer mehr zur Anerkennung zu bringen, und der urſprünglich der Weltordnung zum Grunde liegenden göttlichen Idee gemäß Alles dem göttlichen Geiſt als Organ anzubilden, und ſo mit dem Syſtem der Erlöſung in Verbindung zu bringen, auf daß wir in beider Hinſicht zur vollkommenen Lebensgemeinſchaft mit Chriſto gelangen, ſowol inſofern als der Vater ihm Macht gegeben hat über Alles, als auch ſofern er ihm immer größere Werke zeigt, als die er ſchon erkannt hat. Daher denn die Welt nur inſofern als vollkommene Offenbarung der göttlichen Weisheit gefaßt werden kann, als der heilige Geiſt von der chriſtlichen Kirche aus ſich als die letzte weltbildende Kraft geltend macht."

Wir werden alſo in Schleiermacher den Propheten anzuerkennen haben, welcher zuerſt den Gedanken der Urſprünglichkeit des Gottesbewußtſeins überhaupt aufgeſtellt und durchgeführt hat. Und zwar hat er dieſes als ein organiſch in der Seele wie in der Ordnung des Weltalls begründetes Gefühl der Abhängigkeit gefaßt, und aus dem Selbſtbewußtſein Jeſu und der Darſtellung deſſelben von den Apoſteln ſo entwickelt, daß er Widerſprüche vermeidet, und dagegen die bisherigen theologiſchen Widerſprüche nachweiſt. Die Erlöſung iſt der Grundgedanke der Weltordnung, und in Chriſtus iſt der Erlöſer erſchienen: alſo auch die Verſöhnung im Menſchen gegeben.

Von dieſem Standpunkte aus hat er auch ſeine Ethik an das Ergebniß der Glaubenslehre angeknüpft, wie es in

n eben vorgelegten positiven Schlußsätzen seiner Glaubens-
)re ausgesprochen ist.

Beides muß als ein bleibender weltgeschichtlicher Gewinn
ıgesehn werden. Er hat auf festen Grund gebaut, und sein
ebäude nicht abgeschlossen, sondern vielmehr auf das Bedürf-
ß weitern Ausbaues aufmerksam gemacht: so insbesondere
dem angehängten „Schlusse" von der göttlichen Dreiheit
. 170—172).

V.

Channing.

Channing, der Bürger Neu-Englands (geb. 1780), Prediger einer unitarischen Gemeinde in Boston bis zu seinem Tode (1803—42), ist der Prophet der Vereinigten Staaten für das Bewußtsein von Gott in der Menschheit. Er trat auf als Geistlicher einer unitarischen Gemeinde, und erklärte sich, wie Locke und der große Newton gegen die athanasische Auffassung der biblischen Lehre von Vater, Sohn und Geist, also unbiblisch und der Vernunft widerstreitend. Aber er war weit davon entfernt eine arianische Glaubensformel an die Stelle der kirchlichen zu setzen. Nach seiner Anschauung ist das Dogmatische überhaupt nur ein unvollkommener Ausdruck der biblischen Wahrheiten, und eine ungenügende Darstellung der in der Schrift gegebenen Offenbarung. Das Christenthum ist göttliches Leben und Geisteskraft in der Gemeinde der Menschheit. Die christliche Gemeinschaft beruht, nach ihm, auf dem lebendigen und in der Liebe zu den Brüdern und dem aufopfernden Leben für die Menschheit thätigen und wirksamen Glauben, auf der Kindschaft Gottes, welche die Wurzel ist der wahren Brüderschaft der Menschen. Diese Lehre fand er in der ganzen Bibel, vorzüglich aber in den

Schriften des Neuen Bundes, und ganz besonders im Evangelium. Die Bibel war ihm das geschriebene Wort göttlicher Offenbarung: nicht eine Lehre, sondern vielmehr das religiöse und sittliche Bewußtsein voraussetzend. In der Begründung dieses Gedankens muß man bei Channing weder eine tiefe Metaphysik und Speculation erwarten, noch eine besondere Schärfe der geschichtlichen Kritik über die biblischen Bücher. Aber ein fast unfehlbarer gesunder Menschenverstand, geleitet von dem reinsten sittlichen Ernste, belebt von einer brennenden Liebe für die Förderung des Göttlichen in seinem Vaterlande und in der Menschheit überhaupt, und beseelt von aufopfernder Liebe für den Nächsten, verbindet sich bei ihm mit einem besonnenen geschichtlichen Glauben an das Gotteswort in der Bibel. Seine große Bedeutung für die Auslegung der Bibel liegt eben deshalb in zwei Punkten. Der erste ist, daß während er den Grundsatz der vernünftigen Auslegung unbedingt festhielt, er in der Schrift den maßgebenden, urwesenhaften religiösen Gehalt findet, welchen die rationalistischen Unitarier nur gleichsam zufällig und beiläufig, und nur innerhalb der Grenzen der gewöhnlichen Lebensmoral erkennen konnten. Der andere ist, daß die große Gemeinde der Menschheit ihm, mit ihrem vernünftigen Gewissen, der Bibel gegenüber steht, wie der Richter dem Gesetzbuche: diese Gemeinde aber ist ihm die nach Familien, Völkern und Staaten gesetzlich geordnete Menschheit.

Da Channing diese Grundsätze unermüdlich durch volksmäßiges, furchtloses Reden in Wort und Schrift zu seinem Volke bethätigte, so kann die Bedeutung dieser Persönlichkeit für die Christen der englischen Zunge nicht hoch genug angeschlagen werden. Und so erklärt es sich, wie der Mann, welchen die ältern Unitarier in den Vereinigten Staaten und

England mit Mistrauen beobachteten, und Calviniſten und Methodiſten verabſcheuten, die Freunde und Vertheidiger der Sklaverei aber fürchteten und haßten, nicht weniger wegen ſeiner Mäßigung und Beſonnenheit als wegen ſeiner klaſſiſchen Beredtſamkeit, welche an die ſchönſten alten Muſter erinnert, doch ſchon jetzt, wenige Jahrzehende nach ſeinem Tode, als großer chriſtlicher Charakter und Mann des Geiſtes, ja als Prophet des chriſtlichen Bewußtſeins der Zukunft in allen Theilen ſeines großen Vaterlandes verehrt wird: gewiß iſt er beſtimmt, auf die geiſtige Auffaſſung und praktiſche, ernſte Anwendung des Chriſtenthums in den Vereinigten Staaten einen ſteigenden Einfluß zu behaupten. *)

Channing iſt ein antiker Mann, mit einem chriſtlichen Herzen; Menſch wie ein Hellene, Bürger wie ein Römer, Chriſt wie ein Apoſtel. Man verkennt ihn, wenn man ihn als gelehrten und ſpeculativen Theologen auffaßt. Wäre er es geweſen, ſo würde er den Begriff der Erlöſung und der Verſöhnung zu verbinden gewußt haben, und es würde ihm gelungen ſein Chriſtus als den Erlöſer in ſeiner göttlichen Erhabenheit und Einzigkeit aufzufaſſen und darzu-

*) Ich habe hierbei die 13. Ausgabe von Channings Werken (8., 6 Bde., Boſton und Neuyork 1854) vor mir gehabt. Eine geiſtvolle Darſtellung des Lebens dieſes großen und guten Mannes findet der Leſer in „Oeuvres Sociales de Channing“ (Paris 1854) von Herrn Edouard Laboulaye: welcher Ausgabe das Buch „De l'esclavage“ (1855) gefolgt iſt, und 1857 der erſte Theil der „Traités religieux“. Eine geiſtreiche engliſche Dame hat eine treffliche Schilderung des Mannes in franzöſiſcher Sprache gegeben (Paris 1857, mit Vorwort von Charles de Rémuſat). Die deutſche Ueberſetzung der Werke (in zwölf Bändchen) von Schulze und Prediger Sydow (Berlin 1851) hat mit Recht eine allgemein günſtige Aufnahme gefunden, und Verbreitung in vielen Kreiſen.

ſtellen: ein noch nicht befriedigtes Bedürfniß der unitariſchen Gemeinden in England und den Vereinigten Staaten und vielleicht der Grund ihres Siechens.

Hiernach muß man denn auch von dieſem Propheten der Gegenwart Gottes in der Menſchheit keine wiſſenſchaftliche Löſung des Problems erwarten. Aber jenes Bewußtſein ſtrahlt aus ihm hervor, ſo wie er die Wirklichkeit berührt: nicht nur durch ſeine unbeſtechliche Wahrheitsliebe und ſeinen ſittlichen Muth, ſondern auch durch die gotterfüllte Behandlung. Dahin gehört vor allem ſeine Auffaſſung der Religion als einer perſönlichen Angelegenheit, und die Begründung aller Erziehung auf das Bewußtſein der perſönlichen ſittlichen Verantwortlichkeit.

Seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer fortſchreitenden Reformation, durch Niederreißung der Schranken zwiſchen Geiſtlichem und Weltlichem hinſichtlich der Geltendmachung der Religion, alſo durch Verſtärkung des ſittlichen Gehalts und Ernſtes derſelben, ſpricht er beredt aus in ſeiner merkwürdigen Predigt über die geiſtliche Freiheit (1830, Werke, deutſche Ausg., Bd. IX, S. 121 fg.), deren Schluß lautet (S. 200):

„Die Wahrheit iſt, daß die chriſtlichen Nationen einer echten Reformation bedürfen, einer Reformation, die dieſes Namens werth iſt. Es thut ihnen Noth, daß ihr Eifer nicht ſowol auf die Verbreitung des Evangeliums in fremde Länder hingelenkt werde, als vielmehr darauf, die einfachen klaren Vorſchriften deſſelben auf ihre täglichen Geſchäfte, auf die Erziehung ihrer Kinder, auf die Behandlung ihrer Dienſtboten und Angehörigen und auf ihre geſellſchaftliche und religiöſe Gemeinſchaft anzuwenden. Es thut ihnen die Erkenntniß Noth, daß die Frömmigkeit des Menſchen nicht ſo ſehr nach ſeinem Bekenntniß oder ſeinen directen religiöſen Uebungen beurtheilt werden muß, als vielmehr nach der gewiſſenhaften Unterwerfung

seines Willens, seiner Leidenschaften, seiner weltlichen Belänge und seiner Vorurtheile unter die anerkannten Pflichtgebote des Christenthums und insbesondere nach einer Menschenliebe, welche der Menschenliebe Jesu Christi ähnlich ist in ihren großen charakteristischen Zügen der Milde, der Thatkraft und des Ertragens. Es thut ihnen Noth, daß sie das harte Glaubensgericht über die Meinungen ihres Nächsten aufgeben und sich ernstlich bemühen, einen edlern Maßstab der Gesinnung und des Handelns für sich zu suchen und Andern mitzutheilen, als sie ihn bis jetzt aus der heiligen Schrift entnommen haben. Mit Einem Wort, sie müssen erst den wahren Gehalt und Zweck des Christenthums auf dem allein zum Ziele führenden und wirksamen Wege erkennen, indem sie nämlich dessen Geist der Liebe zu Gott und den Menschen in vollen Zügen in sich aufnehmen."

Für eine solche wahre, fortschreitende, sittliche Reformation nun fordert er im Anfang dieser Predigt Freiheit, bürgerliche und politische Freiheit, aber hervorgehend aus der christlichen geistlichen Freiheit. Er sagt (S. 132):

„Die geistliche Freiheit, welche Christus gekommen ist uns zu verleihen, besteht in sittlicher Kraft, in Selbstbeherrschung, in der Erweiterung des Gedankens und der Liebe, in der unbeschränkten und unbehinderten Wirksamkeit unserer besten Kräfte. Dies ist das edelste Gut des Christenthums und wir können uns unter allen Gütern, die Gott verleihen kann, kein größeres denken. Ich weiß, daß Vielen dies ein zu vergeistigtes Gut zu sein scheinen wird, um der Gesellschaft und der Regierung als ihr großes Endziel hingestellt zu werden. Allein unsere Zweifelsucht kann die Natur der Dinge nicht verändern. Ich weiß, wie wenig diese Freiheit verstanden und geliebt wird; ich weiß, wie sehr die Menschen Sklaven geworden sind der Sinnlichkeit, der Leidenschaft und der Welt; aber ich weiß auch, daß sie durch diese Sklaverei elend geworden sind und daß, solange diese dauert, keine gesellschaftliche Einrichtung ihnen ein Glück gewähren kann. Ich gehe nun, wie ich es als meine Absicht bezeichnet hatte, dazu über, zu zeigen, daß bürgerliche oder politische Freiheit von geringem Werth ist, außer insofern sie aus dieser geist-

lichen Freiheit hervorgeht, der Ausdruck derselben ist und zu ihrer Belebung dient. Ich schätze bürgerliche Freiheit als das höchste Gut der Staaten, weil sie mit der kräftigen Lebensäußerung und Erhebung des Geistes im Einklange steht, ihr dient und sie fördert."

In den „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonapartes" (1828, Werke, deutsche Ausg., Bd. VIII) sagt er (S. 157):

„Die Grundwahrheit, auf welcher die Sache der Sittlichkeit und Tugend beruht, ist die, daß Rechtschaffenheit ein ewiges, unveränderliches und allgemeines Gesetz ist, welches Himmel und Erde, die Vollkommenheit in dem Wesen Gottes und die innere Uebereinstimmung und das Glück der vernünftigen Kreatur zugleich in sich schließt. In dem Maße daher, als politische Institutionen diese große Ueberzeugung erschüttern, — in dem Maße als sie lehren, daß Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe nur örtliche und nur für den einen Theil gültige Verpflichtungen seien, welche Huldigung von dem Schwachen fordern, aber vor dem Mächtigen zurück beben, — in dem Maße als sie somit die Ehrfurcht gebietende und unverletzliche Majestät des ewigen Gesetzes beleidigen, — in demselben Maße untergraben sie gerade das Fundament der Sittlichkeit des Volkes."

Dieselben Grundsätze nun verkündet er, in noch strengern Ausdrücken, seinen eigenen Mitbürgern als Gebot des Christenthums in der Schrift „Ueber die Pflicht der Freistaaten Nordamerikas". Darin heißt es (Auszüge in der deutschen Ausg., Werke, Bd. VIII, S. 175):

„Die Nation ist nicht die Quelle des Rechts. Unsere erste Verpflichtung ist nicht gegen unser Land. Unsern ersten Gehorsam schulden wir nicht seinen Gesetzen. Wir gehören zuvörderst Gott an und demnächst unserm Geschlechte. Wir sind allerdings für besondere, häusliche und nationale Verbindungen und Neigungen geschaffen worden, und diese sind wesentliche Mittel zu unserer

Erziehung und Glückſeligkeit auf der erſten Stufe unſers Daſeins. Aber alle dieſe Verbindungen müſſen in Unterwerfung gehalten werden unter dem Geſetze allgemeiner Gerechtigkeit und Menſchlichkeit. Sie haben die Beſtimmung, uns zu dieſen hinauf zu ziehen. In dieſen beſteht unſere Aehnlichkeit mit der Gottheit."

„Der Menſch iſt nicht das bloße Geſchöpf des Staates. Der Menſch iſt älter als die Nationen und wird die Nationen überleben. Es gibt ein Geſetz der Humanität, das urſprünglicher und göttlicher iſt als das Geſetz des Landes. Der Menſch hat höhere Anſprüche als die eines Bürgers. Er hat Rechte, welche vor allen Verfaſſungsurkunden datiren; Rechte, die nicht durch Uebereinkommen gegeben, nicht widerruflich ſind, ſondern eben ſo ewig ſind, als die Mächte und Geſetze ſeines Weſens. — Die Vernichtung des Individuums, indem man es in den Staat verſenkt, liegt dem Despotismus zum Grunde. Die Nation iſt zu oft das Grab des Menſchen. Es iſt dies um ſo unnatürlicher, als gerade der Zweck des Staates, der Organiſation des Volkes, der iſt, das Individuum in allen ſeinen Rechten zu ſichern und beſonders die Rechte der Schwachen ſicher zu ſtellen. Hier iſt der Grundgedanke der politiſchen Vereinigung. In einer unorganiſirten Geſellſchaft ohne Geſetzgebung, ohne Rechtsverwaltung haben die Rechte keine Sicherheit. Gewalt herrſcht über Recht. Dies iſt das Hauptübel in Dem, was der Naturzuſtand genannt worden iſt. Dieſen zu entfernen, dem Rechte die Oberherrſchaft über die Gewalt zu verleihen, iſt der große Gedanke, und der Endzweck der Regierung, des Staates und der politiſchen Verfaſſung. Die Rechte des Individuums liegen der bürgerlichen Geſellſchaft zu Grunde, und die Geſellſchaft, wenn ſie gehörig eingerichtet iſt, beſtätigt ſie, ſtatt ſie an ſich zu nehmen."

Dieſe Anſprache an ſein Volk ſchließt mit folgenden Worten (S. 198):

„Ich ehre die Leidenſchaft für Macht und Herrſchaft eben ſo wenig in dem Volke als in einem Könige. Sie iſt eine laſterhafte Gemüthsrichtung, finde ſie ſich wo ſie wolle. Wenn unter

Demokratie die Ausübung der Regierungsgewalt durch das Volk verſtanden wird unter allen den Veranſtaltungen und ſelbſt auferlegten Beſchränkungen, welche dahin zielen, gleiche Geſetze und die Rechte Aller und Jeder zu ſichern, ſo werde ich ſtolz darauf ſein, ihren Namen zu tragen. Aber die unbeſchränkte Menge iſt mir nicht lieber als der unbeſchränkte König. Und doch iſt in dem gegenwärtigen Augenblicke die Richtung vorwaltend, die Beſchränkungen zu entfernen, von denen die weiſe und gerechte Ausübung der Volksgewalt abhängt!"

Wenn ein ſolcher Mann, deſſen Lebenswandel, angeſichts aller ſeiner Mitbürger, dem Ernſte ſeiner chriſtlichen Worte entſprach, und ohne Makel daſteht, kein chriſtlicher Prophet von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit iſt, ſo kenne ich keinen. Theologiſch aber iſt ſein prophetiſcher Grundgedanke dieſer, daß die Gemeinſchaft keinen andern Grund hat als das Selbſtbewußtſein Jeſu und ſein Evangelium, und daß begriffliche Ausführungen metaphyſiſcher Punkte weder das einzige noch das höchſte Symbol dieſer Gemeinſchaft ſind. Vielmehr ſoll ihm das Chriſtenthum alle Verhältniſſe des wirklichen Lebens heiligen und reinigen, und alle gemeindlichen und kirchlichen Ordnungen ſollen darauf, als auf ein göttliches Ziel, gerichtet werden, mit gleicher Berückſichtigung des Individuums und der Gemeinſchaft. Das, ſcheint mir, iſt Channings Bedeutung in der Weltgeſchichte.

Zweites Hauptstück.

Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart in der Menschheit, in den Propheten der Philosophie der Weltgeschichte.

Dieser letzte Trieb des in die Tiefen der Gottheit eindringenden Geistes ist der höchste und edelste Flug der Vernunft der christlichen Arier, indem selbst die Hellenen, die Meister der Philosophie, ihre Betrachtung nicht bis dahin zu erheben im Stande waren. Diese großartige Entwickelung beginnt eigentlich erst mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, denn Bacon hatte zu Anfang des siebzehnten nur die Methode der weltgeschichtlichen Forschung geahnt und den richtigen Weg einer Verbindung des historischen und speculativen Elementes angedeutet. Erst Leibniz faßte die Idee einer Philosophie der Menschheit, und begründete mehre ihrer wichtigsten Punkte, eben sowol speculativ wie geschichtlich.

Von ihm aus trennen sich die Wege. Entschieden realistisch ist der ganz selbständig dastehende Vico, der Neapolitaner, Verfasser der „Neuen Wissenschaft" (1724 und 1742). Seinen Unterbau stellt die Einleitung zwar in etwas bizarrer Weise dar, als Erklärung eines allegorisch-hieroglyphischen

Kupferſtichs vor dem Titelblatte. Aber man ſieht durch dieſen Schleier leicht hindurch, und erkennt, daß Vico im Beſitze einer durchdachten Anſchauung von dem innern Zuſammenhange der Weltgeſchichte war, obwol er ſie, aus Mangel an Kenntniß der Thatſache, phantaſtiſch ausbildete, und obwol er die Lücken durch Vermuthungen ausfüllte, welche die neuere Philoſophie Conſtruction der Weltgeſchichte nennt. Eine ſeiner Grundanſchauungen iſt, daß die Sprache Urkunde der Einheit des Menſchengeſchlechts und Zeuge des Fortſchrittes der Geſittung ſei: eine andere iſt die Bemerkung der Berührungspunkte des moſaiſchen und des römiſchen Rechtes. Die Ausführung ſelbſt entwickelt insbeſondere die Grundformen des Staatsrechtes wie des bürgerlichen Rechtes. Er erkennt in ihrem Fortſchritt eine göttliche Ordnung und eine durch die Vernunft erkennbare Entwickelung. Das Einzelne iſt allerdings, wie ſchon angedeutet, mit Ausnahme Deſſen, was ſich auf das römiſche Recht bezieht, oft phantaſtiſch, aus Mangel an Forſchung und Kritik: doch zeugt die mächtige Ergriffenheit eines ſo eigenthümlichen Geiſtes, welchem Leibnizens Leiſtungen und Strebungen gänzlich unbekannt waren, bedeutſam für ein von den verſchiedenſten Seiten ſich meldendes Bedürfniß, das Bewußtſein der chriſtlichen Menſchheit von Gott in der Weltgeſchichte zum Gegenſtand der Erkenntniß zu machen, und ſomit eine Philoſophie des Geiſtes mit einer Weltgeſchichte zu verbinden.

Ohne Vico zu kennen, ſpricht der große Montesquieu dieſelben Ideen aus, und zwar gleich urſprünglich. Der Meiſter der darſtellenden franzöſiſchen Proſa, der witzige Sittenmaler und Richter der damaligen hohlen Zuſtände ſeiner Nation, der unübertreffliche Zergliederer der innern Geſchichte Athens und Roms, der welt- und rechtskundige Präſident,

ſtellt in der Einleitung zu ſeinem „Geiſte der Geſetze“ (1748), folgende Sätze auf:

„Die Geſetze in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes ſind die nothwendigen Beziehungen, welche aus der Natur der Dinge fließen: in dieſem Sinne haben alle Weſen ihre Geſetze, die Gottheit hat ihre Geſetze, die ſichtbare Welt hat die ihrigen, höhere Weſen, die Thiere, der Menſch — alle haben ihre Geſetze. Es gibt alſo eine urſprüngliche Vernunft, und die Geſetze ſind die Beziehungen zwiſchen ihr und den verſchiedenen Weſen, und die Beziehungen zwiſchen dieſen Weſen ſelbſt. Geiſtige Weſen können Geſetze haben, die ſie ſelbſt gemacht, aber ſie haben auch ſolche, die ſie nicht gemacht. Vor ihnen beſtanden die Beziehungen mit den ihnen einwohnenden Geſetzen . . . Der Menſch wird irre geführt durch die Beſchränktheit ſeiner Einſicht und durch tauſend Leidenſchaften: die Religion ſoll ihn an ſeinen Urheber erinnern, die Philoſophie an ſich ſelbſt, die Geſetze ſollen ihn an ſeine Pflichten mahnen.“

Die Einſeitigkeiten der Ausführung ſind bekannt: insbeſondere ſein Zurückſtellen des Innerlichen, wahrhaft Sittlichen im Staate, und ſeine Darſtellung der conſtitutionellen Freiheit, nicht ſowol als einer freien Selbſtverwaltung als eines Gleichgewichts dreier Gewalten. Aber das Gottesbewußtſein jener großen Sätze fehlt doch in keinem Theile des Werkes: es war nicht ſeine Schuld, daß man, ſcheinbar in ſeinen Fußſtapfen wandelnd, 1789 nicht die Pflichten, wol aber die Rechte des Menſchen hervorhob, und 1815 eine conſtitutionelle Monarchie ohne freie Selbſtverwaltung gründete. Daß die deutſchen Romantiker meiſtentheils ſo gering von ihm denken, ruht theils auf Unkenntniß, theils, wie bei Adam Müller, auf Unredlichkeit. Seine Schmähungen und die älterer und neuerer Rechtslehrer fließen aus dem Haſſe gegen die Freiheit, die politiſche, und die des Geiſtes, auf welcher jene beruht, alſo, in deſſen Falle, aus niedrigem Sklavenſinne.

Von unſerm Standpunkt iſt die Thatſache ſchlagend, daß beide romaniſche Propheten, Vico und Montesquieu, bei Gründlegung ihrer Weltanſchauung zwar Gott und das Chriſtenthum anerkennen, aber in der Ausführung vom Rechte ausgehen und nicht von der Religion. Sie wehren ſich gegen die Anſprüche ihrer Kirche und Theologie. Das iſt die allgemeine und nothwendige Stellung der romaniſchen Philoſophen zur Volksreligion. Als Laien dürfen ſie davon nur wenig wiſſen und nichts ſelbſt forſchen, jedenfalls nicht davon reden, von ihrem philoſophiſchen Standpunkte aus. Sie finden ſich deshalb mehr oder weniger in einem Gegenſatze zu dem ſemitiſchen Elemente und zur dogmatiſchen Theologie, den beiden Quellen eines bedeutenden Zweiges des Rechtes im chriſtlichen Europa.

Was die jüngern Realiſten der franzöſiſchen Schule betrifft, ſo hat der Verfaſſer bereits 1852*) ſeine Studien über dieſelben bis auf unſere Zeit gegeben, und hat zu denſelben jetzt nur Weniges hinzuzufügen. Zunächſt die Erwähnung des bedeutendſten Werkes der Forſchung auf dieſem Gebiete: der „Etudes sur la philosophie de l'histoire de l'humanité", von dem durch Gelehrſamkeit und edeln Freimuth berühmten Lehrer des Rechtes an der Univerſität von Gent, Herrn Braſſeur. Es iſt voll der lehrreichſten Forſchungen und beſonders merkwürdig durch das Hervorheben des religiöſen Elementes in der Entwickelung der Menſchheit. Sein muthiger Widerſtreit gegen die Angriffe des Biſchofs iſt bekannt.

Lamennais, der Philoſoph, hat ſein großes philoſophiſches Werk, das wir im „Hippolytus" näher betrachtet haben, unvollendet gelaſſen: wol abſichtlich, denn das Ende paßte

*) „Hippolytus und ſeine Zeit."

nicht zum Anfange, und das ſocialiſtiſch Gewerbliche hatte ein zu großes Uebergewicht gewonnen. Aber wir irren ſchwerlich, wenn wir in einem höchſt muſterhaft und urſprünglich gefaßten Satz in der Selbſtbiographie der Gräfin Dudevant (George Sand)*) einen dem Munde des merkwürdigen und ernſten Mannes entlockten Schwanengeſang erkennen, und ſein wahres, endgültiges Glaubensbekenntniß über Gott in der Geſchichte:

„Nach der Theorie des Fortſchrittes iſt Gott Einer, wie die Menſchheit Eine iſt. Es gibt nur Eine Religion, Eine Wahrheit, älter als der Menſch: ſie iſt gleich ewig mit Gott, und ihre verſchiedenen Offenbarungen im Menſchen und durch den Menſchen ſind die relative und fortſchreitende Wahrheit, nach den verſchiedenen Phaſen der Geſchichte. Nichts kann einfacher, großartiger, logiſcher ſein als dieſe Auffaſſung. Mit ihr, mit dem leitenden Faden in der einen Hand: die ewig fortſchreitende Menſchheit, und in der andern die Fackel: Gott ewig ſelbſtoffenbarend und von den Menſchen zu offenbaren, iſt es nicht mehr möglich ungewiß zu ſchwanken und ſich in der Geſchichte der Menſchen zu verirren, denn ſie iſt die Geſchichte Gottes ſelbſt, in ſeinen Beziehungen zu uns."

Das hinterlaſſene Werk über Dante gibt Anlaß zu ernſten Betrachtungen über das Verhältniß des Mittelalters und der politiſch-religiöſen Philoſophie Dantes zu den Grundbedingungen der Entwickelung der chriſtlichen Menſchheit. Seine eigentlichen Herzensergießungen über die höchſten Gegenſtände des Nachdenkens liegen, ſicherm Vernehmen nach, in ſeinem Briefwechſel, deſſen Erſcheinen angekündigt wird.

Die zweite realiſtiſche Schule iſt durchaus germaniſch, und vorzugsweiſe deutſch: und ſie hat ſich neben der großen

*) „Histoire de ma vie". Tom. IV, p. 195. (Edit. de Leipzig.)

ſpeculativen Schule der kritiſchen Idealiſten — Kant, Fichte, Schelling, Hegel — entwickelt und erhalten. Hier glänzt vor allem Herder, deſſen noch nicht übertroffene „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" nicht ohne Einfluß auf die romaniſchen Völker geblieben ſind. Ihm zur Seite ſteht Leſſing, durchaus ſelbſtändig und mit eigenthümlicher Miſchung Leibniziſcher Idealiſtik und forſchender Realiſtik: auch gehört hierher der Apoſtel des Gottesbewußtſeins in der Kunſt, der unſterbliche Winckelmann. Die deutſchen Romantiker, die beiden Schlegel und Görres an der Spitze, zeigen eine ähnliche Richtung, gefärbt durch Kirchlichkeit. In allen dieſen, eben wie in Wilhelm von Humboldts Betrachtungen über die Weltgeſchichte und die Sprache insbeſondere, iſt vorherrſchend das Weltgeſchichtliche, und das Bewußtſein einer göttlichen Ordnung in demſelben, als eines Kosmos. Endlich aber hat auch der große Heros des Kosmos der Natur, Alexander von Humboldt, in faſt allen Theilen ſeiner weltumfaſſenden Forſchungen welche die Menſchheit berühren, jenen Glauben an den geiſtigen Kosmos, und ein Bewußtſein der ewigen und erkennbaren Geſetze, die ihn bewegen, erhaben und beredt ausgeſprochen.

Die genannten Männer, und Alle, welche ein Recht haben als Propheten neben ihnen genannt zu werden, ſtimmen überein in dieſem Glauben und dieſem Bewußtſein.

Die idealiſtiſche Schule endlich hatte es ſchon in Kant auf eine Erfaſſung des Wirklichen im Gebiete des Geiſtes angelegt. Dies thut ſich bei Kant nicht blos kund in ſeinen ſehr früh geſchriebenen „Betrachtungen über eine Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit vom weltbürgerlichen Standpunkte" (1758), ſondern auch in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" (1793). Es ſcheint ſich aus

ſeinem neulich wieder entdeckten Nachlaß zu ergeben (nach den daraus mitgetheilten Auszügen), daß er nach vollendetem Kreislaufe ſeiner ſpeculativen, allerdings bei ſchon geſchwächter Geiſteskraft, auf eine Realphiloſophie des Geiſtes hinging.

Fichtes Hervorheben der ſittlichen Perſönlichkeit würde dieſe Philoſophie ihrem Ziele näher geführt haben, wenn er nicht mit der Geſchichte und ihren Thatſachen zu titaniſch verfahren wäre; aber es hat wol kein Schriftſteller Herrlicheres und Begeiſterndes über einige Grundideen derſelben geſchrieben als Fichte.

Es wäre anmaßend, das was die beiden eigentlichen Begründer der idealiſtiſchen Philoſophie der Geſchichte des Geiſtes, in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft, Schelling und Hegel, Eigenthümliches und Bleibendes gefunden haben, zu beſprechen, wenn man nicht eine genügende ausführliche Darſtellung davon geben kann. Indem wir alſo Das, was wir hierüber zu ſagen haben, der Einleitung zum „Organon Reale" zugewieſen, muß es uns hier genügen auszuſprechen, was jedem mit dem Gegenſtande und der neuern Philoſophie nicht ganz Unbekannten von unſerm Standpunkte als ſelbſteinleuchtend erſcheinen wird.

Dieſes nun dürfte ſich zuerſt in den Satz zuſammenfaſſen laſſen, daß jene Männer zwar die Vermittelung der Idee und der Geſchichte zum erſten male in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Tiefe als nothwendig und als Ziel der Wiſſenſchaft anerkannt haben, daß ſie jedoch, nach allgemeinem Urtheil, nicht dahin gelangt ſind, die Brücke über den Strom der Zeit von einem Ufer auf das andere zu ſchlagen.

Schelling ſetzte ſich vor, in der zweiten Entwickelung ſeines Syſtems, der negativen (logiſchen) Philoſophie des Geiſtes eine poſitive gegenüberzuſtellen. Das nun wird doch

wol im Allgemeinen keine andere sein können als die, welche die zeitliche Offenbarung des Ewigen in den Thatsachen der Weltgeschichte aufsucht. Dabei werden allerdings Mythologie und Offenbarung (welche beide Schelling in dieser Beziehung speculativ behandelt hat) eine bedeutende Stelle einnehmen: jedoch wird die übrige Entwickelung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen, die der Sprache vielmehr den ersten Platz fordern. Zweitens aber wird es doch wol einer Methode bedürfen zur Erforschung der Grenzen der Speculation auf diesem Gebiete: es ist zu untersuchen, ob wirklich das Absolute in die Entwickelung gezogen werde, oder der endliche Geist allein? Drittens endlich wird es nicht weniger einer Voruntersuchung bedürfen über die Sichtung des vorliegenden Stoffes behufs des Erkennens sowol des Prinzips des besonderheitlichen Seins als seines Werdens.

Unterdessen können wir unbedenklich sagen, daß die Wissenschaft auf dem Wege ist, durch Verbindung der philologischen, historischen und philosophischen Betrachtung die Gesetze des Seins und die der Entwickelung des Geistes in der Weltgeschichte zu suchen und zu finden. Eine solche Erkenntniß wird den Glauben der Völker an eine sittliche Weltordnung bestätigen, die Gegenständlichkeit der weltgeschichtlichen Entwickelung in dem Ewigen aufzeigen, und insbesondere die ewige Wahrheit des Christenthums, als der Weltreligion, anschaulich machen.

Das Ergebniß unsers langen Weges auszusprechen bleibt dem folgenden, letzten Buche überlassen. Wir beschließen das gegenwärtige mit einer Uebersichtstafel, erstlich der unpersönlichen Geschichte des Gottesbewußtseins, darauf (von Abraham an) der persönlichen.

Sinismus.

Das Weltall und die Familie.

Chamismus.	Turanismus.
Sonne und Erde: Menschen- und Thierseele.	Die Geister und ihre Offenbarung im Zustande der Erregung.

Propheten.

v. Chr.	Semitische.	Arische.	
3000	Abraham.	Zoroaster.	
1820	Moses.	Brahmanische Philosophen.	
1250	Die ältern Propheten.	Freie Stadtgemeinden der Achäer in Kleinasien.	
950 bis 400	Die jüngern Propheten.	Homer. Hesiod. Buddha.	Lyrik. Römischer Staat.
1050 bis 170	Heiliges Schriftthum der Betrachtung.		Drama. Philosophie. Germanische Landgemeinde.

CHRISTUS.

Die Apostel der verfolgten Gemeinde. — Die Märtyrer und Väter

Die romanische, in der Concilienkirche (Byzanz), in der päpstlichen Kirche (Mittelalter). — Die germanische Entwickelung

Politische Bewegung, Schriftthum. — Kirchliche Bewegung, Betrachtung.

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt.

Die Ergebnisse.

Einleitung.

Zusammenfassung der Ergebnisse des Vierten und Fünften Buches, und Uebersicht des Sechsten.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Büchern das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes aus dem Kreise der Semiten in das reichere Leben der Arier eintreten sehen: zuerst gänzlich von dem semitischen gesondert, dann sich mit demselben durchdringend. Wir haben vor unsern Augen die größten und folgenreichsten Verwandlungen jenes Bewußtseins vorüberziehen lassen. Das Gottesbewußtsein der Menschheit trat allmälig aus der theokratisch-prophetischen Stufe, der hebräischen, in ein politisch-dichterisches, das hellenische über. Dann aber stiegen durch die Vermittelung der Persönlichkeit Jesu von Nazareth und die Ursprünglichkeit des germanischen Geistes beide Standpunkte zu einem höhern empor. Der Gegensatz ward lebenskräftig aufgehoben, und zur Einheit

verklärt. Aus dieſer Vereinigung ſahen wir insbeſondere zwei großartige Bildungen emporſteigen, welche den gewonnenen höhern Standpunkt der Menſchheit beurkundeten. Das neue Gottesbewußtſein geſtaltetete zuerſt eine neue menſchheitliche Anbetung der Gottheit. Angeknüpft war dieſe an die jüdiſche, aber nicht als ihre Fortſetzung, ſondern als der Geiſt ihrer zerbrochenen Formen. Die Anknüpfung ward alſo vielmehr eine Befreiung, und gerade zur weltgeſchichtlichen Beſeitigung des efraiſchen Moſaismus. Die Anbetung ward zunächſt befreit, ſowol von der ſittlichen Unkraft des Aeußerlichen, Ritualiſtiſchen, als von den Schranken der abgeſchloſſenen Nationalität. Bei tieferer Betrachtung offenbarte ſich uns aber die Veränderung als ein Fortſchritt von noch weitergreifender, ewiger Bedeutung. Der Ewige des Alten Bundes ſtand bis dahin ſcheinbar dem Ewigen in der Menſchenbruſt, in der Geſchichte, in der Menſchheit gegenüber: jetzt wurde die Ebenbildlichkeit verwirklicht, von welcher der Alte Bund ausgeht: Gott war geſchaut und verehrt als das ewige, lebenskräftige Prinzip der Entwickelung in der Zeit. So entſtieg dem Geiſte eine durchaus neue Anbetung, und mit ihr zugleich eine innere Ordnung der Gemeinde in ihrem Verhältniſſe zur Welt.

Als nun dieſe Bildung wieder ihrerſeits durch die Entartung und Verſetzung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeindeamts in Prieſterthum, des Gelöbniſſes der Aufopferung des Selbſt in ſakramentaliſches Symbol, des Wunders ins Mirakel, ihre ſittliche Kraft und alſo ihre weltgeſchichtliche Stellung mehr und mehr verlor, wuchs aus denſelben Elementen, dem chriſtlichen und germaniſchen, ein doppelter Sproß neuen Lebens herſtellend und entwickelnd hervor: die religiöſe und die bürgerliche Freiheit. Dieſer Sproſſe ſetzte un-

mittelbar und organiſch an das Evangelium vom Heilande der Welt, und an die germaniſch-chriſtliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Bauſtoff und weltgeſchichtlichen Spiegel der Nacheiferung oder der Verwerfung gebrauchend. Auf dieſe Weiſe ward, nach beiden Richtungen hin, dem religiöſen und kirchlichen Leben und dem bürgerlichen und ſtaatlichen, von innen aus die Menſchheit erneuert. Nur aus dieſer Innerlichkeit iſt jene geſetzliche, kirchlich-ſtaatliche Freiheit gefloſſen, welche die Ahnung edler Geiſter wie in Geſichten geſchaut und verkündet, die Sehnſucht der Völker lange Jahrhunderte hindurch vergebens herbeigerufen und erfleht hatte, und an welcher die Menſchheit des Mittelalters im Begriffe ſtand zu verzweifeln, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den irdiſchen Dingen.

So hatte ſich denn von der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts an ein neuer Anfangspunkt gebildet, der zugleich Erfüllung des Strebens und Sehnens der vergangenen Jahrtauſende war, und ein neues Leben in nie geahnter Kraft entzündet und in immer zunehmendem Umfange über den Erdkreis verbreitet.

Die bürgerliche Freiheit, in den größern Städten, beſonders Italiens und Deutſchlands, und ihre beiden göttlichen Kinder in der individuellen Entwickelung, die bildende Kunſt und das Schriftthum der Sprachen des Volksbewußtſeins, waren allmälig an die Stelle der Lehnträger und der Prieſter getreten, und zwar beide mit entſchiedenem Gottesbewußtſein. Denn alle dieſe Schöpfungen waren von religiöſem Gebiete und religiöſen Formen ausgegangen. Durch die freien Städte und die daran geknüpfte Kunſtbildung und Geſittung allein konnte im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die germaniſche Menſchheit aufrecht erhalten werden, und das Chriſten-

thum ſich bewähren. Die Scholaſtik der Geiſtlichkeit kommt als Schriftthum eben ſo in zweiter Linie, wie bei der Kunſt. War das Chriſtenthum die wahre Religion; ſo mußte es freie, geſetzliche Bürger bilden, das heißt die einzige ſittliche Form der bürgerlichen Geſellſchaft; und es mußte zugleich dem frei ſchaffenden Geiſt des Künſtlers und Dichters neue Nahrung bieten. Beides geſchah bereits in jenen Anfängen: es ſtiegen Städtefreiheit, Kunſt, volksmäßiges Schriftthum in ſchönem Verein empor. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, das Verſtändniß der Vorzeit und ihrer Herrlichkeit im klaſſiſchen Alterthum insbeſondere, durch die Wiederbelebung der griechiſchen Philologie, und endlich das letzte und größte Kind dieſes Strebens, die Befreiung der chriſtlichen Gemeinde vom Joche menſchlicher Satzungen, und der Wiſſenſchaft von hohlen Vorausſetzungen, liehen jenem Aufſchwunge neue Flügel und machten ein wahres, geſundes, kräftiges Gottesbewußtſein möglich, und bald wirklich. Die Erſchließung und Verbreitung der Bibel und das Geltendmachen des perſönlichen Gewiſſens und der darauf gegründeten unveräußerlichen Pflicht der ſittlichen Selbſtverantwortlichkeit, hatten offenbar eine neue göttliche Kraft in die Menſchheit geworfen, welche alle Ströme vergoſſenen Blutes und alle Künſte geordneter Tyrannei nicht überwältigen konnten. So war denn bereits für die Fortbildung des chriſtlich-ariſchen Gottesbewußtſeins die weltgeſchichtliche Grundlage gegeben, als gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts ein großer Geiſt die höchſte Aufgabe der Zukunft, eine poſitive Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ſich klar machte und ſeinen Zeitgenoſſen verkündigte. Leibniz erkannte, daß dem Denker und Forſcher jetzt der heilige Beruf des Hohenprieſterthums in der Neuen Welt zugefallen war, und daß es darauf ankam, dieſen Beruf mitten in

der Ermattung und innern Roheit der Gegenwart geltend zu machen. Die Männer des Gottesbewußtſeins ſollten die Prieſter der Wiſſenſchaft des Gedankens und der Thatſachen der Entwickelung des Geiſtes, die Lehrer der Menſchheit werden, und der Glaube an die erkannte Wahrheit ſollte an die Stelle des Glaubens an die Geiſtlichkeit und ihre Ueberlieferung treten. So nur konnte der in der Verſtockung des Mittelalters und in ſeiner Gottloſigkeit und Verzweiflung tief erſchütterte, ja, vorzugsweiſe in den obern Schichten, zerrüttete Glaube der Menſchen an eine allgemeine ſittliche Weltordnung wieder belebt, die Menſchheit vor Schwärmerei wie vor Verzweiflung an Gott und Welt bewahrt werden. Die Predigt des Evangeliums ſollte Hand in Hand gehen mit der freien Forſchung des Geiſtes über ſich ſelbſt, als des neueſten Propheten der göttlichen Weltordnung. Philoſophie und Forſchung mußten die Wahrheit dieſes troſtvollen Gedankens lehren, predigen, verbreiten. Vereint ſollten ſie alle darauf hinwirken, daß die Wirklichkeit in Haus, Gemeinde und Staat eine chriſtliche werde, alſo eine geſetzlich freie.

Das war das letzte Stadium, in welches wir das Gottesbewußtſein eintreten ſahen. Das in den Herzen der Völker lebende und von vielen Propheten der romaniſch-germaniſchen Menſchheit verkündigte Bewußtſein von der Gegenwart des lebendigen Gottes in der Menſchheit ſollte nun eine Wiſſenſchaft, eine reale Erkenntniß der Wahrheit dieſes Gottesbewußtſeins werden.

Wir rufen uns hier noch einmal die Hauptthatſachen des chriſtlich-ariſchen Lebens zurück, welche dieſe Erſcheinung möglich und im ſteigenden Grade fruchtbar für die Zukunft des Menſchengeſchlechts machen mußten. Kunſt und Schriftthum

der chriſtlichen Arier waren der Löſung jener Aufgabe in ihren Wegen ſo nahe getreten als je in der Weltgeſchichte. Von Giotto bis Raphael und Michel Angelo in der Kunſt, von Dante bis Shakſpeare und Milton in Epos und Drama, von Luther bis Paul Gerhard und Scheffler im geiſtlichen Liede, von Johann Arndt bis Gottfried Arnold in Ergüſſen der Andacht des geiſtigen Gebets, hatte ſich am Ende des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ein glänzender Lichtſtrahl um die Menſchheit gezogen. Die kirchliche Reformation von Luther und Calvin, und die damit eng zuſammenhängende Wiſſenſchaft des klaſſiſchen Alterthums und Erziehung durch daſſelbe, hatte jenen Beſtrebungen die ihnen fehlende Volksmäßigkeit gegeben.

Endlich fehlte auch die Verwirklichung des neuen Gottesbewußtſeins im Leben nicht. Die Freiheit des Geiſtes hatte die Freiheit des öffentlichen Lebens theils geſtärkt und gereinigt, wie in der Schweiz, theils neu geſchaffen wie in Holland, und zuletzt in England. Hier ward durch die Tugend und Tapferkeit der mittlern Klaſſen und eines Theils des Adels, und zuletzt durch die Erhebung faſt des ganzen Volkes und die Kraft eines fürſtlichen Helden und Hortes der Freiheit, dem ariſchen Geiſte eine Grundlage weltgeſchichtlicher Entwickelung von unberechenbaren Folgen gegeben.

In allen dieſen Bewegungen war es die freie Gemeinde des Evangeliums, welche die freie, bürgerliche und ſtaatliche Gemeinde vorbildlich gründete, von ihrem Urſprung an. Mehr und mehr ward empfunden, daß das evangeliſche Gottesbewußtſein ſich dadurch bewähren müßte, daß es ſtrebte volklich und ſtaatlich zu werden. Gott wollte Menſch werden als chriſtliches Volk und chriſtlicher Staat. Für die Bildung eines weitern Gottesreiches auf der Erde,

als das Alterthum und die freien Städte des Mittelalters darboten, hatte nun der germaniſche Geiſt von Anfang an die Idee des freien Landes in ſich getragen und nach Kräften feſtgehalten und fortgebildet. Nicht die Stadt und eine herrſchende Stadtgemeinde ſollte und konnte die Grundlage der Freiheit ſein, welche jetzt von ihm angeſtrebt wurde. Er wollte ſich, in der Fülle des evangeliſchen Bewußtſeins von Gottes Gegenwart in der Welt, zur Darſtellung einer geſetzlich freien Landesgemeinde erheben, deren Grundlage ſtädtiſche Freiheiten und die alten Gauverfaſſungen waren, alſo im Allgemeinen Selbſtverwaltung der eigenen Angelegenheiten, als lebendige, thatkräftige Befähigung zur Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten und dem höchſten öffentlichen Leben durch Landesvertretung. Nicht mehr die Stadt mit ihrem Gebiete, das ganze Land wurde hierdurch Träger der Freiheit und des vollen Volksbewußtſeins, und zwar in immer größern Kreiſen. Deutſchland war das Vaterland der Reformation, aber nicht die Heimat des dadurch geweckten Lebens geworden. Die Schulſtreitigkeiten der Theologen, und die Verſchwörung der Päpſte mit den katholiſchen Dynaſtien hatten zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts einen mörderiſchen Krieg hervorgerufen, welcher nach dreißig Jahren ganz Deutſchland zerſtört, verwüſtet, die eine Hälfte aber, wie in den Niederlanden, wieder in doppelter Knechtſchaft gelaſſen hatte. Ein großer Fürſt, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, legte jedoch um die Mitte des Jahrhunderts dort den Grund der Freiheit durch eine redliche Dictatur: ein Geſchlecht, ehe Leibniz den deutſchen Geiſt auf die Höhe des denkenden Gottesbewußtſeins erhob, durch die von ihm begründete Philoſophie und Forſchung des Geiſtes, wie er in der Geſchichte ſich offenbart. Spinoza hatte in dieſes Gebiet

nicht eindringen können, und Baco von Verulam hatte die Philoſophie der Geſchichte noch weniger berührt als die gelehrte Forſchung, obwol er ſchon die vorbereitenden Bahnen gezeichnet, welche darauf führen mußten.

Das waren die europäiſchen Zuſtände, als gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Genius von Leibniz an jene große Aufgabe ging, die Selbſtändigkeit des perſönlichen Geiſtes und die Wirklichkeit der menſchlichen Entwickelung als einer göttlichen, philoſophiſch zu begründen und zwar durch Speculation und Forſchung zugleich. Dieſes Streben war europäiſch und chriſtlich, und ergriff die ganze europäiſche Menſchheit: insbeſondere jedoch die der evangeliſchen Völker; denn in den romaniſchen fand ſich die freie Wiſſenſchaft im Streite mit dem Beſtehenden. Es wuchs insbeſondere naturgemäß hervor aus dem innerſten Weſen des deutſchen Geiſtes: und ſo ſind bis jetzt die meiſten Führer auf dieſem Pfade deutſche Philoſophen und Gelehrte geweſen. Der gegebene Anſtoß greift tief in die deutſche Bildung ein durch den befruchtenden Einfluß der ſpeculativen Ideen: dieſe ſelbſt gewinnen eine volksthümliche Form, und die Werke der Schule werden ein ſehr bedeutender Theil des deutſchen Schriftthums. Wir ſehen aber bereits jetzt, wie auch der zuerſt ſich dabei als verneinend zeigende franzöſiſche Geiſt, und der zuwartende engliſche in dieſen Strom weltgeſchichtlicher Betrachtung hineingeriſſen werden. Ja Deutſchland wird einer neuen Anſtrengung bedürfen, um mit Dem, was ſich in England, ſowie in den romaniſchen Ländern, insbeſondere in Frankreich und Italien vorbereitet, Schritt zu halten in der allgemein angeſtrebten poſitiven oder Realphiloſophie des Geiſtes.

Dieſe Entwickelung des Gottesbewußtſeins als Wiſſenſchaft der Weltgeſchichte bildet nicht allein eine in ſich ſelbſt

zuſammenhängende und untrennbare Reihe; er beurkundet auch einen entſchiedenen Fortſchritt der realen Entwickelung des Göttlichen in der Welt ſelbſt. Er offenbart das Fortſchreiten des ins Werden geſetzten göttlichen Geiſtes. Es liegt augenſcheinlich im Weſen, im Urgedanken des im Endlichen ſich entwickelnden Göttlichen, daß es zum Bewußtſein ſeiner Wahrheit durch den Begriff ſeiner ſelbſt gelange. Das nun haben Sokrates, Plato und Ariſtoteles bereits nicht allein geglaubt, ſondern in Dem, worin ſie einig ſind, dem ſittlichen, geiſtigen Grundgedanken des Sokrates, für alle Zeiten bewieſen. Aber auch die gelungenſte rein dialektiſche Entwickelung iſt noch nicht das höchſte Ziel; einer unſerer großen Denker ſelbſt hat ſie negative Philoſophie genannt in Beziehung auf jene Offenbarung des Geiſtes: er hat ihren Gegenſatz, die poſitive Philoſophie des Geiſtes, gefordert, wenn auch nicht ſchon ſelbſt gegeben. Speculation und Forſchung ſind die beiden nothwendigen Vorſtufen zur weltgeſchichtlichen Darſtellung der Entwickelung ſelbſt, und zur Veranſchaulichung der Geſetze derſelben als der des göttlichen Kosmos des Geiſtes im Endlichen. Hiſtorie und Philoſophie müſſen für dieſe Darſtellung zuſammenwirken, nicht um ihre Selbſtändigkeit zu verlieren, ſondern um ihr Höchſtes in gemeinſamer Wirkung zu leiſten.

Von dieſem Standpunkte eröffnen ſich uns zwei Betrachtungsreihen. Die eine wird die vorliegende wiſſenſchaftliche Aufgabe des Aufbaus einer realen oder poſitiven Philoſophie der Weltgeſchichte zum Ziele haben: die andere die Ergebniſſe und Folgerungen, welche wir ſchon jetzt im Stande ſind aus den bisher vorgetragenen hiſtoriſchen Thatſachen der Entwickelung des Gottesbewußtſeins zu ziehen.

Was die erſte Betrachtung angeht, ſo haben wir darüber hier nur Folgendes zu ſagen. Es wird zur Begründung einer realen Philoſophie des Geiſtes, deren höchſter Punkt das Gottesbewußtſein wäre, zuerſt einer urkundlichen und möglichſt anſchaulichen Darſtellung der bisherigen philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes bedürfen, alſo aller Erſcheinungen, welche das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Geſchichte betreffen. Dieſes dürfte wol nicht ohne eine methodiſche Erörterung der ſchlagendſten Ausſprüche jener Männer bewerkſtelligt werden können. Dadurch allein wird ja der Leſer befähigt ſelbſt zu urtheilen: mehre der hierher gehörigen Schriften ſind aber zum Theil vergeſſen, zum Theil jetzt wenigſtens den Gebildeten nicht ſo bekannt und geläufig, als ſie es verdienen. Dazu kommen eingeſtreute Stellen über jene Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, welche nicht allein Muſter klaſſiſcher Darſtellung erhabener Ideen, ſondern auch von bleibendem philoſophiſchen Gehalte ſind. Sie erläutern oft die rein ſpeculativen Grundgedanken, ſowie ſie allerdings auch oft von ihnen erſt das rechte Verſtändniß erhalten.

Einer ſolchen möglichſt gedrängten, urkundlichen Darſtellung wird eine geſchichtliche und philoſophiſche Kritik zur Seite gehen müſſen, damit ſich herausſtelle, in welchem Maße durch jene Denker die große Aufgabe ſelbſt, das Verſtändniß des Gottesbewußtſeins in der Weltgeſchichte, gefördert oder gelöſt ſei.

Durch dieſe Behandlung wird dem Leſer, ſo ſcheint uns, die Richtigkeit dreier Behauptungen ſich bewähren, die wir mehrmals im Werke ſelbſt ausgeſprochen haben. Wir meinen zuerſt die Anſicht, daß die ſpeculative Begründung der Religionslehre und bis zu einem gewiſſen Grade die welt-

geſchichtliche Darſtellung, jener ſittlichen Weltordnung den gemeinſamen Mittelpunkt der ſpeculativen Syſteme bilde. Zweitens, daß die Methode, die Geſetze der Entwickelung der Menſchheit aufzufinden, und zwar vom Standpunkte des Gottesbewußtſeins aus, insbeſondere der theils bewußte, theils unbewußte Zielpunkt der großen kritiſchen Schule der Philoſophie des Geiſtes geweſen. Drittens, daß dieſes Streben der Leibnizſchen und Kantſchen Schulen eine organiſche Entwickelung darſtelle, auf welcher fortzubauen ſei, mit Hinzuziehung einer philoſophiſchen Behandlung des Geſchichtlichen. Alſo erſt durch Verbindung dieſer beiden Elemente kann von einer ſichern ſpeculativen Grundlegung der poſitiven Philoſophie der Geſchichte die Rede ſein. Durch jene organiſche Verbindung dürfen wir hoffen im Stande zu ſein, die Aufgabe der Gegenwart vollſtändig zu erkennen und ihre Löſung weiter anzubahnen.

Die zweite Reihe der Betrachtungen wird alſo ausſchließlich den Gegenſtand dieſes letzten Buches bilden. Wir haben dabei zweierlei ins Auge zu faſſen: einmal die unmittelbaren, allgemeinen Ergebniſſe der Thatſachen der vier vorhergehenden Bücher: dann die daraus zu ziehenden Folgerungen für die gegenwärtigen Zuſtände. Beide Betrachtungen, beſonders die letztere, werden uns auf die Grundannahmen und den Ausgangspunkt des Erſten Buches zurückführen, und hoffentlich das dort Ausgeſprochene oder Angedeutete genügend beſtätigen.

Die Ergebniſſe werden auf dem Gebiete der vorgeführten Entwickelung des Gottesbewußtſeins als einer Zeitreihe beginnen. Wir ſtellen die Frage: hat die zeitliche Entwickelung einen Zuſammenhang in ſich, und welchen? Wir werden dann weiter fragen: bildet die geſchichtliche Entwickelungsreihe eine innere Einheit? Zeigt ſie einen Fortſchritt?

Endlich, ſcheinen ſich, nach dem Grundſatze der Analogie und Induction, Geſetze der Entwickelung und des Unterganges einer gegebenen Nation oder Epoche zu offenbaren? Und was iſt das letzte Wort dieſer Ergebniſſe für die Entwickelung der Menſchheit?

Hierbei werden wir, wie es ſcheint, zu fünf großen Sätzen geführt, welche an der Spitze der fünf Hauptſtücke dieſes Abſchnittes ausgeſprochen ſind.

Sind dieſe Ergebniſſe weſentlich wahr, nach dem Zeugniſſe der Menſchheit ſelbſt, wie wir daſſelbe urkundlich vorgelegt; ſo müſſen daraus nicht minder bedeutende Folgerungen fließen für die Gegenwart und die geſammte Zukunft. Erſt an dieſer Stelle angelangt, werden wir im Stande ſein auf die Beantwortung der im Erſten Buche von uns aufgeſtellten Fragen einzugehen. Da wir nun von der weſentlichen Wahrheit unſerer bisherigen urkundlichen Betrachtung eben ſo überzeugt ſind als von unſerm Daſein; ſo dürfen wir allerdings uns der Pflicht nicht entziehen, auch den Zuſtänden der Gegenwart ins Auge zu ſchauen, inſofern ſie mit jener Betrachtung unmittelbar zuſammenhängen. Da jedoch unſer Werk eben ſo wenig eine praktiſche Zweckſchrift ſein ſoll als eine theoretiſche Speculation; ſo werden wir in dieſem zweiten Abſchnitte uns innerhalb der engſten Schranken allgemeiner hiſtoriſch-philoſophiſcher Betrachtung halten.

Erſtes Hauptſtück.

Das weltgeſchichtliche Ergebniß.

Die Entwickelung des Gottesbewußtſeins in der Zeit geht nach Menſchenſtämmen und Perſönlichkeiten, und ruht, vermittelſt der Sprache, auf einem geſchichtlichen Zuſammenhange.

Wir haben eine faſt fünftauſendjährige Entwickelung des Bewußtſeins der Menſchheit von der Gegenwart des Göttlichen in der Welt uns vorgeführt. Allerdings ſind manche Sprachen und Völker, Heroen und ihre Thaten untergegangen im Strome der Weltgeſchichte, aber das Weltbildende iſt eben was als das Edelſte ſich erhalten hat. Es fragt ſich nun, ob in dieſer Reihe ſich ein erkenntlicher Zuſammenhang kund gebe, und welcher? ob eine Einheit des Fortſchreitens ſich zeige? und ob und inwiefern dieſe Einheit mit der durch die Sprache beurkundeten Stammentwickelung der Menſchheit zuſammenfalle? Alle Geſchichte des Gottesbewußtſeins ruht auf der Sprache, nicht allein als geſchichtlicher Urkunde, ſondern auch als der Urthat des Geiſtes.

Die Stammentwickelung ſtellt ſich durch die vergleichende Sprachwiſſenſchaft, wie in den von uns engliſch herausgegebenen „Umriſſen der Philoſophie der Sprache und Religion" nachgewieſen iſt, in folgendem Schema dar:

Der Sinismus,
die reine Subſtanzſprache.

Der Chamismus,	**Der Turanismus,**
die Anfänge der organiſchen Formſprache: erhalten durch die ägyptiſche Abzweigung aus Weſtaſien.	die Agglutinations- oder Partikelſprache: in vielen fortſchreitenden Stufen.
Der Semitismus,	**Der Arismus,**
das Fortſchreiten der Formſprache zur dreibuchſtabigen (zweiſilbigen) Wurzelbildung und zur Abwandelung des Prädikatbegriffs.	die vollkommene Formſprache.

Aus der im öſtlichſten Südaſien (dem nördlichen Theile des chineſiſchen Reiches) gebildeten und feſtgewordenen Urſprache ſchreitet die Menſchenſprache in Mittelaſien durch zwei Reihen vorwärts. Die eine öſtliche, iſt um den Altai und die Quellenländer des Orus uud Jarartes geſchart, und dringt von da ſüdlich nnd weſtlich vor. Die andere, weſtliche, zieht von den Quellenländern des Euphrat und Tigris aus ſüdlich bis nach Arabien, und durch Paläſtina nach Aegypten.

Man kann alſo ſagen, daß die Arier durch eine neue Ausprägung ſich aus den fortgeſchrittenen Turaniern gebildet, die Semiten aber aus einer Fortbildung des aſiatiſchen Chamismus hervorgegangen ſind. Endlich aber iſt es thatſächlich nachweisbar und erwieſen, daß die älteſten turaniſchen Bildungen in Tibet chineſiſche Wörter als Stoff verbrauchen und ausprägen, und daß die ariſchen Wurzeln, welche ſich im Semitiſchen finden, aus demſelben Urſtamme hervorgegangen ſind.

Betrachten wir nun die uns vorliegende Entwickelungsreihe des Gottesbewußtſeins in Religion, im gemeinſamen Leben, in Kunſt und Wiſſenſchaft; ſo ſtellt ſich folgender Parallelismus dar.

I. Das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in den Dingen offenbart ſich zuerſt als die Anſchauung des Göttlichen im Sternenhimmel über der Erde und im Familienkreiſe auf der Erde. Die erſte Anſchauung ſetzt das Bewußtſein eines großen geordneten Ganzen in der Schöpfung voraus, des phyſiſchen Kosmos (Himmels). Dieſe Anſchauung erſcheint nicht allein als die Grundlage des Gottesbewußtſeins in den älteſten Urkunden dieſes ſeit der Urzeit gebildeten und bildenden Volkes der Erde, der Chineſen: ſie iſt auch tief beurkundet in der Sprache. Dieſe iſt an ſich die älteſte denkbare Form der begrifflichen Bezeichnung der Dinge, weil ſie einen durchaus ſubſtantiellen Charakter trägt: ſie ſetzt keine andere Sprachbildung voraus, und wird ſelbſt von allen andern Sprachbildungen vorausgeſetzt. Beide Anſchauungen, die religiöſe und die ſprachliche, ſind an die rein formale Auffaſſung jenes Ganzen gefeſſelt, weil der Geiſt noch zu ſehr von der äußern Welt überwältigt iſt. Der Geiſt iſt wirkſam, aber kommt ſelbſt nicht zum Bewußtſein. Er iſt wie das Kind, welches in der dritten Perſon von ſich ſpricht. Wie das einzelne Silbenwort ihm Alles iſt, Nennwort und Zeitwort, und in beiden ein verſtändliches Eigenſchaftswort, ſo iſt ihm der Himmel (tien) Ordnung und Gedanke, Begriff und Wille zugleich.

Es kann zuerſt ſeltſam erſcheinen, daß dieſer Anſchauung ganz unvermittelt im Gottesdienſte die Verehrung der Seelen der verſtorbenen Vorfahren zur Seite ſteht. Und doch iſt dieſes ganz analog, und im Charakter der erſten Stufe. Der eine Pol des Bewußtſeins iſt der Kosmos in ſeiner Ungetheiltheit, alſo die erſte Stufe des natürlichen Gottesbewußtſeins. Der andere Pol iſt das Urverhältniß der Menſchheit, die Verbindung der ſich folgenden Menſchengeſchlechter durch den Glauben an eine über das Einzelleben erhabene Verbin-

dung der Seelen, und an die Bedeutung des Erdenlebens. In allen höhern Sphären des gemeinſamen Lebens wird die Gegenwart Gottes in der Geſchichte thatſächlich angenommen, aber dieſe Geſchichte iſt nur ein Nacheinander, eine Folge, ohne urſachlichen Zuſammenhang. Der Himmel und die Familie: dazwiſchen kein Bewußtſein des Göttlichen.

Hier iſt alſo die Zeitordnung und die innere Stellung dieſelbe: Sprachſtufe und religiöſe Stufe ſind parallel.

II. Die nächſte Stufe der Entwickelung des Gottesbewußtſeins ſtellt der Turanismus dar, deſſen älteſte Form einige tibetaniſche Sprachen beurkunden. Wie der Chamismus das Mittelalter des Weſtens, ſo iſt der Turanismus das Mittelalter des Oſtens. Nur ſind hier jene erſten Anfänge der Formſprache noch erhalten, welche in Weſtaſien untergingen. Der Turanismus erhebt ſich aber bald über dieſe Stufe des Hervorarbeitens des Geiſtes aus der Starrheit der Satzſprache zu Bildungen, welche dem Chamismus vollkommen ebenbürtig ſind. Doch fehlt auch in den höchſten Sproſſen des turaniſchen Sprachtriebes die individualiſirende Ausprägung der beiden höhern, ſemitiſchen und ariſchen, Bildungen der Formſprache. Es fehlt der Stempel der Perſönlichkeit. Und es iſt gerade der Mangel des beſonnenen Geiſtes, welcher das Eigenthümliche des turaniſchen Bewußtſeins von der göttlichen Gegenwart bildet. Der Geiſt iſt auf der Gottesbahn des Bewußtſeins bereits vorgeſchritten; er fühlt ſich bisweilen dem erſcheinenden Weltganzen als ein frei Wollender, als ein Beherrſchender, gegenüber: aber das iſt nicht ſein normaler Zuſtand, ſondern die Eigenthümlichkeit einer äußerſten Erregung, eines Außerſichſeins. Das Gottesbewußtſein erſcheint ihm alſo nur als höchſte Naturerregung des Geiſtes, es iſt wie der ekſtatiſche Zuſtand der Hellſehenden: der Menſch iſt alſo

in einem leidenden und leidenſchaftlichen, orgiaſtiſchen Zuſtande. So kann denn die Gottesverehrung auch nur ein Streben nach der Ekſtaſe ſein. Das Gegenſtändliche dieſes Bewußtſeins verſchwindet. Wir kennen jetzt dieſen Zuſtand aus Caſtren, beſonders aber aus den Actenſtücken des Nationalwerkes der Vereinigten Staaten über die Ureinwohner Amerikas.

Sinkt eine ſolche rein ſubjective Erregung zu ihrem tiefſten Punkte, ſo können wir uns die Entſtehung des Fetiſchismus denken, wie das Heften des Bewußtſeins an einen Baum iſt, als den gewählten Sitz der Gottheit: in ähnlicher Weiſe bildet ſich im Chamismus der Schlangendienſt und die Verehrung lebendiger Thiere, welche wir in ſo vielen Theilen Afrikas neben jenem Fetiſchismus finden. Beide unterſcheiden ſich von dem Bethyliendienſte der älteſten Semiten dadurch, daß hier ein Sinnbild des im Sternenhimmel dargeſtellten Kosmos, des Uranos oder des Bel, verehrt wird.

Die Formel des Turanismus, von ſeinem Mittelpunkte aus gefaßt, wo er mit dem Chamismus parallel läuft, wird alſo etwa dieſe ſein. Er iſt ein Hervorſtreben des Geiſtigen und Pſychiſchen, aber in einer leidenſchaftlichen Form: ein Suchen der Gegenwart des göttlichen Geiſtes auf dem Wege der Bewußtloſigkeit, und ſeiner Wirkungen unter der Form der Zauberei. Ein ſolches Gottesbewußtſein kann weder Kunſt und Wiſſenſchaft noch Staat bilden in feſter geregelter Ordnung: denn es iſt alles nur Erregung des Augenblicks. Der Abſchluß fehlt hier noch mehr als auf der Seite des Chamismus. Statt der Starrheit des Mumienweſens iſt dagegen die Roheit und Barbarei zu fürchten: das göttliche Maß fehlt. Die Schauer des Volkes werden keine Propheten: die großen Führer keine Herren: aber zu beiden iſt ein Anſatz da.

III. Die parallele westliche Stufe des Gottesbewußtseins ist die chamitische, also dem Ursprunge nach die westasiatische, geschichtlich die ägyptische. Die Erscheinung im Nilthale bedingt aber eine untergegangene erste Entwickelung des Chamitischen in Asien. Auch hier ist der sicherste Spiegel die Sprache. Sie setzt, ihrer Stufe nach, die Ueberwindung der starren Substanz voraus: der Geist hat sich aus Satzwörtern vollständige Redetheile gebildet, ohne in dem starren Ansetzen bloßer Partikeln befangen zu bleiben. Er hat sich einen Ausdruck gesucht und gefunden für die Verhältnisse der Dinge unter einander im Satze, und für sein eigenes Verhältniß als das Setzende zu dem Gesetzten. Diese Stufe kann also schon sprachlich noch weniger für eine ursprüngliche gelten als der älteste Turanismus, selbst in jener frühesten untergegangenen asiatischen Form. Diese aber muß in Asien entsprossen sein, und zwar im westlichen Asien: denn die zwei Thatsachen stehen unbestritten da, einmal daß die Fürwörter und andere urälteste grammatische Formen im Aegyptischen identisch sind mit semitischen; und dann, daß die meisten uns bekannten ägyptischen Wurzeln sich als semitische, und zwar als deren einfachste Form nachweisen lassen.

Dieselbe Stellung nun werden wir, nach dem oben Vorgetragenen, ihrer innern Beschaffenheit wegen, dem ägyptischen Gottesbewußtsein anweisen müssen. Es ist nicht mehr der Kosmos, noch sind es blos die Seelen der Vorfahren, welche dieses Bewußtsein der Gegenwart Gottes beherrschen: es ist schon eine organische Theilung eingetreten in der Anschauung des Weltalls, wobei die Sonne und ihr Wandeln durch das Jahr den Mittelpunkt bilden. Endlich ist der Geist sich seines unmittelbaren Verhältnisses zu Demjenigen bewußt, was die Welt zu einem geordneten Ganzen macht, und das Geschick

der Seele im Weltall iſt der geiſtige Mittelpunkt dieſes Bewußtſeins. So wird denn auch aus der Familie die Landſchaft und der Staat, mit entſchiedenem Gottesbewußtſein der perſönlichen Freiheit, trotz des Kaſtenzwangs. Endlich zeigt ſich eine klaſſiſche Architektur und eine edle bildende Kunſt, welche die Thiergeſtalt lebendig und den menſchlichen Wunderbau kunſtgerecht darſtellt. Alſo auch in dieſen beiden Entwickelungen gehen Sprachſtufe und religiöſes Bewußtſein parallel.

IV. Eine eigenthümliche Beſonnenheit des Geiſtes zeigt ſich in allen Zweigen der nächſten Bildung, des Semitiſchen, den Triumph feiert ſie aber in dem abrahamiſch-moſaiſchen Gottesbewußtſein eines unter Kanaanitern anſäſſigen chaldäiſchen Stammes. Wie die Sprache, ſo offenbart das Gottesbewußtſein hier allenthalben eine erſtaunenswerthe Beſonnenheit. Durch das Uebergewicht des weltlichen Elements wird jedoch anderwärts das Streben nach Gewinn und Erwerb übermäßig hervorgehoben, und das Gottesbewußtſein fällt ins Orgiaſtiſche, das innerliche Opfergefühl artet aus in Molochsdienſt. In jenem geſegneten Stamme aber erhebt ſich das Gottesbewußtſein zum Erkennen des Ewigen als des von allem Gewordenen und Werdenden Unterſchiedenen. Der Glaube an dieſes Ewige ſchließt jedoch ſo wenig den Glauben an deſſen Gegenwart unter den Menſchen aus, daß er vielmehr als der ſich im Gemüthe offenbarende Walter ihres Geſchickes angeſehen wird. Doch iſt dabei der Gegenſatz des Unendlichen und Endlichen, auch dem Geiſte des Menſchen gegenüber ſo ſtreng feſtgehalten, daß ſpäter die Weſenseinheit des Ewigen und des endlichen Geiſtigen zurückgedrängt wird. Das nothwendige Gegenſtück zur Entgegenſetzung, die Anerkennung der Einheit fehlt, und dieſer Mangel wird von

Esras Zeit an schmerzlich fühlbar. Da die göttliche Persönlichkeit ihre Darstellung nicht findet im Ideale der Menschheit, so verbindet sich der Begriff der Ausschließlichkeit mit der Idee des Ewigen, und es entsteht eine Entfremdung Gottes von dem Menschen, als Theiles der Welt, und dadurch eine Starrheit der Formen, welche doch an sich nichts sind. Zu welchem Fatalismus jene Scheidung im semitischen Geiste führen kann, zeigt die Religion Muhammeds.

Jenem höchsten semitischen Gottesbewußtsein entspricht nur zum Theil der Sprachsemitismus. Durch die Dreibuchstabigkeit in der Wurzelbildung tritt allerdings die volle Ueberwindung des Monosyllabismus ein, durch die Formwörter wird der Agglutination vorgebeugt. Zeitwort und Nennwort treten als Kern der Sprache hervor, und unterordnen sich die Verhältnißwörter. Aber gegenüber dem arischen Sprossen erscheint die Sprache beschränkt in Wort- und Satzbildung. Auch zeigt der Geist im Satze seine setzende Thätigkeit noch nicht durch das substantivische abstracte Zeitwort des Seins als Copula, sondern deutet sie nur an vermittelst des Fürwortes der dritten Person. Also hier ist ein wahres Wunder: ein Wunder der göttlichen Kraft des sittlichen Geistes im religiösen Gottesbewußtsein.

V. Das Gottesbewußtsein des Arismus haben wir soeben in der Einleitung zu diesem Buche zusammenfassend dargestellt, und die Herrlichkeit seiner Sprachbildung ist als Vorbildung der Herrlichkeit der Kunst und Wissenschaft in allen Stufen der arischen Entwickelung nachgewiesen. Der asiatische Arier machte sich noch nicht hinlänglich los von dem Turanismus, mit welchem er fast dauernd zu kämpfen hatte, innerlich wie äußerlich: er gelangte höchstens, hier und da, zur freien Genossenschaft. Erst in dem kleinasiatischen und

dem europäiſchen Hellenen ward das Bewußtſein Gottes in der freien bürgerlichen Gemeinde mächtig, und trieb den freien Staat hervor. Die höchſte Stufe des Bewußtſeins der Gegenwart der Gottheit in der Seele ſelbſt ward aber vom Arier erſt beſtiegen, als er in das durch Jeſus verklärte und vervollſtändigte Judenthum eingeführt worden war: wieder zwei Wunder des Geiſtes, die innere Kraft der Perſönlichkeit und die Wirkung ihres Geiſtes auf die Menſchheit.

Dieſes ungefähr ſind die kürzeſten Formeln der geſchichtlichen Entwickelung vom Standpunkte des Gottesbewußtſeins aus. Ehe wir in die Betrachtungen eingehen, zu welchen uns das Einzelne auffordert, wollen wir zuvörderſt die gewonnene große Thatſache feſthalten:

> daß das Gottesbewußtſein, als Bewußtſein der Gegenwart des Göttlichen in der Welt und unter den Menſchen ſich auf allen Stufen der Menſchengeſchichte findet, und zwar als urkräftig wirkſam in der Religion, in dem geſelligen Leben, in der Geſittung.

Sollte dieſe Thatſache nicht auf die Urſprünglichkeit dieſes Bewußtſeins hinweiſen? Wir finden aber zweitens:

> daß Sprache und Religion die urſprünglichen Werke und Thaten des menſchlichen Geiſtes ſind, und daß die Religion ſich nur durch ein Wunder des Geiſtes über die Sprachſtufe erhoben hat.

Dieſe Thatſache iſt nachweisbar in den meiſten Religionsſyſtemen, am urkundlichſten aber zu verfolgen in der Bildung einer jeden gegebenen Sprache. Alles führt uns dahin anzunehmen, daß der Menſch ſich durch die innerliche Organiſation ſeiner Natur gedrungen fühlt Religion zu bilden, wie er Sprache bildet, nämlich als Darſtellung und Verwirklichung eines ihm einwohnenden

Geiſteslebens durch einen urſprünglichen Bildungs- und Kunſttrieb, welcher der Wahrnehmung der Außenwelt vermittelſt der Vernunft zur Seite ſteht. Damit wird alſo ſchon durch die bloße Thatſächlichkeit der Geſchichte ausgeſchloſſen jede Art von abſichtlicher Religionsbildung, zu irgend einem Zwecke, ſei es der Herrſchaft, oder des Truges, oder der bürgerlichen Ordnung. Alles Organiſche iſt ſelbſtwirkend aus innerer Weſenskraft, und es iſt mit ihm eine innere Nothwendigkeit der Verwirklichung geſetzt, welche es gilt in beſonnene Freiheit zu verklären. Sprache und Religion ſind unentbehrlich für die bürgerliche Ordnung, und können zu allen guten wie böſen Zwecken gebraucht werden, aber ſie ſind nicht aus einer Berechnung für ſolche Zwecke hervorgegangen.

Groß und bedeutſam wie dieſe Thatſachen von der Urſprünglichkeit und dem zeitlichen Zuſammenhange jener Bildungen des Gottesbewußtſeins ſind, ſo ſtehen wir doch noch erſt an der äußerſten Schwelle. Treten wir dem Heiligthume näher! Iſt das Gottesbewußtſein urſprünglich, ſo fragt es ſich, inwiefern die ſpätern Bildungen mit den frühern in Verbindung ſtehen? Gab es vielleicht eine urſprüngliche Ueberlieferung, in einem wunderbar begabten Urvolke, von welchem aus ſich die Erleuchtung als Sprache und Religion unter andern Völkern verbreitete? Oder kommt die Erleuchtung durch Magie, mechaniſch? Alsdann wäre Religion wie Sprache (was ſogar Philoſophen behauptet haben) nur die „Ueberlieferung höherer Weſen", oder „das Erbtheil eines bevorzugten Geſchlechtes": oder ſie iſt einfach eine Eintrichterung. Wird nicht dieſer Gedanke, in einer beſondern Form ausgebildet, als Lehre der Bibel vorgetragen? Betrachten wir auch hierfür die Ergebniſſe der von uns ermittelten und vorgelegten Thatſachen.

Zweites Hauptstück.

Das realphilosophische Ergebniß.

Das Gottesbewußtsein ist der wirksame Grund aller Gesittung: es zeigt sich dabei nicht ein geschichtlicher Einfluß früherer Stufen und älterer Stämme, sondern die Einheit der in der Menschheit wirkenden göttlichen fortschreitenden Kraft, und der Einfluß hoher geistiger Persönlichkeiten.

Wir haben hier nur vor allem den Wahn zu beseitigen, als gäbe es eine geheime oder verlorene Ueberlieferung religiöser Ideen von einem der Völker jener weltbildenden Reiche. Unsere ganze Forschung hat uns auf jeder Stufe das Gegentheil bewiesen. So wenig als Zoroaster von Abraham, oder dieser von jenem begeistert ward, so wenig kann eine solche Ueberlieferung für die Vorhalle des bewußten Geistes, die Zeit jenseit 3000 v. Chr. angenommen werden. Die Wurzeln Abrahams liegen in Chaldäa, die Wurzeln Zoroasters im mittlern oder nördlichen Hochasien. Wir haben beide aufgedeckt vor uns, jene in den babylonisch-phönizischen Kosmogonieen, diese in den ältesten Vedenliedern und in den Gâthâs des Zoroaster. Jenseit dieser Bildungen müssen wir allerdings, wie die unfehlbare Urkunde der Sprache beweist, eine durch Jahrtau-

ſende getrennte Gemeinſamkeit der weſt- und oſtaſiatiſchen Wurzeln annehmen: aber nur durch die Sprache. Selbſt die älteſten religiöſen Urkunden der Urwelt zeigen uns ſchon das Beſonderheitliche in den beiden Stämmen. Allerdings finden ſich in den bibliſchen Ueberlieferungen aus der vorabrahamiſchen oder Patriarchen-Zeit viel reinere Vorſtellungen als im geſchichtlichen heidniſchen Semitismus: aber doch läßt ſich das ur-iraniſche Bewußtſein daraus nicht erklären. Die in der Sprache niedergelegte Gedankenbildung geht allen andern Ausprägungen des gemeinſamen Geiſtes voraus, auch den mythologiſchen. Der Zuſammenhang liegt viel höher in der Zeit, aber es iſt ein rein menſchlicher, und ſetzt nur gleichen urſprünglichen Bildungstrieb und gemeinſchaftliche Sprachbildung voraus.

Noch weniger iſt eine hiſtoriſche Lebensgemeinſchaft im moſaiſchen Stadium denkbar. Die Träume über den Einfluß ägyptiſcher Religionsvorſtellungen auf Moſes ſind eben ſo eitel, wie die von einem Einfluſſe des Moſaismus auf die ariſchen Völker. Moſes natürliche und volksmäßige Wurzel ſteckt im kanaanäiſchen Gottesbewußtſein, wie die Abrahams im altchaldäiſchen. Das was dem Abrahamismus und dem Moſaismus ihre Stellung gibt in der Entwickelungsreihe des religiöſen Bewußtſeins, iſt eben der jener Wurzel eingeimpfte göttliche Geiſt von Abraham und Moſes.

Die Lebensgemeinſchaft der Arier Aſiens mit denen von Kleinaſien iſt allerdings von der Sprachbildung auf die unmittelbar damit entſtehenden Anfänge des Mythologiſchen auszudehnen, aber auch nicht weiter. Die Lebensgemeinſchaft wird aber von nun an immer größer, durch die Hellenen. Und weshalb? weil die Hellenen die ſymboliſchen Formen zerſchlugen und durch Ideen und Forſchungen erſetzten. Nur

Ideen zünden und zeugen selbständiges Leben: die Hieroglyphe, das Symbol pflanzen nur Bräuche fort. Nur die Idee verbindet die Geister; Symbole trennen noch mehr, als sie ursprünglich verbinden. So berühren sich Hellenen und Italioten, Griechen und Römer, unendlich inniger als Baktrer und Inder: Meder nnd Perser stehen in dem Verhältnisse von Landschaften Eines Reiches und Einer Sprache. Endlich das Verhältniß der christlichen Arier unter einander, also der Romanen und Germanen, ist in einem noch gesteigerten Grade innig in Religion, in Kunst und Wissenschaft: und die Reformation und das von ihr stammende Schriftthum haben die Verbindungen der Geistlichkeit, Künstler und Schulmänner zu Verbindungen unter den Bevölkerungen erweitert, sofern die Priesterschaft es nicht verhinderte.

Der unverkennbare Fortschritt ist also nicht aus einer empfangenen Ueberlieferung älterer Geschlechter oder eingebildeter höherer Wesen zu erklären, sondern aus Gottes Geist im Menschen.

Die weltgeschichtlichen Ergebnisse lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen.

Erster Satz.

Die Entwickelung bietet im Großen und Ganzen einen gegenständlichen Fortschritt dar.

Wir haben in der Darstellung selbst bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die eigentliche weltbildende Kraft des bewußten Geistes sich als die Geschichte des Gottesbewußtseins zweier in ihren Wurzeln blutverwandten großen Stämme, der Semiten und der Arier darstellt. Diese Thatsache haben wir auch noch in der Einleitung übersichtlich zur Anschauung gebracht. Alles Frühere ist Naturreligion, die Vorhalle des

Geiſtes. Auch in dieſer Vorhalle des Tempels hatten wir einen nicht zu verkennenden Fortſchritt von dem formellen Bewußtſein des Ganzen und von den Künſten welche auf dem geheimen Zauber der Verhältniſſe beruhen, zu der Individualiſirung der Himmelskörper und Elemente und zu den bildenden Künſten. Aegypten erſcheint folglich als das Mittelalter der Urwelt auch hinſichtlich des Gottesbewußtſeins. Die ägyptiſche Religion iſt nur zu erklären als eine Mumie des im Morgenlande erwachten Bewußtſeins des Geiſtes, als Hieroglyphe des aufſtrebenden Gedankens. Aber das bewußte religiöſe Leben iſt in den Völkern, welche, wenngleich auf verſchiedene Weiſe, den Geiſt zum Träger des Gottesbewußtſeins machen: die Abrahamiten ſind die Prieſter, die Baktrer die Heroen des neuen Tempeldienſtes. Jene ſondern Gott, als den Ewigen, von der vergänglichen Natur: dieſe erkennen und treiben ſein Werk in der Menſchheit, und offenbaren die Ebenbildlichkeit durch göttliche Bildungen als in einer zweiten Schöpfung.

Dieſe höhere Stellung der Arier beeinträchtigt keineswegs die einzige Erhabenheit des Glaubens an den Ewigen über den baktriſchen Geiſterdienſt und den helleniſchen Polytheismus. Wir dürfen den Glauben Abrahams an den Ewigen nicht übertragen weder auf den noch von der natürlichen Wurzel des Semitismus feſtgehaltenen Abrahamismus, noch auf den durch geſetzliche Beſchränkungen an einen Brauch-Symbolismus geketteten Moſaismus, am allerwenigſten auf den Eſraismus des zweiten Tempels. In allen jenen Erſcheinungen iſt der Glaube an den Ewigen ein Heiſcheſatz, dem ſeine Verwirklichung fehlt. Der älteſte Moſaismus ſetzt ſich ausdrücklich als neue Offenbarung der abrahamiſchen Erkenntniß Gottes des Allmächtigen entgegen, aber in der

Verehrung ist der Ewige verhüllt, und seine Darstellung ist nicht der Mensch allein, sondern er ist als Cherub zusammengestellt mit den Typen der höchsten Bildungen der Thierwelt, und die Opfer sind durchweg äußerlich. Nun aber verlangt der Ewige, wie alle Propheten sagen, kein anderes Opfer als das einzig ihm gebührende, das Opfer des Eigenwillens, und kein Gelöbniß als das der dankbaren Ergebung. Der endliche Geist, in die freie Wahl gestellt auf die Spitze zweier Welten, kann nur Geistiges darbringen dem Ewigen, und seine Opfer beruhen darauf, daß Gott sich selbst in die Endlichkeit gegeben hat, scheinbar und vorbildlich in die Natur, wesentlich und wirklich in die Menschheit. Der Mensch ist uranfängliches Ziel der Schöpfung. Der Mosaismus leugnet praktisch diese Menschwerdung Gottes: denn er verehrt den Ewigen als wäre er ein Naturgott.

Der Hellenismus strebt dagegen unverkennbar nach einer Verwirklichung Gottes unter den Menschen. Allerdings wird er dabei durch den ihm anklebenden, überkommenen Naturpolytheismus verwirrt und gestört, aber seine wahre Verehrung ist da zu suchen, wo der Mittelpunkt des ihm eigenthümlichen Gottesbewußtseins liegt: in der freien Gemeinde, in Kunst, in Wissenschaft. Wenn das Judenthum der Mutterschooß des Christenthums heißen muß, so zeigt sich das Heidenthum als seine Säugamme. Das grünende Reis erwuchs auf arischem Boden: der eingeimpfte Oelbaum war der fruchtbare.

Wenn es nun so feststeht, daß das Gottesbewußtsein der letzten fünf Jahrtausende eine zusammenhängende und zwar eine, in Stämmen und durch Persönlichkeiten fortschreitende Kirche bildet, so wird es wichtig sein, diese beiden Entwickelungsformen näher zu betrachten.

Zweiter Satz.

Der Fortſchritt wird geſucht werden müſſen in dem Fortſchreiten vom unbewußten Geiſte zum bewußten, von der organiſchen Nothwendigkeit zur ſittlichen Freiheit, vermittelſt der Perſönlichkeit.

Die älteſten und urſprünglichſten Offenbarungen und Denkmäler des Geiſtes ſetzen bereits den Geiſt voraus, denn ſie ſind ſein eigenes Werk. Aber dieſelben Thatſachen beweiſen auch, daß das Bewußtſein dieſer innern Kraft der zweiten Schöpfung, welche wir Geſchichte nennen, erſt allmälig ſo lebendig in ihm wird, daß es ſeinen Ausdruck fordert. Dieſen Ausdruck nun ſehen wir ſich ſteigern, nicht allein in den Sprachen, auf die oben angedeutete Weiſe, ſondern eben ſo in den Religionen. Aus der Naturreligion, der Verehrung der Naturkräfte wird ſo die ethiſche Religion, und es tritt endlich das Gottesgefühl des Selbſtbewußtſeins der ſittlichen Perſönlichkeit hervor. Dieſes aber führt zum Bewußtſein, daß alle menſchlichen Verhältniſſe und Ordnungen nur hiernach ſollen umgeſtaltet und geläutert werden.

So iſt alſo die Formel des Fortſchrittes, welche ſich uns aus den weltgeſchichtlichen Thatſachen ergibt, dieſe:

> Alle Geſittung kommt vom Gottesbewußtſein, in ihr ſelbſt aber zeigt ſich der Fortſchritt vom unbewußten Geiſte zum bewußten, und folglich läuft die geſchichtliche Entwickelung in der Zeit parallel mit jener Entwickelung in der Natur, vom Unorganiſchen zum Organiſchen, bis zur Menſchheit. Die Naturentwickelung, welche jetzt nur als räumlich erſcheint, hat ſich ebenfalls in der Zeit gebildet, nur nach unermeſſenen Zeiträumen.

Dritter Satz.

Das Fortſchreiten des Gottesbewußtſeins in Stämmen bedingt, früher oder ſpäter, die Leitung der Geſittung der Menſchheit, und dadurch die Weltherrſchaft.

Mit der Gründung Babylons und der Herrſchaft der Chaldäer trat das älteſte ſemitiſche Gottesbewußtſein in die Weltgeſchichte; wir ſehen ſeine reinere Geſtalt in der älteſten Ueberlieferung Abrahams über die Vorzeit. Seitdem verſchwinden die turaniſchen Weltreiche, und der Chamismus bleibt auf Aegypten und Afrika beſchränkt, während Semitismus und Arismus in Aſien ſich in die Leitung der Welt theilen. Jener chaldäiſche Mann wandert aus, und ſein Stamm wird ausgeſondert für eine ſpäte Zukunft.

Mit der Gründung des Perſerreiches durch Cyrus tritt das durch Zoroaſter in eine Geiſtesreligion erhobene Gottesbewußtſein Oſtaſiens zuerſt in Weſtaſien auf und macht ſich bis nach Kleinaſien geltend. Seit Cyrus hat es nie ein ſemitiſches Weltreich gegeben: die Phönizier haben den Jonern und europäiſchen Griechen in Aſien und auf den angrenzenden Inſeln des Mittelmeeres das Widerſpiel gehalten, die Karthager und Juden den Römern, die Muhammedaner den griechiſchen und romaniſchen Chriſten. Sie ſind ſogar in das Feſtland Europas eingedrungen: die Phönizier auf die Inſeln des Aegäiſchen Meeres und die ſpaniſchen Küſten, die Karthager nach Sicilien, die Muhammedaner nach Spanien ſelbſt: allein wie in frühern Weltaltern die Turanier, als Leute Nimrods, als Mongolen, Tataren, Türken, ſo ſtellen jetzt die Semiten die Epiſoden und den verſchwindenden Gegenſatz dar.

Darin ſcheinen drei weltgeſchichtliche Thatſachen zu liegen. Erſtlich, daß die Einheit der Stämme eine Einheit der Weltanſchauung, und, ſo zu ſagen, des Weltbildungstriebes einſchließe. Zweitens, daß der Entwickelung eines jeden Stammes eine Idee entſpreche, welche einen Moment der innern Entwickelung des Gottesbewußtſeins bilde. Aus beiden zugleich ſcheint man folgern zu dürfen, daß dem Gottesbewußtſein und göttlichem Welttriebe eben ſo eine Realität entſpreche als dem Naturtriebe der Thiere, welchen man Inſtinkt nennt: aber eine göttliche Realität, welche die Weſenseinheit des unendlichen und des endlichen Geiſtes vorausſetzt. Drittens, daß der Anſtoß durch Perſönlichkeiten gegeben werde.

Vierter Satz.

Als Ziel der Weltordnung erſcheint die Verbindung und allmälige Miſchung der Stämme.

Wir wiſſen, daß alle Sprachbildung, nach der erſten, auf der Zertrümmerung eines ältern Sprachbewußtſeins beruht, was alſo den Verfall oder die Unterjochung der Völkerſchaft vorausſetzt, welche Trägerin dieſes Sprachſyſtems war. Hier erſcheint alſo die Miſchung, oder wenigſtens der Verkehr der Völker als Anſtoß zu neuer Bildung, ſo oft aus dieſer Bildung ein neues fortſchreitendes Leben keimt.

Wiederum ſehen wir, daß die bildungsfähigſten, weltbildenden und kräftigſten Völker aus einer Verbindung oder Verſchmelzung verſchiedener Völkerſchaften hervorgehen, die mehr oder weniger ſich homogen ſind. Die griechiſche Bildung, wie namentlich die attiſche zeigt, iſt die Verſchmelzung des Joniſchen, Doriſchen und Aeoliſchen: der römiſche weltherrſchende Charakter geht hervor aus einer Verſchmelzung

des latiniſchen, ſamnitiſchen und etruriſchen Elements. Aehnlich die deutſche Bildung aus dem Verkehr mit Griechen und Römern, Kelten und Slaven, und aus der Durchdringung der eigenen Stämme: der engliſche Charakter hat ſich gebildet durch das Zuſammenwirken des Angelſächſiſchen, verſtärkt durch das romaniſirte Normannenthum, mit dem Kymriſchen und Gäliſchen: der franzöſiſche durch eine andere Art der Miſchung des Germaniſchen und Keltiſchen mit dem vorherrſchenden Latiniſchen. Was Spanien hob, war die Durchdringung des Römiſchen und Germaniſchen mit Kelten, Arabern und turaniſchen Basken. Sogenannte ganz ungemiſchte Völker werden nie groß in der Weltgeſchichte, obgleich ſie lange Zeit höchſt achtungswerth im Innern daſtehen können.

Sollte alſo die Verbindung und zuletzt die Miſchung der Stämme nicht Ziel der Weltordnung ſein? Sollte die Miſchung, welche ſich bereits auf faſt alle ariſchen Stämme ausgedehnt, ja, welche auch ſchon ſemitiſche und turaniſche Elemente aufzunehmen begonnen hat, ſich nicht ausdehnen in viel weitern Kreiſen? Haben wir nicht in unſern Tagen, trotz aller (großentheils abſichtlich erfundenen und verbreiteten) Lügen und Fabeln vom Gegentheil, dauernd fruchtbare Miſchehen geſehen, wie außer den Kreolen und Mulatten, auch die Kinder von Engländern und Neuſeeländerinnen bezeugen? und bewährt ſich dabei nicht der von Herder aufgeſtellte Grundſatz, daß die der harmoniſchen (alſo ſchönern) Form nähere Bildung allmälig die niedrigere, weil einſeitige, verdrängt und in ihren Typus erhebt?

Nimmt man dieſes als ein Weltgeſetz an, ſo ſcheint auch hiernach die Menſchheit noch eine große und lange Entwickelung vor ſich zu haben. Denn die Miſchung hat nur eben erſt in einigermaßen größern Verhältniſſen ſtatt zu finden.

Fünfter Satz.

Philoſophiſch ausgedrückt bedeutet jede Miſchung mehr oder weniger die Ueberwindung von Gegenſätzen in der Entwickelung der Idee, und dieſe Ueberwindung iſt überhaupt die Formel des Fortſchrittes.

Jeder Stamm entſpricht, jedoch in der lebendigen, freien Form der Individualität, einem Momente des Begriffes, und da der Begriff nur durch Gegenſätze fortſchreitet, einem Gegenſatze. Drei Gegenſätze ſtellen ſich nun außerdem dar als die des Nationalen und des allgemein Menſchheitlichen, und als Gegenſätze der einzelnen Zweige der menſchlichen Bildung. Dazu kommen dann die urſprünglichen Gegenſätze der menſchlichen Natur, die wir im Erſten Buche ſchon beleuchtet und als Ergänzungsbegriffe oder Correlate erkannt haben, und von deren Spiel der Fortgang des Menſchengeſchlechtes abhängt:

Perſönlichkeit und Gemeinde;
Gewiſſen und Vernunft;
Form und Gehalt;
Idee und Symbol;
Begriff und Thatſache.

Was die erſten Gegenſätze betrifft, ſo finden ſie ſämmtlich ihre Löſung nur in der Bewahrung der harmoniſchen Wirkſamkeit der drei ewigen Faktoren, welche ſind:

der Ewige — die reine Perſönlichkeit — die Gemeinde
Gott — Menſch — Menſchheit:

oder wie wir ſie in Jeſu Gottesbewußtſein ausgedrückt fanden als:

Vater — Sohn — Geiſt.

Wie das perſönliche Selbſt, ſo iſt das gemeindliche

(collective) von ſeiner eigenen Natur rein ſelbſtſüchtig: alſo auch das nationale. Wie nun jene Banden der Selbſtſucht geſprengt werden durch die Liebe zur Familie als Erweiterungen des in Liebe wiedergeborenen Selbſt; ſo wird die gemeinſame Selbſtſucht gereinigt durch jene Faktoren, und in Liebe erhoben zur Menſchheit. Eben ſo werden, nach dem Zeugniſſe der Weltgeſchichte, die Gegenſätze von Idee und Symbol, Begriff und Ueberlieferung, Philoſophie und Philologie, Religion und Kirche, nur vom Kerne des harmoniſchen Gottesbewußtſeins aus verſöhnt und überwunden.

Wir werden das Weſen dieſer Gegenſätze in den verſchiedenen Zweigen des Gottesbewußtſeins vorher betrachten, nachdem wir zuerſt über den innern Gegenſatz und die ſcheinbare Analogie der geſunden (phyſiologiſchen) und der krankhaften (pathologiſchen) Entwickelung den Ausſpruch der Weltgeſchichte in wenigen Worten zuſammengefaßt haben.

Sechster Satz.

Die krankhaften oder pathologiſchen Zuſtände haben auch ein Geſetz der Entwickelung wie die normalen: Gegenſatz und Analogie der beiden Reihen.

Auch dieſer Satz gilt von allen Entwickelungsreihen, ſowol der religiöſen als der ſtaatlichen und der in Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſittung. In dieſen allen gibt es, nach beiden Richtungen hin, zum Gedeihen und Leben, wie zum Abſterben und zum Tode, kein Stillſtehen, ſondern ein Fortſchreiten. Haben wir nicht geſehen, wie immer etwas verändert, abgeſondert, fortgebildet, geſteigert, abgeſchwächt, verſetzt wird? Die große weltgeſchichtliche Frage in großen Kriſen iſt nur, ob die Bewegung zum Leben oder zum

Tode ſei? Es gibt ſcheinbar nichts Aehnlicheres und weſentlich nichts Verſchiedeneres als beide Wege. So zeigt die Krankheit eine organiſche Bildung, aber eine verkehrte, dem Geſammtleben verderbliche.

Was ſagt die Weltgeſchichte darüber? Der Standpunkt des Gottesbewußtſeins iſt auch hier entſcheidend. Das wahre Gottesbewußtſein iſt weſentlich ein inneres, geiſtiges. Wo ſich nun in Religion oder Staat oder Geſittung, in Kunſt oder in Wiſſenſchaft, das Innerliche kräftiger hervorbildet, wo das Geiſtige angeſtrebt wird, ſei es mit größerer oder geringerer Umbildung des Beſtehenden, da muß Fortſchritt ſein, denn aus dem Innerlichen kommt das Leben ins Aeußerliche, aus dem Mittelpunkt in den Umkreis. Da iſt alſo der Weg der zum Leben geht. Da öffnen ſich neue Wege des Geiſtes, und der Genius ſchwingt ſeine Flügel mit göttlicher Sicherheit.

Wenn dieſes wahr iſt, muß das Gegentheil eintreten allenthalben, wo das Aeußerliche mehr und mehr hervorgehoben, wo das Zeichen mehr und mehr für das Weſen, das Symbol und äußere Werk für die innere That und das Gewiſſen geſetzt, wo die glatte Form für den Gehalt, die äußere Einförmigkeit für die Lebenseinheit genommen wird, der Schein für die Wahrheit. Alſo muß ſich da ein ſchweres Verhängniß vorbereiten, was auch der Anſchein ſei. Denn alles Leben, das ſelbſtiſche wie das göttliche, hat den unwiderſtehlichen Trieb ſich zu wehren, je nach der Art ſeines Weſens. Bei dem Streben nach dem Aeußerlichen thut ſich alſo bald das Bedürfniß kund, die ſchwachen Punkte mehr zu verſtecken, und alſo ihre Bedeutung noch zu übertreiben. Der Mangel, welcher ſich fühlbar macht, ſcheint den Menſchen alsdann nur darin zu liegen, daß der ſchwache Punkt nicht genug zur Geltung gebracht, nicht bis zu den äußerſten Folgerungen durchgeführt

ſei. Das Aeußerſte iſt aber gerade das diametral Entgegengeſetzte, der poſitiv gewordene Gegenſatz. Wo nun jener Weg betreten wird, zeigt ſich bald die Nothwendigkeit, das allgemeine Gewiſſen als Abfall, den gewiſſenhaften Einſpruch als Empörung, die perſönliche Freiheit als Aufruhr zu unterdrücken. So wird kirchliche oder ſtaatliche Tyrannei nothwendig. Da nun in der Neuen Welt beide Mächte nach Abſolutismus ſtreben, ſo entſteht aus beiden zuſammen ein der Alten Welt unbekanntes Ungeheuer von Zwang und Heuchelei und Dem entſprechend, in Kunſt und Wiſſenſchaft eine Uebereinkömmlichkeit, eine Manierirtheit, eine Modetyrannei, ja eine ſittliche und intellectuelle Leerheit und Barbarei, welche die Zuſtände des Verfalls der gebildeten Welt der Griechen und Römer eben ſo ſehr überbietet, als unſer Ideal und das uns anvertraute Pfand die Aufgabe der Alten Welt überſteigt.

Die Kriſis dieſer pathologiſchen Zuſtände rechtzeitig verſtehen, führt zur Reform, und kann, bei einer Religion des Geiſtes, zur Verjüngung führen: iſt einmal der Lebenskeim gebrochen, ſo tritt das Verhängniß ein, und es wechſeln Umwälzungen und Rückwälzungen, bis Weltereigniſſe ſich der Beſtattung des Leichnams unterziehen.

Aber der rettende Inſtinkt liegt nicht im Verſtande; die klügſten und ſcharfſinnigſten Völker erſcheinen oft als die verblendetſten. Es liegt einzig und allein in dem Ernſte der ſittlichen Geſinnung. Rettung iſt alſo unmöglich bei jeder andern Religion als der innerlichen, der Religion des Lebens, alſo dem Chriſtenthume des Evangeliums in ſeiner freien Entwickelung.

Drittes Hauptstück.

Das religiöse Ergebniß.

Religion ist Gottesbewußtsein.

Erster Satz.

Das allein Wesentliche aller Religion ist das Gottesbewußtsein: Offenbarung ist Mittheilung des Gottesbewußtseins der sittlichen Persönlichkeit.

Wir sind unverkennbar auf unserm langen Wege dem Geiste Gottes begegnet, als einem Ursprünglichen: ursprünglich in jedem weltbildenden Stamme, in jeder Gemeinschaft, welcher die Menschen auf das Ewige hinführt. Wir haben gefunden, daß alle Religionen auf dem Glauben an eine waltende sittliche Weltordnung ruhen, also an eine solche, die auf Gewissen und Vernunft gegründet, und durch beide empfindbar und wahrnehmbar ist. Die Offenbarung Gottes als des Geistes ist in einem Menschen, und geht durch diesen Menschen zu Menschen und zur Menschheit.

Wir scheinen daraus schließen zu müssen, daß alle Religionen ihre Entstehung im Gemüthe des Menschen haben; daß sie vom Menschen gebildet werden, wie die Sprache, nicht willkürlich, sondern organisch hervorgehend aus dem Kunsttriebe, das heißt, dem Triebe der Bethätigung des in ihm

ruhenden Bewußtſeins, welcher dem Menſchen perſönlich, aber als einem nothwendig geſelligen Weſen einwohnt.

Wir haben ferner geſehen, daß alle Religionen, die wir betrachtet, ſich daſſelbe Ziel ſtecken, nämlich Herſtellung der Vereinigung der Seele mit der Gottheit, wie ſie Gewiſſen und Vernunft fordern. Und doch ſind weſentliche Verſchiedenheiten, auch zwiſchen den auf einer Offenbarung (einer Göttliches offenbarenden Perſönlichkeit) ruhenden Religionen. Manche derſelben verlieren ihren innern Grund im Gemüthe, und damit das Ziel, und kommen durch verhängnißvolle Umwendung des Bewußtſeins gerade auf der entgegengeſetzten Seite an, indem ſie durch einen verkehrten, krankhaften Zuſtand getrieben werden gerade das Verkehrte immer mehr hervorzuheben, und das Aeußerlichſte zur Hauptſache zu machen.

Alle Religionen ſtreben nach einer Gegenſtändlichkeit außer dem Gottesdienſte, als dem urſprünglichen Werke jenes göttlichen Triebes. Die allgemeinſte Bethätigung iſt die Bildung und Ordnung von Ehe, Gemeinde, Staat, Kunſt, Wiſſenſchaft, auf Grund jenes Bewußtſeins. Daneben haben manche eine urkundliche Ueberlieferung des offenbar Gewordenen ſelbſt. Alſo die erſte Frage wird ſein: was iſt hiernach Religion? was Offenbarung?

Religion bedeutet zweierlei: einen innern Zuſtand, und eine äußerlich hervortretende Gemeinſchaft und Anſtalt. Als Zuſtand iſt ſie, nach dem Sprachgebrauche unſers Werkes, die innere Empfindung und der damit verbundene Trieb der Verwirklichung. Als Anſtalt iſt ſie die Verwirklichung des Bewußtſeins von der Gegenwart Gottes im Menſchen als eines perſönlichen Abbildes der göttlichen Weltordnung in den menſchlichen Dingen, als einer ſittlich-vernünftigen.

Die Religion als Gemeinſamkeit ſtammt aus einer Sitte,

die allmälig aus dem Zusammenwirken von Persönlichkeit und Gemeinde erwachsen ist. Sie wird alsdann einem höhern Wesen zugeschrieben, welches sich einem bevorzugten Sterblichen und seinem Stamme offenbart. Oder sie ist anerkannt und urkundlich von einer hohen Persönlichkeit ausgegangen, welche das ihr von der Gottheit verliehene Bewußtsein ausgesprochen, und ihren Schülern und der Gemeinde die darauf begründeten Einrichtungen oder Verordnungen übergeben oder überlassen hat. Eine solche persönliche Mittheilung und deren Annehmen und Bewahren bildet eine Offenbarung.

Die besondere Gestaltung einer solchen Offenbarung wird bedeutend abhängen von der Art der Ueberlieferung. Eine Art Ueberlieferung ist für jede Offenbarung wesentlich. Die einzige sichere wird aber eine schriftliche sein, also eine heilige Urkunde, denn die ganze Weltgeschichte lehrt, daß wenn die mündliche Ueberlieferung nicht auf eine solche Urkunde gestützt ist, sie sich bald, mit dem veränderten Gottesbewußtsein der Träger verändert. Also wird die wahre Religion auf der reinen Offenbarung des Selbstbewußtseins einer hohen sittlichen Persönlichkeit beruhen, und ihre Erhaltung bedingt sein durch eine urkundliche Ueberlieferung. Die Aneignung derselben aber wird vermittelt werden müssen durch den Glauben, das heißt das persönliche gesinnungskräftige Annehmen der Offenbarung als einer wahren, und dem eigensten, besten Selbstbewußtsein im Gewissen entsprechend.

Gegenstand endlich eines solchen Glaubens kann nur das Göttliche sein. Dieses Göttliche aber wird dreifach erkannt: einmal in Gott dem Ewigen; dann in der endlichen Erscheinung des Wesens der Gottheit, in der Gott offenbarenden Persönlichkeit; drittens in der auf diesen Glauben sich erbauenden, in Verbindung mit Gott lebenden Gemeinde.

Da das Göttliche nur Eines ſein kann, ſo iſt die wahre Religion und die wahre Offenbarung die des Monotheismus, aber nur inſofern der Glaube an den Einigen erkannt wird als der Glaube an das weſenhafte Einwohnen des Ewigen (Vaters) im Menſchen, das heißt in der reinen Perſönlichkeit (Sohn) und in der erleuchteten Gemeinde (Geiſt des Vaters und des Sohnes).

Die Vollſtändigkeit und das harmoniſche Zuſammenwirken dieſer drei Faktoren wird aber erforderlich ſein zur Aufrechthaltung und ſegensreichen Wirkung des Glaubens an die Offenbarung und die darauf gegründeten Sitten und Ordnungen.

Dabei wird nun ſogleich der Gegenſatz von Weſen und Symbol oder Zeichen zur Sprache gebracht.

Zweiter Satz.

Das Symbol hat durchaus keinen Werth für ſich, ſondern nur als Bild der Idee, und als wirkſam auf das ſittlich-vernünftige Gottesbewußtſein.

Das Symbol iſt die Sprache, das Wort oder Bild der Religion, das heißt des Glaubens und der innern That des Gottesbewußtſeins. Es ſpricht zur anbetenden Gemeinde, wie das Wort zur betrachtenden. Es iſt eben ſo ſehr ein menſchliches Zeichen als die Sprache eine That des Geiſtes Gottes im Menſchen: alſo, äußerlich angeſehen, ein Werk des Menſchen, der entſprechende Ausdruck ſeines Gottesbewußtſeins. Es iſt der innere Trieb des Gottesbewußtſeins, welcher beide hervortreibt.

Eben deshalb hängt aber auch ſein Werth ab von dem innern Gehalte, und von der Kraft, welche daſſelbe ausüben

kann auf das gläubige Gemüth. Hier nun zeigen ſich zwei entgegengeſetzte Ausartungen oder Mängel. Einerſeits kann das Symbol unverſtändlich werden. Es war urſprünglich der naturgemäße ſelbſtredende Ausdruck der religiöſen Idee; denn wie wäre es ſonſt entſtanden und entſtände allenthalben, und allezeit von neuem? Aber das bleibt nicht immer. Oder der Sinn der Idee ſelbſt iſt untergegangen und eben ſo unverſtändlich geworden als ſein Zeichen. Wenn nun auf dieſe oder jene Weiſe das Symbol nicht mehr verſtanden wird, ſo kann es leicht ſo übermächtig werden, daß es ſich an die Stelle der Idee und der innern religiöſen Stimmung und That ſetzt. Dieſe Gefahr iſt, nach Ausweis der Weltgeſchichte von Zoroaſter und Abraham an, bei weitem die größte. Es iſt dem ſelbſtiſchen Menſchen jedes Aeußerliche, ja ſelbſt jede Kaſteiung oder die mühſamſte Pilgerſchaft, leichter als die Hingebung des Selbſtiſchen, als das innerliche Gelübde, den Willen Gottes zu thun und alſo auch ihn mehr und mehr zu erkennen.

Einige Religionen ſind ganz ritualiſtiſch geworden, ſie verlangen nur die Beobachtung gewiſſer Aeußerlichkeiten und Bräuche. Dieſen nun iſt das Urtheil geſprochen, ſowie eine innerliche Religion offenbar wird. Und das gilt nicht allein von den Naturreligionen, ſondern auch von abgelebten ethiſchen Religionen.

Andere haben dabei noch Lehren, ſittliche Ermahnungen und begeiſterte Ausſprüche von dem Weſen Gottes und dem Leben der Seele in Gott, ihrer Abhängigkeit und ihrer Trennung von ihm, und ihrer Wiedervereinigung mit ihm als dem höchſten Gute, als Dem, was beſeligt und dem Gemüthe Friede gibt. Wenn nun dieſe aber von ihrer Innerlichkeit ſich wieder zum Aeußerlichen kehren, vom Glauben und der Geſinnung zum ſogenannten guten Werke — wie das Drehen

des Gebetsrades der Buddhisten —; so verfallen sie, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, und also doch wol nach einem allgemeinen, unabänderlichen Gesetze der sittlichen Weltordnung, derselben Verdammniß, demselben geistigen Tode, und wirken dann nur noch verderblich.

Auch bei ihnen tritt also wie bei den Naturreligionen die Magie an die Stelle jener geistigen Kraft, welche auf den Willen wirkt durch Gewissen und Vernunft. *Jedes Symbol, dem eine selbständige Kraft zur sittlichen Reform beigelegt wird, ist Magie*, das heißt diese Beilegung beruht auf der gottlosen Annahme, daß die äußere Natur den sittlichen Willen des Menschen bestimmen könne. Als Rückfall ist eine solche Wendung zugleich ein Abfall vom Göttlichen als dem Geiste.

Dritter Satz.

Die Persönlichkeit findet ihr richtiges Verhältniß nur in der wahren Religion.

Wir haben in dem Ersten Buche die tiefe Bedeutung des scheinbaren Gegensatzes der Persönlichkeit und der Gesammtheit betrachtet, in Beziehung auf das Gottesbewußtsein, und behauptet, daß in normalen Zuständen dieser Gegensatz sich auflöse in das lebenerzeugende Spiel zweier göttlicher Faktoren. Hat nun nicht die ganze weltgeschichtliche Entwickelung des Gottesbewußtseins uns diese Behauptung bestätigt und anschaulich gemacht? Der einzige wahre Fruchtboden für den Samen des Geistes ist die Gemeinde, und die auf ihm wachsende Frucht ist die wahre Gesittung, dieser höchstes und wahres Ziel aber die fortschreitende Herrschaft des Göttlichen unter den Menschen, das Gottesreich auf der Erde. Eben so gewiß aber auch ist der in der Gemeinde wohnende und in

ihr ſich offenbarende Geiſt, wirklich und wahrhaftig das ſie zuſammenhaltende Göttliche, dasjenige was in der Perſönlichkeit weſenhaft gegeben war. Dieſer Geiſt daher iſt der einzig richtige Ausleger des Myſteriums der Perſönlichkeit überhaupt, ſolange die drei Faktoren, Gott, Menſch, Menſchheit, lebendig und harmoniſch wirken.

Es iſt dieſe Harmonie, und deren klares Bewußtſein in Jeſu, welche die Religion des Evangeliums allein fähig macht zur Religion der Menſchheit. Denn wir finden ſie nirgends anders: und doch kennen wir jetzt alle Urkunden der menſchheitbildenden, weltgeſchichtlichen Religionen.

Wenn dieſe Harmonie das Vorbild in Jeſus hat, ihr Echo in uns, ſo fehlt zur Vollkommenheit und Bürgſchaft der Erhaltung nur noch die urkundliche Ueberlieferung von jener Perſönlichkeit und ihrem Zuſammenhange mit der weltgeſchichtlichen Entwickelung, aus welcher ſie hervorgegangen iſt, und auf welche ſie ſich bezieht und beruft.

Dieſe Urkunde iſt unerſetzlich durch irgend eine Autorität wie durch irgend ein Syſtem. In ihr allein liegt für die Menſchheit die Gewähr, daß der gottbewußte, aber vielfach angefochtene Geiſt der Gegenwart das weltgeſchichtlich Gegenſtändliche, die göttlichen Anfänge, und damit die Vergangenheit und Zukunft der Menſchheit nicht aus den Augen verliere.

Vierter Satz.

Es gibt keine gegenſtändliche Norm für das Chriſtenthum außer der Bibel, betrachtet als Geſchichte Gottes und der Menſchheit, mit Chriſtus als ihrem Mittelpunkt.

Die Offenbarung iſt weſentlich Geſchichte, zuerſt einer Perſönlichkeit, dann ihrer Wirkungen in der Gemeinde. So zeigt

ſich die jüdiſch-chriſtliche von Abraham an, durch Moſes und die Gottesmänner des Geſetzes hindurch, auf Jeſus von Nazareth. Was Abraham vorhergeht iſt die im Brennpunkte des Gottesbewußtſeins dieſes größten aller Chaldäer geſammelte und bewährte Ueberlieferung der Urwelt. Dieſe Ueberlieferung belehrt uns über die Epochen und Schickſale der edelſten Stämme, und zwar durchgehend aus einem vollen Bewußtſein des Urquells aller menſchlichen Entwickelung, alſo des Gottesreiches, der ewigen Liebe und Güte. In dieſe einzige Urkunde der Menſchheit ſind verwebt koſtbare Erinnerungen der Urgeſchichte, und alles Dieſes wird zuſammengehalten durch das Bewußtſein der Einheit des Menſchengeſchlechtes und ſeiner göttlichen Beſtimmung, und durch die Verkündigung von der ewigen Güte und Liebe der Gottheit.

Fünfter Satz.

Das Chriſtenthum der Bibel iſt nicht auf Mirakel gegründet.

Das Mirakel iſt das kindliche, aber, misverſtanden, auch das lügenhafte Abbild des Wunders, und entſteht naturgemäß aus der poetiſchen Geſtaltung einer, Göttliches offenbarenden Thatſache, oder aus Verwandlung der Idee in eine Thatſache. Der innerſte Grund dieſer Geſtaltung iſt aber der Glaube an die beiden großen Wunder Gottes, Welt und Geſchichte, alſo an die Kraft des Geiſtes. Der wahre Hiſtoriker wird alſo dieſen Grund anerkennen, wenn er nicht umhin kann, diejenigen Mirakel, welche bei gewiſſenhafter Kritik der älteſten Berichte der Bibel uns etwa als von den Berichterſtattern geglaubte Thatſachen zurückbleiben, in die eine oder andere dieſer zwei Formen aufzulöſen, und den Glauben an die buchſtäbliche Thatſächlichkeit als eine unvollkommene Form, oder als eine

Täuſchung anzuſehen. Im Evangelium aber ſind uns die Mittel des Nachweiſes des geſchichtlichen Zuſammenhanges des Lebens Jeſu genügend zum Verſtändniſſe der volksmäßigen Faſſung der Berichte und zum Glauben an eine thatſächliche Wahrheit erhalten. Die Augenzeugen berichten thatſächliche Wahrheit im Gewande und in der Sprache ihrer Zeit; aber dieſes Gewand iſt ſo durchſichtig von argloſer Einfalt und ſo leuchtend vom Glauben an das weſentlich Wahre, daß es gewiſſermaßen gleichgültig heißen kann, inwiefern ſie die Wunder Jeſu mirakulös aufgeführt haben oder nicht. Die Zeugen im zweiten Grade (und tiefer herab geht die evangeliſche Erzählung nicht) berichten ſchon weniger durchſichtig, allein die geſchichtliche Wahrheit wird dadurch ſo wenig verdunkelt, als die Thatſache des Geiſtes, welche der mirakulöſen Auffaſſung zu Grunde liegt. Alles Weitere iſt Werk einer ſpielenden Myſtik oder unklaren Theoſophie, oder einer dogmatiſchen Theologie, welcher die Grundanſchauung verfinſtert war. Eben ſo iſt aber auch alle über die beſonnene Forſchung hinausgehende Kritik dem Hiſtoriker nichts als Unverſtand, Rückſchlag gegen die Verirrungen der Myſtik oder die Machtſprüche und den Despotismus der Dogmatiker.

Es gibt alſo ſo wenig einen Widerſtand zwiſchen Glauben und Wiſſen, als zwiſchen Thatſache und Begriff. Gegenſtand des Glaubens iſt die wahre, geſichtete Thatſache, inſofern ſie im menſchlichen Gemüthe eine Wurzel hat: Gegenſtand des Wiſſens der Begriff. Beide können ſich nicht widerſprechen: aber die Thatſache bleibt unklar ohne den Begriff, dieſer aber unlebendig ohne die geſchichtliche Wirklichkeit. Beider Verbindung iſt die wahre poſitive Philoſophie des Geiſtes.

Sechster Satz.

Die Darſtellung einer evangeliſchen Kirchengemeinde iſt auf die Dauer nicht haltbar ohne die Bildung eines bürgerlichen Gemeinweſens nach demſelben Bilde einer Gottesgemeinde.

Da das Gottesbewußtſein Eines iſt, und der Menſch, wie die Menſchheit, eine unzertheilbare Einheit darſtellt; ſo kann kein religiöſes Glaubensbekenntniß aufrichtig ſein, welches nicht anſtrebt, das Gemeindeleben auch in der Wirklichkeit, der Welt gegenüber, ſo zu geſtalten, wie Vernunft und Gewiſſen es fordern, das Evangelium es verlangt, und der Glaube daran es möglich macht. Der Chriſt kann Tyrannei ertragen ohne ſeinen Glauben und ſeine Würde zu verlieren, ja er kann ſich, in dem dadurch hervorgerufenen, unausbleiblichen Kampfe, der göttlichen Kraft des Evangeliums in noch höherm Grade bewußt werden. Aber er kann nie Tyrannei, Gewaltthätigkeit und Gewaltherrſchaft gutheißen, billigen, oder gar für gottgefällig erklären; er muß ſie vielmehr vor Gottes Angeſicht verdammen, und dieſen Glauben bekennen, wenn er dazu aufgefordert wird. So wie einmal ausgeſprochen und geglaubt wird, daß das Evangelium göttliche Wahrheit ſei, und die Bibel die einzige, dem Gewiſſen und der Vernunft in ihrem Gebiete, ebenbürtige Gewähr derſelben, iſt alle Ungeſetzlichkeit und Willkürherrſchaft, alle Vergötterung menſchlicher Machtvollkommenheit nichts als Abgötterei und Unglaube. Eben ſo kann aber auch, gegenſtändlich betrachtet, das Evangelium in ſeiner vollen Wahrheit verſtanden und geglaubt werden, wenn es die Wirklichkeit nicht umgeſtaltet. So iſt alſo jede Religion des Geiſtes, folglich im höchſten Sinne das Chriſtenthum, ein ſcheinbar das Beſtehende Zerſtörendes,

in der That aber vielmehr das Erhaltende und Herſtellende. Denn alles Beſtehende hat in ſich einen ſterblichen Faktor, welcher Verjüngung verlangt, und Mängel und Unrecht hängen ſich zu allen Zeiten daran: es lagert ſich gleichſam die Sünde der Einzelnen ſo unabläſſig ab auf die Geſellſchaft und ihre Zuſtände, daß eine Erhaltung des Beſtehenden ohne Verbeſſerung und Herſtellung durchaus unmöglich iſt. Unveränderlichkeit iſt Unverbeſſerlichkeit, und äußerliche Unveränderlichkeit, mit welchen ſchönen Namen ſie ſich auch ſchmücke, iſt nichts als ein unwillkürliches Zeugniß vom Abſterben des innern Lebens, eine täuſchende Verkleidung des Todes.

Siebenter Satz.

Der Gegenſatz von Kirche und Staat iſt unlösbar: der Gegenſatz von geiſtlicher und bürgerlicher Gemeinde beſteht gar nicht, ſondern beide ergänzen ſich gegenſeitig.

Die mittelalterliche Kirche ſetzt, wie die alten Prieſterverordnungen, die unbeſchränkte Macht einer geiſtlichen Körperſchaft unvermittelt und unbeſchränkt neben (alſo über) die Selbſtregierung eines Volkes oder Staates. Sie eignet ſich das göttliche Recht zu, nimmt gleichſam das Allen Gemeinſame in Beſchlag, und ſpricht die Oberherrſchaft, alſo Tyrannei, von Gotteswegen an, indem ſie den Staat auf das ſogenannte weltliche, d. h. menſchliche, alſo das untergeordnete Recht beſchränkt.

Das Evangelium beginnt nur wo dieſer Anſpruch in Gottes Namen und von Gottes und Rechtswegen verworfen und abgeſchafft wird. Dann tritt naturgemäß die Gemeinde nach beiden Seiten gleichmäßig in ihr Recht ein: die Geſetz-

lichkeit triumphirt, indem das Evangelium auf den Thron geſetzt wird.

Bei dieſer Umwandlung iſt die beſondere Form der Verfaſſung gleichgültig, ſolange die Freiheit des Gewiſſens und die Herrſchaft des Geſetzes anerkannt wird. Denn dieſe ſind die Lebenskraft alles Geiſtigen und Menſchlichen.

Achter Satz.

In allen kritiſchen Epochen der Weltgeſchichte gibt es ein unfehlbares Zeichen des verhängten nahen Untergangs, nämlich das Uebermaß der Lüge und des Frevels: alſo auf dem religiöſen Gebiete die Aufſtellung der formulirten Lüge als heiliger Wahrheit, und der ſchrankenloſen Tyrannei über den Geiſt als Bedingung des Beſtehens der Religion.

Ohne für den Beweis dieſes Satzes in metaphyſiſche Unterſuchungen einzugehen, genügt das vorgeführte Zeugniß der Weltgeſchichte, daß die prieſterlichen Religionen zu Ende ſind, wenn ſie auf das Hohle und Nichtige in ihnen ſich ſtützen, als wäre es die Wahrheit, und wenn ſie den Glauben an Dasjenige fordern, was weder geſchichtlich wahr iſt, noch philoſophiſch wahr ſein kann. Als der babyloniſche König ſich ſelbſt anbeten ließ, ſtand der Perſer vor der Thür; als Alexander den Gott ſpielte, war ſein Leben und ſein Reich verfallen: als Domitian den Namen Gottes misbrauchte, war die Art an das mächtigſte Weltreich der neuen Geſchichte gelegt. Das Alles muß auf dem religiöſen Gebiete alſo noch mehr der Fall ſein. Denn da handelt es ſich nicht blos um Recht, ſondern um Wahrheit, nicht um den Leib, ſondern um die Seele. Auch ſind die Bedingungen der Fortdauer einer geiſtlichen Tyrannei noch härter und einſchneidender als die der

politiſchen. Da nämlich eine ſolche Religion dem unvertilgbaren Gottesbewußtſein der Menſchheit widerſpricht; ſo folgt aus jenen maßloſen Anſprüchen von ſelbſt, daß die Völker verdummt werden müſſen, daß der Geiſt gekränkt und im Gewiſſen gebrochen, die Wiſſenſchaft, insbeſondere die des Geiſtes und ſeiner Geſchichte, verfolgt und unterdrückt werden muß. Wo dieſes nicht hinreicht, bleibt nichts übrig als die Lüge ſelbſt auf den Thron zu erheben, dem Menſchen eine göttliche Machtvollkommenheit beizulegen.

In ſolchen Zuſtänden wird ſich alſo die allgemeine göttliche Weltordnung ganz beſonders bewähren: denn der Tag des Triumphs ſelbſt wird die Stunde des Unterganges, weil er Empörung gegen Gott iſt. Wäre das nicht, ſo gäbe es weder Gott noch göttliche Weltordnung, und die ganze Geſchichte des Bewußtſeins der Menſchheit von Gottes Gegenwart in dieſen Angelegenheiten wäre Wahnſinn und Lüge: der Teufel regierte die Welt und das Böſe wäre Gott. Mit andern Worten: die entgegengeſetzte Anſicht muß zum völligen Unglauben führen: und das thut ſie auch.

Daß dieſe Anſicht aber eine unſelige Täuſchung ſei, wird die Weltgeſchichte gewiß in jeder ihrer Kriſen beweiſen: die göttliche Weltordnung kann ſich noch weniger verleugnen in ſolcher Dunkelheit, als die Sonne ihr Licht bei der Morgenröthe. Wenn ein Staat, welcher nur egoiſtiſche Zwecke verfolgt, kein göttliches Recht des Beſtehens hat, ſo widerſtreitet die ſelbſtſüchtige Unduldſamkeit der Kirche und alle religiöſe Verfolgung noch mehr dem oberſten Weltgeſetze. Denn die höchſte Gemeinſchaft hat die Pflicht der höchſten Liebe.

Viertes Hauptstück.

Das politische Ergebniß.

Die Krisen des Gottesbewußtseins sind politische Krisen.

Wir sahen allenthalben das staatliche Leben gedeihen, wo es sich bildete als That des Gottesbewußtseins, mochte nun dieses in religiöser Form unmittelbar, oder als Gefühl des Rechtes und der Berechtigung erscheinen, oder auch nach beiden Seiten hin sich thatkräftig erweisen. Aus dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und dem Berufe ihr zu dienen, sahen wir schon in der Urwelt große Reiche und große Schicksale hervorgehen: so durch Zoroaster erobernd und ausbreitend, und durch Abraham absondernd, heiligend, vorbereitend zum Gesetz und zum Evangelium. Nicht weniger klar bewiesen dieses die Anfänge und Fortschritte der hellenischen und italischen Menschheit in Kleinasien und Europa. Endlich blieb auch die Geschichte des Gottesbewußtseins der christlichen Arier, und insbesondere der germanischen Völker, diesen Beweis nicht schuldig.

Nicht minder beweisend aber war das Zeugniß der Weltgeschichte für die ergänzende Thatsache, daß die Fortdauer des Gottesbewußtseins die Fortdauer der Herrschaft und Macht bedingte, und daß der Untergang der Reiche sich durch Gottlosigkeit und Selbstsucht ankündigte. Unter Gottlosigkeit dür-

ſen wir nun eben ſo wenig die Gleichgültigkeit gegen die Staatsreligion verſtehen, als die äußere Anhänglichkeit an dieſelbe gleichſtellen mit der Frömmigkeit. Das wirkliche Verhältniß zu einer Staatsreligion iſt nicht etwas, das in des Menſchen freier Macht ſteht: es gehört dazu Glaube an ihre Lehren und Ueberzeugung von ihrer Wahrheit. Das Weſentliche der Gottloſigkeit iſt vollkommen vereinbar mit einer äußerlichen Frömmigkeit, aber nicht mit der Gottſeligkeit der Sittlichkeit, dem perſönlichen thatkräftigen Glauben an die ſittliche Weltordnung als Gottes Werk und Willen. Das Abſterben dieſes Bewußtſeins iſt eben ſo nothwendig ein Grund des Verfalls und des Unterganges des Staates, als das wahre, geſunde, ſtaatliche Leben nur durch die Kraft dieſes Bewußtſeins ſich bilden und erhalten kann. Gott wird nicht weniger verklärt durch einen ſolchen Untergang, als durch das Gedeihen eines rechtlichen und gottesfürchtigen Volkes. Denn wo anders iſt die Kraft, die natürliche Selbſtſucht des Einzelnen zu überwinden und Hingebung für das Gemeinſame zu erregen, als in dem Bewußtſein, daß Gott in dieſem Gemeinſamen gegenwärtig lebe, und wir ſeinen Willen durch das Pflegen dieſes Gemeinſamen erfüllen?

Iſt das Geſagte wahr, ſo muß auf dem politiſchen Gebiete das Zeichen einer Kriſe ſich einerſeits in dem Uebertreiben der Gewalt der Herrſcher und andererſeits in dem Abſterben des Gemeinſinns, und alſo dem Zunehmen der Selbſtſucht der Einzelnen zeigen. Denn in gewöhnlichen Zeiten werden beide im Zaume gehalten durch den verſtändigen Eigennutz. Man regiert erträglich, man fröhnt der Selbſtſucht mit Maß und Anſtand: nicht weil das Gottesbewußtſein dazu treibt, aber es beſteht doch noch eine Achtung vor der Ehre, und vor allem eine, wenn auch kurzſichtige Berechnung des Vortheils.

Die formulirte Lüge der Gottloſigkeit auf dieſem Gebiete iſt ſeitens der Herrſcher die Vergötterung ſchrankenloſer Gewalt (des Abſolutismus) als eines göttlichen Rechtes: als wenn alles Göttliche nicht ſeiner Natur nach gemeinſam, mittheilend, liebend wäre und als wenn Schrankenloſigkeit menſchlicher Gewalt nicht Wahnſinn heißen müßte, deren Vergötterung aber Läſterung! In dieſem Wahnſinn ſahen wir alle aſiatiſche Reiche und Regenten unfehlbar untergehen: nicht zufällig, ſondern vermöge der göttlichen Weltordnung, welche das Uebermaß des Frevels nicht duldet.

Sollte die Vergötterung ariſtokratiſcher Macht oder der Volksgewalt, als Ueberhebung über die göttlichen Schranken der Menſchheit und über die ewigen Geſetze der göttlichen Weltordnung, weniger gottlos ſein? Gewiß nicht! auch ſehen wir hier dieſelben Zeichen des Untergangs. Der innere Widerſpruch iſt hier noch größer: beim Abſolutismus des Autokraten wird allerdings Freiheit und Recht anerkannt, jedoch ausſchließlich für den Einen: bei der Ariſtokratie ſchon für eine Geſammtheit, was die Anerkennung der Rechte einer Gemeinde überhaupt vorausſetzt: bei der Demokratie endlich wird gleiches Recht als Grund verkündet, und dann die Macht gebraucht, um der ſchnödeſten Selbſtſucht zu fröhnen.

So iſt denn auch deshalb die politiſche Verſchuldung und das daraus entſpringende Verhängniß am entſetzlichſten in der entarteten Demokratie. Hier wird das Kühnſte und Seltenſte, die gleiche Berechtigung des Einzelnen als höchſter Grundſatz aufgeſtellt, und die Hingebung Aller für das Gemeinſame gefordert. Wenn nun die daraus hervorgehende Freiheit misbraucht wird um der ſchrankenloſeſten Selbſtſucht zu fröhnen, wenn das herrſchende übermächtige Volk Gewalt und Unterdrückung übt gegen machtloſe Stämme und Staaten, weil der

gewaltige Nachbar ihres Landes bedarf; ſo iſt das größte Gericht Gottes vor der Thür, wenn nicht der beſſere Geiſt des Volkes ſich ermannt und erneuert. Das wird aber nie ohne Einkehr ins Ewige, ohne religiöſe Erhebung, ohne perſönlichen ſittlichen Glauben geſchehen.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo dürfen wir ſagen, daß auf dem politiſchen Gebiete als Zeichen des Unterganges die Vergötterung des ſelbſtiſchen Genuſſes erſcheine: ſei es, daß Macht oder Geld, um ihret- oder um des Genuſſes willen, mit ſchnöden Künſten ehrlos erſtrebt werden. Das Recht misbraucht zum Unrecht, die Macht Gutes zu ſchaffen, zur Entſittlichung, die Freiheit ſelbſt zur Knechtung — das ſind die Zeichen der letzten Zeit!

Fünftes Hauptstück.

Das Gesittungsergebniß.

Wahre Gesittung ist Fleisch und Blut gewordenes Gottesbewußtsein im Volke.

Die Gesittung erweist sich als Kunst, als Poesie, als Wissenschaft und als nationales Schriftthum. Welches Gottesbewußtsein darin sich offenbaren kann, zeigt am gegenständlichsten die Geschichte der griechischen Bildung. Aber auch die neuere Geschichte hat Trophäen genug hier aufzuweisen: sämmtlich Belege dafür, daß nichts in dieser Gesittung wahrhaft groß ist, als das Menschliche, und daß sie mit dem Gottesbewußtsein abstirbt, aus welchem sie hervorging.

Gesittung ohne Gottesbewußtsein ist nichts als civilisirte Barbarei und verkleisterte Roheit. Es hilft nichts, daß man versucht, die Lüge und den Tod zu verstecken. In der Kunst stirbt mit dem Geiste das Gefühl ab für Form und Maß, welche beide aus ihm hervorgingen. Die Wissenschaft sinkt herab auf das Wissen um Kleinigkeiten, während alles Große und Wahre unverständlich wird. Das Schriftthum ist eine Zeit lang geleckt und glatt, obwol ohne wahren Geist und Geschmack: Uebertreibung wird für Kraft, Schwulst für Begeisterung genommen. Es bedarf dann aber nur äußerer Widerwärtigkeiten und einbrechender

öffentlicher Unfälle, damit die Nichtigkeit aller Zustände sich in ihrer ganzen Entsetzlichkeit offenbare. Doch zeigt sich die Gottlosigkeit einer falschen Gesittung am stärksten in den allgemeinen Verhältnissen, welche von der Sitte beherrscht werden: in der Ehe, in der Häuslichkeit, im Verkehr, in allem, wo Treue und Glauben ursprünglich mit Gesittung gleichbedeutend war, und nun ein vollkommener Widerspruch dem Bewußtsein der Menschen immer klarer und klarer vorliegt.

So gehen die Völker eigentlich unter durch das Verderbniß der socialen Zustände, das heißt der Urbedingungen des gemeinsamen Lebens und der Urschöpfungen des sittlichen Geistes.

Dieses Verderbniß selbst aber hat wiederum seinen ersten Grund in dem Verderben des Einzelnen, und zeigt sich am meisten im Absterben und Untergange des Glaubens an die persönliche sittliche Verantwortlichkeit.

In diesem Sinne also kann man sagen, daß das Verderben der Religion das Verderben der Nationen sei, und dieses Verderben seinen tiefsten Grund habe in der Entartung des ursprünglichen Gottesbewußtseins. Das aber ist der Fluch unsittlicher Regierungen, daß sie einen großen Theil der Sünde des Einzelnen, also überhaupt des Bösen auf der Erde hervorrufen: und das die schwere Verantwortlichkeit der höhern Stände, daß sie durch das Verderben und die Verzweiflung der arbeitenden Klassen sich selbst ein Gift und zuletzt dem Staate den Untergang bereiten.

Hiergegen vermögen alle Künste der civilisirten Tyrannei nichts. Sie gehen immer auf zwei gleich verderbliche Wege hin. Einmal wird versucht, alles Höhere und Edle zu ersticken durch die Begünstigung und Erleichterung der sinnlichen Genüsse des großen Haufens und der höhern Stände. Ver-

ſchwenderiſche Pracht heißt Anſtand, Mode tritt an die Stelle der Sitte: ſittliche Schlaffheit und Gleichgültigkeit heißt Menſchlichkeit, freches Laſter liebenswürdige Schwäche, niedrige Sklaverei ergebene Geſinnung, Loslaſſung des Thieriſchen im Menſchen, innerhalb der polizeilichen Ueberwachung, die wahre Freiheit.

So war es bei den despotiſchen Reichen Aſiens, und ſchwerlich viel beſſer in Tyrus und Sidon: doch das Entſetzlichſte und am geſchichtlichſten aufbewahrte Beiſpiel, ſowol der Sünde als der Strafe, iſt das kaiſerliche Rom. Kann ähnliches Verfahren in chriſtlichen Ländern andere Folgen haben? Ja, nämlich noch viel entſetzlichere!

Der andere Weg iſt die Heuchelei. Man berechnet, daß frommer Sinn ein großes Glück ſei für die Völker, bei welchen ſie ſich findet, und Religion das beſte Mittel Zucht und Sitte herzuſtellen, auch den Gehorſam der Unterthanen zu ſichern. Statt nun auf innerliche, ſittliche Erneuerung hinzuſtreben, und dabei mit gutem Beiſpiele voranzugehen, ſtellt man äußerliche Gebräuche wieder her, ſchmeichelt der Prieſterſchaft, gibt ihr die geiſtige Leitung des Volkes, und ſinkt doch gerade in den Abgrund, wenn man wähnt, ſich die feſteſte Stütze geſichert zu haben. So mehre der römiſchen Kaiſer von Auguſtus an. Früher oder ſpäter kommt die Weltkriſe: es wird Gericht gehalten, und Volk und Regierung gehen unter: dieſe unrettbar, jenes nur rettbar durch erneuertes, innerliches Gottesbewußtſein, und Aufnehmen des im Herzen der Menſchen immer wieder anklingenden, ewig jungen und verjüngenden Wortes der Offenbarungen Gottes.

Zweiter Abschnitt.

Die Folgerungen.

Einleitung.

Die Zeichen der innern und äußern Krise der Gegenwart.

Falls unsere Erforschung und Betrachtung der weltgeschichtlichen Entfaltung des Gottesbewußtseins und des Waltens der ewigen Gesetze der sittlichen Weltordnung nicht ganz der Wahrheit entbehrt, so fließen die voranstehenden Ergebnisse mit solcher Natürlichkeit und Nothwendigkeit aus den Thatsachen, welche wir als die leitenden und in sich zusammenhängenden Erscheinungen des Gottesbewußtseins der Menschheit während der letzten fünf Jahrtausende gefunden haben, daß wir wol annehmen dürfen, es müsse diesen Erscheinungen ein ewiges Gesetz zu Grunde liegen. Auch ohne daß ein speculativer Beweis geführt wird, wie solche Gesetze im Denken als nothwendig erscheinen, genügen Induction und Analogie für die Annahme, daß eine allgemeine Erfahrung auch für uns und unsere Zustände gelte. Auch unser Gottes-

bewußtſein in Religion, im Staat, in Geſittung iſt alſo ein Theil der allgemeinen Entwickelung. Es tritt damit die Frage an uns heran: was denn folgt aus den bisher betrachteten Erſcheinungen und Ergebniſſen für jeden von uns perſönlich, für unſere gemeinſamen Zuſtände, und für die Zukunft der Menſchheit?

Da wird es denn wol unter den Beſonnenen nur Wenige geben, wenn irgend Jemand, der angeſichts jener Thatſachen dieſe Frage, mehr oder weniger anknüpfend an die Schlußbetrachtung jener Ergebniſſe, ſich nicht etwa ſo ſtellte:

> Befinden wir uns nicht mitten in einer jener großen Kriſen, und vielleicht am Vorabende einer Kataſtrophe der europäiſchen Menſchheit?

Wir können, ſcheint es, die Frage nicht abweiſen ohne ſchuldbare Feigheit und ſtrafbare Gleichgültigkeit: ja nicht einmal ohne den Vorwurf innerer Unwahrheit.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir damit auf ein ganz neues und ſehr zartes Gebiet treten. Bisher hatten wir vollendete geſchichtliche Thatſachen vor uns, und die Ergebniſſe gingen hervor aus abgeſchloſſenen Zuſtänden: hier finden wir uns in der Strömung werdender Zuſtände, in denen wir alle betheiligt, alſo, nach Art der menſchlichen Natur, mehr oder weniger befangen ſind. Geht jene Strömung abwärts oder aufwärts? Was iſt in unſern Zuſtänden abwärts und aufwärts? Gehet Alles auf Zerſtörung hin oder Alles zum Aufbauen, oder ſind die Zuſtände gemiſcht? geht die Kriſe zur gänzlichen Auflöſung, oder zu neuem, beſſerm Leben auf dieſer Erde? Wir werden mit dieſen Fragen an unſere Gegenwart zunächſt vor die Wiſſenſchaft des Geiſtes treten, und vor deren praktiſche Anwendung, die Nationalerziehung und höhere Bildung. Dabei verſehen wir uns, wenn

auch vielfachen Widerſpruchs, doch eines ruhigen Gehörs. Anders aber iſt es bei den drei folgenden Hauptſtücken: den Folgerungen für das Kirchliche, für das Staatliche und für die ſocialen Zuſtände. Bei der Erörterung ſolcher Fragen iſt es leicht vorherzuſehen, daß nicht wie dort die Gelehrten, die Beſonnenen, die Forſcher und Denker, die Erfahrenen, mitſprechen und das Urtheil zuletzt beherrſchen. Vielmehr pflegen jedesmal, wo es die nächſten, eigenen Belänge gilt, die Leidenſchaften, und hinter ihnen die Selbſtſucht und der irdiſche Vortheil und Beſitz das große Wort zu führen, und ſtatt der oberſten Macht des Gewiſſens und der Vernunft werden von Denen, welche daran nicht glauben, oder ſich vor einem ſolchen Gerichte fürchten, ganz andere Kräfte und Beweisführungen zur Hülfe gerufen. Dieſes gilt namentlich von Allem, was Kirchlichkeit und Confeſſionalismus betrifft; denn hinter dieſe iſt es am leichteſten, ganz andere Belänge zu verſtecken. Damit wir alſo hier nicht unnöthigerweiſe verletzen und aufregen, wollen wir uns alles Eingehens in die Zuſtände und die Zukunft der römiſchen und griechiſchen Kirche gänzlich enthalten. Die Vertheidiger derſelben ſind mit uns darin einig, daß die Chriſtenheit ſich in einer Kriſe befinde. Ihrer nunmehr dreihundertjährigen Behauptung, daß dieſe Kriſe die Schuld der Reformation ſei, welche die Völker zum Untergange führe, ſtellen wir die Thatſache apologetiſch entgegen, daß dieſe Kriſe ſich als ein gedeihliches Aufringen zum Leben erweiſt aus einem tauſendjährigen Tode, oder wenigſtens aus einem langen Verderben und Misverſtande, welche die Gegner doch nicht leugnen.

Das zunächſt gefährliche oder bedenkliche Feld iſt das politiſche. Auch hier überlaſſen wir in einem, der ruhigen und geſchichtlichen Betrachtung geweihten Werke die beſondere An-

wendung dem Gewiſſen der Leſer: was wir zu kennzeichnen ſuchen iſt nicht perſönlich noch vereinzelt.

In beiden Hauptſtücken, dem kirchlichen und dem politiſchen, haben wir uns auf die Formulirung kurzer Sätze beſchränkt. Unſer Werk iſt ein hiſtoriſches: was darüber hinausgeht und in die Gegenwart eingreift, wird nur angedeutet, damit der Leſer ſelbſt finde, ob die Folgerung aus der geſchichtlichen Betrachtung fließe oder nicht.

Der letzte Abſchnitt berührt das was man mit dem allgemeinen Namen Geſittung nennen kann. Denjenigen, welche meinen, daß wir bei der Schilderung des Kritiſchen in den Zuſtänden unſerer Geſittung, Literatur und Kunſt, alſo überhaupt in unſern ſocialen Zuſtänden eine zu trübe oder zu herbe Anſicht verfolgen, wollen wir nur wiederholen, daß unſere Weltanſchauung durchaus keine trübe iſt, und daß, wenn wir Schweres und Betrübendes aufzeigen, wir davon eben ſo viel mindeſtens leiden, als irgend ein Anderer, obwol wir nicht ohne Troſt, ſondern voll Hoffnung ſind.

Alle unſere Beurtheiler aber bitten wir nicht zu vergeſſen, daß wir nur Umriſſe zeichnen mit Rückblick auf das Vorhergehende, obwol das Eingehen in Einzelnes oft ſehr verlockend geweſen ſein würde.

Erſtes Hauptſtück.

Die wiſſenſchaftliche Folgerung.

Die Aufgabe der Wiſſenſchaft iſt, die Methode der Philoſophie der Menſchheitsgeſchichte zu finden.

Erſter Satz.

Philologie, Hiſtorie und Speculation vereinigt führen zur poſitiven Philoſophie des Geiſtes.

Die drei Ausgangspunkte ſind die im Erſten Buche näher bezeichneten: der philologiſche, für die Erforſchung und Sichtung des gegebenen Thatſächlichen, als ſolchen; der hiſtoriſche, für die Entdeckung und Darſtellung des urſachlichen Zuſammenhanges und der Entwickelung dieſer Thatſachen; endlich der ſpeculative, für die Auffindung der Geſetze der Entwickelung des alſo geſichteten und in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange nachgewieſenen Thatſächlichen. Wenn wir nun auf jedem Schritte, um an die Wirklichkeit zu gelangen, dieſer drei Ausgangspunkte der Betrachtung bedürfen, ſo kann es ſich gegenwärtig weniger als je um eine „Umkehr der Wiſſenſchaft" handeln, wie Diejenigen geſagt haben, welche Gewiſſen und Vernunft läſtern, oder wenigſtens ihnen mistrauen. Vielmehr müſſen wir aus den Ergebniſſen unſerer Forſchung die Folgerung ziehen, daß umgekehrt eine Vertiefung und Belebung der Wiſſenſchaft des Geiſtes uns Noth thut. Jene

Wiſſenſchaft ſoll nicht getrennt bleiben vom Leben, ſondern mit ihm in innigere Verbindung treten. Der Menſchengeiſt ſoll bei ſeinem Wiſſenstriebe nicht auf Mathematik hingewieſen und darauf beſchränkt werden: es handelt ſich vor allem um eine innigere Verbindung mit der menſchlichen Wirklichkeit und eine fruchtbare Betrachtung ihrer Vergangenheit. Wir kennen unmittelbar nichts als Menſch und Menſchheit, und wir kommen bei ihrer Betrachtung bald dahin, daß beide ihre erſte Urſächlichkeit weder in der Natur noch in ſich ſelbſt haben, ſondern in einem ewigen, wollenden Gedanken, den die Menſchheit in ihrer Entwickelung darſtellt, ohne ihn zu erſchöpfen. Wir müſſen jetzt mehr als je Ernſt machen mit dieſer ſchwer und mühſam errungenen Erkenntniß, und aus der Betrachtung von Gott, Menſch und Menſchheit, als der ewigen und einigen Weſenhaftigkeit, unſer Gottesbewußtſein, und durch daſſelbe alles geiſtige Leben aufbauen, um uns aus der Verwirrung früherer Jahrhunderte und dem Drucke abſoluter Gewalten zur Klarheit des göttlichen Wiſſens und der Freiheit des Reiches Gottes zu erheben. Dazu ruft uns laut die Noth der Zeit und die Stimme der Weltgeſchichte. Die ganze europäiſche Menſchheit aller Welttheile und aller Bekenntniſſe hat hierfür denſelben Beruf.

Zweiter Satz.

Die Wiſſenſchaft des Gottesbewußtſeins muß jetzt vorzugsweiſe mit der Sichtung und geſchichtlichen Anordnung der Thatſachen vorangehen.

Nachdem es faſt ganz allgemein erkannt iſt, daß die ſpeculative Kritik der Phänomene des Geiſtes, auf dem Wege des reinen Gedankens, ihren Lauf von Kant bis Hegel vollendet hat, ohne ſelbſt in Schellings neuerm Syſtem zu der wirklichen poſitiven Philoſophie geführt zu haben; bleibt uns

bei der anerkannten Untüchtigkeit des aphoriſtiſchen Empirismus nichts übrig, als die Phänomene des Geiſtes in der Zeit gerade ſo zu betrachten, wie die Erſcheinungen der Natur im Raume, namentlich in der Aſtronomie ſchon ſeit mehren Jahrhunderten behandelt worden ſind. Wir werden alſo jene Phänomene hinſichtlich ihrer Wahrheit als Erzeugniſſe der Vernunft anſehen, hinſichtlich ihres Weſens als dem Sittengeſetz im Menſchen entſprechend, und verſuchen ſowol ſie als abgeſonderte, vollendete Erſcheinungen zu begreifen, als auch die Geſetze dieſer Entwickelung zu entdecken und darzuſtellen.

Wäre nun der geſchichtliche Stoff bereits vollſtändig geſichtet, alſo nach den Kategorien oder begrifflichen Grundformen des endlichen Seins geordnet und hiſtoriſch verbunden, alſo nach den Kategorien des Werdens oder der Entwickelung; ſo könnte man allerdings am beſten ohne weiteres in den ſpeculativen Theil der Unterſuchung eingehen, und auf dem Wege des Gedankens jene Geſetze der Entwickelung der Menſchheit zu erkennen, und behufs der Stärkung und Läuterung des bildenden Gottesbewußtſeins zur Darſtellung zu bringen ſuchen. Das iſt aber ſo wenig geſchehen, daß das Meiſte hier noch zu thun ſein dürfte. Wir müſſen alſo den mühſamen Weg der philologiſchen und hiſtoriſchen Forſchung nicht ſcheuen, bei deſſen Verfolgung uns aber immer das hohe Ziel vor Augen halten — das Verſtändniß von Gott, Menſch und Menſchheit — um uns nicht in Kleinigkeiten auf unfruchtbaren oder jetzt wenigſtens nicht anzubahnenden Pfaden zu verlieren.

Gleichzeitig wird aber dabei doch auch der Gedanke ſein Recht fordern und erlangen: denn er gewinnt eigentlich jetzt erſt ſeinen höchſten Gegenſtand, die Wirklichkeit, das ewige Sein, erkannt in ſeiner endlichen Entwickelung.

Zweites Hauptstück.

Die pädagogische Folgerung.

Die Aufgabe der Erziehung ist harmonische Entwickelung des Gottesbewußtseins.

Der Geist wird am meisten durch den Geist gebildet und zur Selbstkenntniß geführt: und deshalb sind für die Erziehung eines Volkes zur Menschheit (Humanität) Sprache und Geschichte, die Denkmäler des Geistes und die Vorbilder der sittlichen Kraft und Reinheit, viel wirksamer als Mathematik und Naturwissenschaft. Also zunächst Muttersprache, biblische und vaterländische Geschichte. Die höhere Bildung aber hat (wie wir gesehen) eine doppelte menschheitliche Wurzel: die biblische und die des klassischen Alterthums. So steht denn auch die höhere Nationalerziehung auf dieser doppelten Basis. Bibel und Alterthum sind die beiden Augen unsers Gottesbewußtseins, unserer Welt- und Nationalbildung: durch sie angeschaut werden unsere eigenen Zustände uns in ihrer göttlichen und menschheitlichen Bedeutung erst recht verständlich.

Also wird bei der allgemeinen Volkserziehung das biblische Element vorherrschen müssen, das heißt, die Weltgeschichte vom Standpunkte des unmittelbaren Gottesbewußtseins mit Christus als Mittelpunkt. Bei der höhern, mehr wissenschaftlichen Bildung wird dagegen das klassische Alter-

thum hervortreten müſſen, das Bibliſche mehr den individuellen Bedürfniſſen überlaſſen bleiben.

Die Bibel als Geſchichte Gottes muß hiernach das allgemeinſte Lehrmittel ſein. Sie iſt es aber nur bei den evangeliſchen oder gemiſchten Völkern: bei den katholiſchen iſt das Bibliſche verpönt, das Geſchichtliche überhaupt als Forſchung ſehr beſchränkt. Der Volksunterricht hat alſo eigentlich bei dieſen gar keine heilige, menſchheitliche Grundlage, ſondern wird ſich mehr auf Einlernen von Bräuchen und auf Dasjenige beſchränken, was dem Kirchlichen neutral iſt. In dieſem Umſtande liegt ein ganz unberechenbarer Unterſchied des Gottesbewußtſeins der evangeliſchen und der katholiſchen Völker. Dort iſt jene älteſte und heiligſte Urkunde des Menſchengeſchlechtes, das Erſte Buch des Geſetzes, die Nahrung des jugendlichen Geiſtes aller Klaſſen, und eben ſo die Erzählung vom Leben Jeſu, mit allem was an beiden hängt. Weltgeſchichte und menſchliche Perſönlichkeit werden dadurch dem Volksgeiſte, und zwar den künftigen Müttern wie den künftigen Männern, vom Mittelpunkte des Gottesbewußtſeins vorgeführt. Gottes Geſchichte, urkundlich, unmittelbar, iſt vom Schooße der Mutter bis zur Volksſchule der Gegenſtand der Belehrung und Betrachtung des kindlichen Geiſtes aller Stände, wie der Forſchung und des Nachdenkens der erſten Männer und Geiſter der Nation. Wie hingegen ſoll ein lebendiges Gottesbewußtſein unter einem geiſtreichen und altgebildeten Volke (und das ſind alle romaniſchen Völker vorzugsweiſe) da entſtehen, wo die Bibel das unbekannteſte Buch, ihre Verbreitung das verbotenſte Werk iſt, ja als ein verfluchtes geſcholten wird? Gottes Geſchichte in der Erziehung auch nur verdrängen, iſt noch mehr (wegen der Heiligkeit des Geiſtes über die Natur) als Gottes

Sonne auf der Erde verhüllen wollen! Die Folgen liegen am Tage.

Der Gegenſatz zeigt ſich in Holland, verglichen mit Belgien (dem jetzigen, nicht dem von 1560), und in der proteſtantiſchen Schweiz mit den katholiſchen Cantonen. Die entgegengeſetzten Behauptungen, z. B. in Rendu's Bericht über die deutſchen Schulen, beruhen theils auf Unkenntniß, theils auf engherziger klerikaler Anſchauung. Aber auch die evangeliſchen Bildungsanſtalten ſind noch keineswegs zu ihrer vollen Ausbildung gelangt: in England wegen des Mangels aller philoſophiſchen Methode bei dem Sprachunterrichte, und auch bei dem Unterrichte in der Religion; in Deutſchland wegen des Verwechſelns von Wiſſen und Können. Jenes ohne dieſes hat als Bildungsmittel einen ſehr geringen Werth, und einen um ſo geringern bei der Volkserziehung und der allgemeinen, nationalen Bildung. Das Wiſſen verſchwindet ſpurlos, das Können gar nicht, oder mindeſtens nicht ohne dauernde Spur und Wirkung. Man *kann* nun offenbar viel weniger als man *weiß*, d. h. nur mit dem Verſtande aufgefaßt hat. Aber das Können allein übt die Selbſtthätigkeit: das Wiſſen nur die Empfänglichkeit für Eindrücke. Jenes bringt thätige, entſchloſſene Charaktere hervor, dieſes leicht Bücherwürmer, Träumer oder Schwätzer. Gottesbewußtſein iſt Leben, Leben Kraft: die Kraft wird aber nur erworben durch Selbſtthätigkeit.

Das Uebermaß der Lehrſtunden in unſern Gymnaſien iſt alſo nicht blos Folge des Eindringens der ſogenannten Realien, das heißt der poſitiven und techniſchen Lehrgegenſtände, ſondern auch des Sinkens jenes Gottesbewußtſeins, aus welchem die ältere Studienordnung Preußens hervorging. Man hat vergeſſen, daß Schulen nicht Gelehrte und Schulmänner, ſondern Menſchen, Volks- und Staatsmänner bilden ſollen.

Die Begeiſterung für das Alterthum kann nur durch die Wahl des Beſten und Hervorhebung des Menſchlichen in ihm geweckt und erhalten werden.

Den höhern Forderungen der Mathematik und den Realien kann man nur in den Progymnaſien (bis Ober-Tertia) genügen: alles Weitere gehört in die Realſchulen, welche am beſten mit den beiden obern Klaſſen parallel laufen dürften. Das eigentlich Techniſche erfordert Realuniverſitäten und hat ſich in einem unſerer ſogenannten Polytechniſchen Inſtitute (in Carlsruhe) dieſe Form ſchon faſt gefunden.

Auf dieſe Weiſe kann auf den Univerſitäten Zeit und Kraft bleiben zur menſchlichen Fortbildung, wofür es kaum einen weniger geeigneten Gegenſtand geben dürfte als die gelehrte juriſtiſche Bildung für künftige praktiſche Männer der Verwaltung. Und doch nehmen die Vorleſungen darüber jetzt bei weitem den größten Theil der Zeit und Kraft der künftigen Lenker und Verwalter des Staates weg, während die im Laufe dieſes Jahrhunderts poſitiv ausgebildeten ſtaatswirthſchaftlichen Wiſſenſchaften faſt allen unſern Staatsmännern, bis auf die neueſte Zeit, gänzlich unbekannt geblieben ſind.

Wie nun hängt alles dieſes zuſammen mit dem Gottesbewußtſein? Aufs unmittelbarſte und innigſte! Das Gottesbewußtſein iſt das Bewußtſein um den innern, menſchlichen Sinn und Zuſammenhang und die Harmonie der einzelnen Zweige des menſchenbildenden Wiſſens, unter einander und mit der Wirklichkeit. Das iſt die Baſis des Bewußtſeins Gottes in der Erziehung!

Nicht weniger ernſte Lehren aber ſcheinen uns die Ergebniſſe der Geſchichte dieſes Bewußtſeins auf dem Gebiete der Volksſchulen zu geben, namentlich in dem religiöſen Unterrichte. Die Unterweiſung ſoll hier vorzugsweiſe erziehend

ſein. Da iſt es denn ganz in der Ordnung, daß man an die Stelle kraft- und ſalbungsloſer oder verſchraubter „Bibliſcher Geſchichten" in der Schule, und neben oft endloſen (wo nicht geiſtloſen) Predigten in der Kirche, das Leſen der Bibel ſelbſt wieder in beiden einzuführen ſuche. Allein die Auffaſſung der Schulmänner und Kirchenräthe, welche dieſes in den letzten Jahrzehenden betrieben haben, ſcheinen dabei großentheils mehr von einem Eifer für die Maſſe und den Buchſtaben als für den Gehalt und Geiſt der Bibel beſeelt geweſen zu ſein. Man wird dadurch ſo wenig in den Schulen und den Gemeinden, als in den Schullehrerſeminarien den Zweck erreichen, ſondern umgekehrt nur Heuchelei oder Widerwillen hervorrufen. Auch hier dürfte ſich der bedauerliche Umſtand herausſtellen, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich in den letzten vierzig Jahren wenig um die Wiederbelebung des religiös-kirchlichen Sinnes bekümmert, und noch weniger mit der Gemeinde und deren Bedürfniſſen beſchäftigt haben. Die wiſſenſchaftlichen Probleme zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe ſind noch zu löſen, und die Paſtoren werden ſie ſchwerlich löſen.

Endlich gehört zur harmoniſchen Ausbildung des Gottesbewußtſeins im Einzelnen und im Volke auch der gymnaſtiſche Theil, oder die Ausbildung einer geſunden und ſchönen Leiblichkeit. Das Turnen hätte nie beſeitigt werden ſollen, gäbe es auch beſſere Gründe für eine ſolche Beſeitigung als die, welche in der Kampziſchen Zeit vorwalteten. Aber mit Herſtellung des Turnens und Schwimmens allein iſt's nicht gethan. Das phyſiſche Leben wird, bei den jetzigen Einrichtungen der meiſten Schulen, nicht weniger geknickt als das geiſtig-ſittliche, durch die Ueberfüllung der Schulen mit Lehrgegenſtänden. Der Knabe und der heranwachſende

Jüngling hat, und namentlich in den höhern Klaſſen der Schulen, faſt doppelt ſo viel Stunden in doppelt ſo viel Gegenſtänden, als er wirklich verarbeiten kann. Daraus, und in den Anſtalten auch aus dem Mangel hinlänglicher und ſtärkender Koſt, und aus der (für Schüler wie für Lehrer) gewiſſenloſen Beſchränkung der Ferien, und ihrer Verkümmerung durch maßloſe Ferienarbeiten, iſt Vieles zu erklären. Das geſunde Leben der Nation iſt dadurch in jeder Hinſicht geſchwächt, eben ſowol als durch die geiſtloſe Pedanterei, womit in vielen höhern Anſtalten das Studium des Alterthums betrieben wird.

Daß man Wehrhaftigkeit und Schulgymnaſtik getrennt, iſt ebenfalls ein Zeichen des Sinkens jenes Geiſtes, welcher ſich von 1808 an neubelebend geltend machte, ſeit 1820 aber mehr oder weniger ſyſtematiſch niedergedrückt wurde.

Keine Bildung wie keine Religion ohne lebendiges Gottesbewußtſein! keine Erziehung als durch Sprache, Bibel und Alterthum, in ihrer menſchheitlichen Bedeutung! Aber auch keine geſunde nationale Erziehung ohne geſunde und ſchöne Leiblichkeit und volle Freude am Daſein!

Drittes Hauptstück.

Die kirchliche Folgerung.

Die Form der jetzigen kirchlichen Lehre und Gottesverehrung entspricht nicht dem Gottesbewußtsein der Gegenwart.

Die Thatsache, daß keine der jetzt bestehenden größern Gemeinschaften den Forderungen entspricht, welche sich aus unserer bisherigen Betrachtung ergeben, bedarf keines Beweises. Also auch nicht die Folgerung, daß sie alle sich reformiren oder untergehen müssen. Denn das Eigenthümliche einer kritischen Zeit ist ja eben dieses, daß gewisse krankhafte Zustände, welche sich vielleicht Jahrhunderte hindurchgezogen haben, aufgefordert werden durch die Stimme der Weltgeschichte, das heißt durch die Noth, sich von innen heraus neu zu gestalten, wenn sie nicht hinweggeschwemmt werden sollen von einer neuen Flut.

Natürlich gibt es dagegen auf dem Gebiete der Theologie unwiderlegliche Einwendungen und Gegengründe, und auf dem politischen Gebiete auch Zwangsmittel, dergleichen unbequeme Betrachtungen zu beseitigen. Allein der Historiker des Gottesbewußtseins hat seine Berechtigung bei dem hohen Gegenstande, welchen die Theologen den ihrigen nennen. Es ist seine Pflicht die Wahrheit der Thatsachen zu erforschen und auszusprechen: denn das ist der Beruf des Priesterthums der Menschheit. Inquisition, Verfolgung und Verdächtigung soll

kein Chriſt fürchten: ſie ſind auch Gottlob! den Leſern dieſes Werkes nur durch die Verſuche ſophiſtiſcher Rechtsgelehrten und Theologen und ihrer kurzlebigen Helfershelfer bekannt.

Nach dieſer Erklärung übergeben wir die folgenden Sätze dem Gewiſſen und dem Nachdenken unſerer Leſer.

Erſter Satz.

Die Gemeinde der Zukunft muß als Trägerin der Grundidee aller Anbetung anerkannt und dargeſtellt werden, nämlich des wahrhaften Opfers.

Die Gemeinde iſt die ſichtbare Darſtellung der Gegenwart Gottes unter den Menſchen, ſein Tempel und Heiligthum: ihre Anbetung das Gelöbniß dieſem Gottesbewußtſein gemäß in Heiligkeit und mit hingebender Liebe zu denken und zu leben. Das iſt das wahre und urſprüngliche Opfer der Gemeinde: das Evangelium fordert dieſes Opfer, und nur dieſes: die Reformation erkennt das Prinzip, aber ihre Formulare ſind nur proviſoriſch und entſprechen jener Forderung nicht. Wiſſen und bedenken das die Biſchöfe, die Kirchenräthe und die kirchlichen Conferenzen?

Zweiter Satz.

Der Gottesdienſt muß hinſichtlich des Gehalts zugleich bibliſch und geiſtig ſein.

Wie die Form ihren lebendigen Mittelpunkt hat in der Opferidee; ſo der Gehalt des Gottesdienſtes in der Bibel, als weltgeſchichtlicher Offenbarung. Dieſes bringt alſo mit ſich eine vernünftige Verleſung der Bibel: die evangeliſche Geſchichte muß Mittelpunkt ſein, und die rationell-bibliſche Darſtellung der Geſchichte der Offenbarung Gottes in der

Menſchheit im Kirchenjahr ſich von da aus geſtalten. Haben das unſere Conſiſtorien und Kirchenräthe gethan?

Dritter Satz.

Der Gottesdienſt muß freie und feſtſtehende Elemente haben, darf aber nie herausgehen über die Bedeutung eines Sinnbildes, und alſo darf neben der Anbetung die Predigt nicht fehlen.

Die Predigt iſt das im Geiſte des Predigers wiedergeborene Wort Gottes: ohne das Wort iſt der chriſtliche Gottesdienſt ein unvollkommener, und ſteht immer in Gefahr in ein Zweckwerk oder ſelbſtgültiges Werk auszuarten, das heißt ins Judenthum oder Heidenthum zurückzufallen. Wiſſen und bedenken das unſere Liturgen?

Vierter Satz.

Beten kann nicht befohlen werden: aber es kommt von ſelbſt durch den Geiſt Gottes aus dem durch Verleſung und Predigt des Wortes Gottes gehobenen Gottesbewußtſein der Gemeinde, welche Chriſtus als ihren König weiß, und durch Aelteſte und Synoden ihres Vertrauens ihrer Freiheit ſich bewußt wird.

Wie ſoll ſich die anbetende Gemeinde freudig erbauen, wenn ſie in ihren eigenſten Angelegenheiten bevormundet und gemaßregelt, und ihres Lebens nimmer froh wird?

Viertes Hauptstück.

Die politische Folgerung.

Nur die Staaten der gesetzlichen Freiheit können die jetzige Krise überleben.

Auch hier stehen die Folgerungen aus unserer Erforschung und Darstellung des Gottesbewußtseins der Menschheit in ihrer geschichtlichen fünftausendjährigen Entwickelung so klar auf jedem Blatte der Weltgeschichte geschrieben, für Jeden, welcher an eine göttliche Weltordnung, also an Gott, glaubt, und die Bedürfnisse seines Gemüthes und der Gegenwart kennt, auch dafür zu leben und zu sterben willig ist, daß es als unnöthig erscheint mehr zu thun als diese Folgerungen in möglichst bündiger Fassung kurz aufzustellen. Nur die gesetzliche Freiheit ist nach dem evangelischen Christenthum wirklich gottgefällig, weil allein sittlich. Ja die bürgerliche Freiheit ist die Gewähr der Aufrichtigkeit des evangelischen Bekenntnisses, und nothwendig zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstellung der Harmonie des Lebens. Die bürgerliche Freiheit endlich ist nothwendig nach der göttlichen Weltordnung, weil das Reich Gottes durch Völker und Staaten fortschreitet. Jetzt aber thut sich allgemein ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalsache. Die beiden großen Gegensätze der geistigen Strömung der letzten dreihundert Jahre, der Romanismus, welcher die Völker ohne Reformation zur politischen Freiheit führen will, und der

Germanismus, welcher vor allem nach religiöſer Freiheit und ſittlicher Reform ſtrebt, ſind verſchwunden.

Erſter Satz.

Die politiſche Kriſe iſt eine religiös-kirchliche geworden, und die religiös-kirchliche eine politiſche: die Völker und Staaten bedürfen aber einer innern, ſittlichen Erneuerung.

Zweiter Satz.

Die Völker verlangen von den Regierungen größere Freiheit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern, aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein innerer Widerſpruch, welcher eine Weltkriſe herbeiführen muß.

Mit dieſen beiden Sätzen iſt viel mehr ausgeſprochen und gefordert, als die meiſten Menſchen ſich bei dieſen Worten denken. Freiheit iſt Selbſtverwaltung und Selbſtregierung: dieſe aber ſetzen die Kraft ſittlicher Willensbeſtimmung und alſo Selbſtbeherrſchung im Einzelnen voraus. Volksfreiheit ohne Revolution ſetzt voraus das gegenſeitige Vertrauen Aller, gegründet auf Vertrauen auf Gott und Glauben an die ſittliche Weltordnung.

Deshalb kann jedes Volk wol die Freiheit verkündigen, aber nur ein auf ſittlich-religiöſer Baſis ſtehendes Volk kann ſie wirklich ausüben und erhalten. Und jede Regierung kann am Ende der Nothwendigkeit weichen wollen auf Freiheit einzugehen: aber wenn dann im Volke das innere, ſittliche Gottesbewußtſein fehlt, die einzige Quelle aller Erneuerung, wie iſt der Revolution dauernd zu ſteuern?

Fünftes Hauptſtück.

Die ſociale und chiliaſtiſche Folgerung.

Die geſelligen Zuſtände und die Zukunft der Menſchheit befinden ſich in einer Weltkriſe.

Erſter Satz.

Der Gegenſatz zwiſchen nationalem Schriftthum und der Geſittung überhaupt einerſeits und Religion und Frömmigkeit andererſeits, muß eben ſowol aufgehoben werden als der Gegenſatz von Wiſſenſchaft und Forſchung mit Religion und Theologie, oder als der zwiſchen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und Freiheit der kirchlichen.

Das Leben des neuen Europas iſt durch jene Trennung und Scheidung verkümmert worden: und doch iſt keine wahre Wiſſenſchaft und Kunſt denkbar ohne Gottesbewußtſein, und dieſes kann nicht bildend fortſchreiten ohne beide. Jene Gegenſätze ſind im Großen und Ganzen die Gegenſätze der romaniſchen und der germaniſchen Bildung, und es handelt ſich darum, ſie ſo zu begreifen und zu kräftigen, daß ſie ſich gegenſeitig ergänzen. Immer wird dabei das Unterſcheidende ſich kundgeben, daß nämlich der eine Theil des gebildeten Europas vorzugsweiſe die eine Seite anſtrebt und

ausbildet, der andere dagegen die andere: allein bei vollkommener Durchbildung im Individuum wird sich diese Verschiedenheit wesentlich nur als Gegensatz des Ausgangspunktes darstellen. So ist seit der großen Trennung die Religion der Germanen kunstlos, die der Romanen dagegen strebt nach Schmuck. Bei weiterer Ausbildung aber zeigt sich die germanische Kunst eben so gut wie das nationale Schriftthum religiös, und die Kunst und Literatur der Romanen dagegen strebt nach weltlicher Freilassung. Alle diese Gegensätze sind verschwunden oder verschwindend: ein harmonisches, echt menschliches Leben kann sich gestalten, mit Durchdringung der Stände und der Nationalitäten: es kann aber auch Alles untergehen in Verwirrung.

Zweiter Satz.

Den socialistischen Umwälzungstrieben kann nur durch die wahre sociale Gesinnung und die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zustände mit Erfolg entgegengearbeitet werden.

Auch hier zeigt sich die Rettung nur in einer größern Vertiefung und Ausdehnung des Gottesbewußtseins und seiner Verwirklichung von innen heraus.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die vor siebzig Jahren begonnene große politische Umwälzung des romanischen Europas furchtbare sociale Elemente in sich schloß, und daß diese nicht allein dort, sondern auch im Schooße vieler germanischer Nationen, mehr und mehr sich entwickelt haben. Das ist der Fortschritt des Todes, und das herrscht vor allenthalben, wo die Erscheinung nicht als Fingerzeig der ewigen Weltordnung erkannt und benutzt ist, um mit der Besserung der politischen und sittlichen Zustände tiefer zu

gehen. Das Uebel iſt nicht mehr ein örtliches im ſtaatlichen Organismus, ſondern ein allgemeines. Aber jedem Uebel ſteht, bei innerlicher Geſundheit, die heilende Kraft des ſich verjüngenden Lebens ſiegreich zur Seite. Und haben nicht in der That auch ſelbſt jene Bewegungen eine neue ſittlich-religiöſe Kraft hervorgerufen, und zwar nicht allein bei den bedrohten höhern Klaſſen, ſondern auch bei vielen vom Socialismus ergriffenen Seelen? Aber nur das Evangelium vermag dieſes Wunder in den Maſſen zu wirken.

Dritter Satz.

Der Glaube an ein bevorſtehendes Ende der Welt iſt zu beachten als ein fortſchreitendes Gefühl der Zeit von einer gegenwärtigen Weltkriſe und einer drohenden ſocialen, politiſchen und religiöſen Kataſtrophe in Europa.

Die beiden Formen des Vorgefühls einer furchtbaren und doch nicht allenthalben abzuwehrenden Kataſtrophe der europäiſchen Menſchheit ſind die von dem Herannahen des tauſendjährigen Reiches, als der Wiederbringung aller Dinge, und die von einer unbedingten Zerſtörung: ſei es, daß das Ende dieſer Welt, als Vertilgung des Menſchengeſchlechtes, oder nur als Vernichtung der gegenwärtigen Verhältniſſe gedacht werde. Von dieſen beiden Vorſtellungen iſt die erſte, die chiliaſtiſche, oder die Theorie vom Millennium, offenbar die gefördertere: ja, wenn ſie richtig, alſo geiſtig, gefaßt wird, muß ſie die evangeliſch-apoſtoliſche heißen. Nach dem Evangelium, nach den evangeliſchen Briefen und nach der Offenbarung des Apoſtels Johannes iſt das Ziel und die endliche Wirkung der richterlichen Wiederkehr Chriſti die Gründung eines allgemeinen Gottesreiches. Wenn aber nun dieſe Wiederkehr Chriſti

das Zeichen des Kampfes und Gerichts sein soll (und das steht klar im Evangelium), also des Unterganges der bestehenden ungöttlichen Ordnungen, politischen und kirchlichen, ist dann Christus nicht bereits wiedergekehrt? Leben wir nicht in dieser seiner richterlichen Gegenwart, seiner verheißenen Zukunft? Ohne allen Zweifel: nach dem Zeugnisse des Evangeliums und der Weltgeschichte. Wer betrügt sich mehr, die Juden, welche noch auf ihren Messias warten, oder die Christen, Fürsten wie Völker, welche nicht merken, daß der Messias, an welchen sie glauben, der richtende Geist des Vaters und Sohnes, wiedergekehrt ist, um Gericht zu halten über diese undankbare und übermüthige Welt, und zum Troste Derer, welche nur von Ihm das Heil erwarten? Wir glauben, daß die Verkündigungen der Apokalypse noch eine große Zukünftigkeit einschließen: aber wir bedürfen ihrer nicht um uns berechtigt zu finden, diesen Satz auszusprechen.

Vierter Satz.

Die bevorstehende europäische Welt-Katastrophe wird eben wie alle vorhergehenden ein Weltgericht sein, und nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreiches zur Folge haben.

Dieses ist bis jetzt in jeder großen Weltkrise der Fall gewesen, und das dadurch fortgeschrittene Gotteswerk auf der Erde hat noch, in jedem Zweige, eine kaum übersehbare Aufgabe weiterer Entwickelung vor sich. Einmal hat die Ausbreitung des Glaubens an das Evangelium sich doch bisher nur in einem sehr engen Kreise bewegt, wenn man die Gaukeleien von Bekehrungen von Kindern und Völkern durch Taufbesprengung beseitigt. Zweitens weil dieser Glaube

bisher doch nur in die äußere Rinde des Weltlebens eingedrungen ist, sobald man auf die Verwirklichung geht: sowol das theoretische wie das praktische Gottesbewußtsein haben noch die größten Probleme der Wissenschaft und des geselligen Lebens zu lösen. Endlich ist selbst der individuelle Glaube an Christus bei den Meisten noch sehr ungeläutert und ungeistlich. Der Autoritätsglaube und das Kleben an Aeußerlichkeiten ist nicht der Glaube, welchen Christus fordert. Entweder ist das Christenthum eine Lüge und die Geschichte des Gottesbewußtseins die Darstellung eines Traumes, oder es wird die Zeit kommen, wo jeder religiös gesinnte Mensch, die Frau wie der Mann, „von Gott selbst geleitet sein", das heißt, die Wahrheit des Christenthums in sich selbst unmittelbar empfinden wird, und wo dieses allein Religion heißt. Dann erst kann die Religion die socialen Zustände durchdringen.

Eben so gewiß muß eine Zeit kommen, wo eine absolute Herrschaft im Staate, religiös und sittlich, wie die Sklavenherrschaft betrachtet, und von beiden Seiten anerkannt wird, daß sie, wie diese, ein noch größeres Unglück sei für Diejenigen, welche sie üben, als für Die, welche sie leiden. Die letztern können durch solche Zustände eben sowol zum Glauben gebracht werden als zur Verzweiflung, die Herrscher selbst aber nur zum Bösen, zur Lüge, zum Wahnsinn.

Endlich, wenn eine göttliche Weltordnung besteht und in Jesu Gottesbewußtsein geschaut und abgespiegelt ist, muß auch eine Zeit kommen, worin die Kriegführung als ein Rest der Verwilderung und eben so unvernünftig als unsittlich, und also die Veranlassung desselben als ein gemeines Verbrechen angesehen wird.

Wer will glauben, daß unsere Staatsmänner auf diesem Wege seien, wie Manche behaupten, und wie schwärmeri-

ſche Gemüther meinen? Nicht einmal die erſte redliche Anbahnung ſolcher Zuſtände durch eine Friedensverbindung ſittlich frommer Nationen und aufrichtiger Regierungen, verbunden mit einem Schiedsgerichte, den Amphiktyonen der neuen Menſchheit, iſt bis jetzt ernſtlich angeſtrebt von irgend einer Regierung. Aber ſchon daß man die Sache erörtert, und daß die Idee als Mittel politiſcher Bewerbung und diplomatiſcher Täuſchung gebraucht wird, beweiſt, daß ſie eine Macht in den Gemüthern gewonnen hat. Die Thoren und Heuchler, welche glauben, daß ſie dadurch dem herannahenden Gerichte entgehen werden!

Fünfter Satz.

Die Wiederbringung aller Dinge, alſo der Sieg des Guten auf der Erde, iſt das Ziel der Geſchichte: der Geiſt iſt unſterblich als ſittliche Perſönlichkeit, und ſein Fortſchritt unendlich, denn er iſt urſprünglich Eins mit dem ewigen, bewußten Gedanken des Weltalls, und ſoll dieſen Gedanken auf der Erde verwirklichen in ſchrankenloſer Zeit.

Dieſe letzte Folgerung iſt, vom Standpunkte des rein geſchichtlichen Forſchens nur bedingt zu erweiſen, nämlich nur wenn zugegeben wird, was ſich nicht geſchichtlich, ſondern nur ſpeculativ erweiſen läßt. Die Vernunft hat bewieſen, und kann zu jeder Zeit in neuer Formel beweiſen, daß man endliche Folgerungen auf das Unendliche anwenden kann, inſofern nicht das Unterſcheidende beider in Betracht kommt, ſondern Das, was im Endlichen als unendlich, weil ewig, geſetzt werden muß. Außerdem aber ſtellt das Gewiſſen jene Annahme als Heiſcheſatz auf: wir nennen Gewiſſen, was bei Kant als praktiſche Vernunft aufgeführt und behandelt wird.

Schluß.

Mit dieſem Satze langen wir alſo bei der äußerſten Grenze des uns vorgezeichneten Gebietes an, da wo das Geſchichtliche in Poeſie oder Speculation, das Schließen nach Analogie und Induction in die Beweisführung durch den reinen Gedanken übergeht. Unterdeſſen dürfen wir wol annehmen, daß in jenem Heiſcheſatze das dem Menſchen eingepflanzte Gottesbewußtſein mit unfehlbarer Wahrheit rede. Wir bedürfen als Philoſophen zu dieſer Annahme nichts als denſelben Glauben der Vernunft, womit die Menſchheit an ihr Daſein und ihre Auffaſſung der ſichtbaren Wirklichkeit glaubt. Der denkende Geſchichtsforſcher nun wird in dieſem Glauben an den göttlichen Inſtinkt mächtig geſtärkt durch die Wahrnehmung, daß die edelſten Stämme der Menſchheit an demſelben feſtgehalten haben in allen Zeitaltern, und zwar in demſelben Grade als ſie erleuchtet, tugendhaft und glücklich waren. Der Chriſt endlich findet dieſen Glauben im tiefſten Grunde des Gottesbewußtſeins jener einzigen Perſönlichkeit, welche nicht allein der Urheber, ſondern auch der Gegenſtand unſers innerſten Gottesbewußtſeins iſt.

Wenn nun die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes als eine Entwickelung des Ewigen, Unendlichen in der Zeit

angeſehen werden muß; ſo wird ſie nicht allein eine fortſchreitende ſein, ſondern als eine, nach menſchlichem Maßſtabe unendliche angenommen werden müſſen: das heißt als ein Fortſchritt, deſſen Ende nicht beſtimmbar iſt nach menſchlichen Zeitverhältniſſen.

Was denn wird dieſe Entwickelung anders ſein als eine immer zunehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit, eine immer innigere Durchdringung des Wahren und des Guten, alſo die vollkommenſte Schönheit? Beides, Sein und Erkennen, Wahres und Gutes, ſind ja Eins in Gott. Ja das ſind beide auch, wenngleich in menſchlicher Unvollkommenheit, in der Menſchheit. Wir ſehen ſie, bei richtiger Beobachtung, in der Geſchichte Hand in Hand gehn, obgleich in Knechtsgeſtalt und dem gewöhnlichen Auge verhüllt in den Lumpen der menſchlichen Unvollkommenheit, außer wo ſie in ihren Wirkungen ſich unwiderſtehlich vor der Welt geltend machen. Die, welche dieſe Vereinigung als die wahre Weisheit lehren, ſind die wahren Jünger der Weltweisheit: Diejenigen aber, welche durch ihr Leben und Wirken dieſe Weisheit bethätigen, Frauen wie Männer, ſind die wahren Jünger des als Geiſt zum Gerichte wiederkehrenden Chriſtus, und werden die Welt richten mit Ihm.

So gehe denn glaubensmuthig und in Gott ſelig durch die Jahrtauſende, du zerriſſene Menſchheit, du zertretenes Volk Gottes! Du biſt doch eine größere Verherrlichung des Ewigen als alle Sonnen und Sterne, denn es ſtrahlt aus dir, und von Allem was wir ſehen, aus dir allein, der bewußte Geiſt, nach welchem die ganze Natur ſich ſehnt, und in dir allein offenbart ſich die göttliche Liebe, welche den Gedanken der Schöpfung gedacht und ſich in dieſe Wirklichkeit verſenkt hat! Und du, gottbewußtes Geſchlecht der

nächſten oder einer fernern Zukunft, erſchrick und verzage nicht, wenn das Weltgericht einbricht über das alte Europa: was ſtürzt, ſinkt getroffen vom rächenden Blitze des Himmels, und was in Trümmer fällt, macht nur Platz dem neuen Leben, welches im ſtillen Laufe von Jahrhunderten, unbeachtet und deshalb ungeſtört, unter ihm aufgeſproßt iſt. Es wird Alles reifen zu ſchönerer Frucht. Du aber, einzelner Geiſt, der du mit uns durch die wüſte und verwirrte Gegenwart zieheſt, lebe das Ewige in der Zeit, weide dich an dem herrlichen, glücklichern Weltalter, und ſpiegele dich und deine Zeit in dem großen Weltſpiegel der Menſchheit, der Bibel und ihrem unerſchöpflichen Schatze von Gotteswort. Dann wirſt du ganz verſtehen jenen Spruch des frommen und weiſen Mannes, den wir oben dir vor Augen geſtellt haben:

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der iſt befreit
Von allem Streit.

Ausführungen und Nachweise zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

Ausführungen zum Dritten Buche.

(Theil II.)

1.

Zu S. 47: Die Lieder des Schi-King.

Die älteſten Lieder, welche einen geſchichtlichen Anhaltspunkt haben, beziehen ſich auf die Dynaſtie Schang, welche nach der Staats-Chronologie 1766 Jahre v. Chr. zu regieren begann, nach der einzig richtigen des Bambusbuches aber erſt im Jahre 1559. Nach 28 Regierungen, in 15 Geſchlechtern, folgte das Haus Tſcheû, im Jahre 1050: gewöhnlich wird nach amtlicher Rechnung 1122 angenommen. Von der Herrſchaft dieſes Hauſes dauern die erſten elf Regierungen 269 Jahre: alſo bis zum Jahre 782. Das Jahr 776 (erſte Olympiade) iſt das ſechste Jahr des zwölften Königs: in dieſes fällt die mit aller Genauigkeit beobachtete Sonnenfinſterniß. Das erſte Jahr dieſes Königs, Yeu-Yang, iſt alſo das Jahr 781. Die Lieder aus dieſem Hauſe gehen alſo vor 781 hinauf bis zum Jahre 1050. Hier allein haben wir nachweisliche Verfaſſer: Anſpielungen auf das Haus Schang aber, Erinnerungen aus der Zeit dieſer Dynaſtie (alſo von 1559—1051 v. Chr.), haben auch wol damals erſt ihre dichteriſche Form empfangen. Man ſehe Gaubil, „Observations", II, 151. Bunſen, „Aegyptens Stelle", Buch IV. Der in den Liedern geprieſene Wu-Wang iſt der Gründer der Tſcheû-Dynaſtie, welcher den gottloſen letzten König der Schang ſtürzte. Er iſt, wie wir ſehen werden, der Gründer der ethiſchen Auslegung der Zeichen-Philoſophie der Chineſen. Seines Enkels Lieder ſtehen im „Schi-King", Buch IV, Kap. 1, 2. Die aus der Dynaſtie Schang in Kap. 3. (S. Mohls „Ausgabe der Ueberſ.", S. 192—219. Vgl. Noten zu Kap. 3, S. 319 fg.)

Wir geben bei dieſer Gelegenheit ein ſchönes, altes Lied des Schi-King, welches Herr Johann Cramer in ſeinem „Schi-King oder chineſiſche Lieder", geſammelt von Confucius (ſ. oben im Texte, S. 47), geſchmack-

voll überſetzt hat (S. 156), und in der Vorrede (S. VIII) ſinnig als prophetiſchen Ausſpruch der Ahnung einer erneuernden Zukunft bezeichnet.

Aeußeres ohne Inneres.

Herrlich iſt es wol zu ſchauen,
Wie wir unſern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunſt und Wiſſenſchaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erſpäht,
Auch zur tiefſten Tiefe geht
Unſers Geiſtes Forſchen:
Dennoch iſt uns angeſagt,
Daß dem Reich ein Morgen tagt,
Wo es wird vermorſchen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geiſtes Urgewalt
Fehlt es unſerm Können;
Wie der Haſ' auch zierlich ſpringt,
Endlich es dem Hund gelingt,
Wieder ihn zu rennen.

Ein wunderbar ernſtes Gefühl der völligen Abgeſtorbenheit des innern Lebens des alten Volkes der Menſchheit, aus dem achten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, wo nicht aus früherer Zeit! Der chineſiſche Weltbaum iſt lange ausgehöhlt, aber er ſteht noch! Und es gibt auch vielleicht Chineſen außerhalb des Reiches der Mitte!

2.

Zu S. 49: Die chineſiſche Bezeichnung des Gottesnamens.

Ueber die Bezeichnung der Gottheit durch Schang-ti, und das Verhältniß dieſes Namens zu Ti, Tien, Schin und andern findet ſich die lehrreichſte Nachweiſung in H. Medhurſt „Reply to the Essay of Dr. Booke" (Kanton 1848), 8. Auch für den Begriff des „Ewigen" als Ueberſetzung von „Jahveh" (Jehovah) gibt es ein chineſiſches Wort, welches ſchon Rémuſat vorgeſchlagen hat.

3.

Zu S. 52: Die Unſterblichkeitslehre der Chineſen.

Wuttke hat darüber das Wichtigſte ſehr zweckmäßig zuſammengeſtellt II, §. 18, S. 48 fg. Die angeführten Ausſprüche des Confucius

und ſeiner Schule ſind aus Gabelentz „Sing-li-tſchin-thſiuan", in Laſſens „Zeitſchrift", III, S. 275 fg. entnommen. Die Erklärung des Confucius über die Ahnengeiſter ſteht in „Memoires des Chinois", XII, p. 243.

4.

Zu S. 56: Die Acht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King, und ihre Bedeutung.

Was Leibnizens mathematiſch-philoſophiſchen Scharfſinn beſchäftigte, iſt jetzt kein Geheimniß mehr; verdiente aber wol einer eingehendern Behandlung, als es gefunden, ſeitdem (1830) uns die lang verborgen gebliebene Arbeit des Jeſuitenvaters Regis gedruckt vorliegt, durch Julius Mohl. Hier ſollen nur Andeutungen über das Ergebniß einer von mir darüber angeſtellten Forſchung gegeben werden. Die chineſiſchen Commentatoren ſind ſeit Confucius darüber einig, daß drei Perioden in jenem räthſelhaften Buche der Zeichen enthalten ſind. Die jüngſte iſt zugeſtändlich die ethiſche Ausbildung der 64 Zeichen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe in das Jahrzehend vor der Erhebung der dritten Dynaſtie oder des Hauſes Tſcheû in die Jahre 1060—1051 v. Chr. fallen. Es iſt ein Würfelſpiel mit ethiſch-phyſiſchen Gegenſätzen, mit räthſelhaften Anſpielungen auf die damaligen entſetzlichen politiſchen Verhältniſſe, die man bei Gützlaff gut geſchildert findet. Daneben liegt eine rohe Darſtellung phyſiſcher Gegenſätze. Aelter noch müſſen einige arithmetiſche Kunſtſtücke ſein. So Tafeln, welche das Verhältniß des (ohne Zweifel einſt gebräuchlichen) quinariſchen Syſtems zu dem Decimalſyſtem darzuſtellen ſcheinen: ja auch ſchon das magiſche Viereck (Lo-ſcha) oder die quadratiſche Zuſammenſtellung der Zahlen 1 bis 9, ſo eingerichtet, daß jede Reihe 15 ergibt. Die Tafel iſt folgende:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Es scheint mir dabei nicht zufällig, daß die äußersten Zahlen der obersten wagerechten Reihe (4 und 2) mit den zuer gegenüberstehenden der untersten (6 und 8) verbunden 10 ergeben, eben wie die beiden innern Zahlen der obersten und untersten Reihe (9 und 1). Auch hier also möchte wol die Rücksicht auf die Erfindung des Systems der zwei Hände ($2 \times 5 = 10$) und sein Gebrauch statt des quinarischen nicht zufällig sein. Die Tafel wird dem großen Kaiser Yü zugeschrieben, dem großen Landbaumeister und dem Retter des Landes vor der Ueberschwemmung der beiden Ströme. Als seinen Regierungsanfang nimmt Vater Regis mit der amtlichen Zeitrechnung („I-King", I, p. 60) das Jahr 2207 v. Chr. an: er fällt aber vielmehr in 1991 („Aegyptens Stelle", V, S. 285, vgl. 274). Schon die Ausführung seines unsterblichen Werkes der Flußsicherung des Bettes der beiden großen Ströme beweist, daß er ein guter Mathematiker war, und jene Ueberlieferung ist also in keiner Weise zu bezweifeln. Der gelehrte Jesuit selbst sucht nachzuweisen (I, p. 8), daß die Figuren der berühmten Tafel der aus den acht Zeichen entstandenen 64 Kua (Zeichen), welche bereits in Fo-his Zeit fallen sollen, eine Progression darstellen, und zwar eine binarische:

2 . 4 . 8 . 16 . 32 . 64 .

die Linien dagegen die arithmetische Reihe geben

1 . 2 . 3 . 4 . 5 . 6 .

also die Exponenten der sechs ersten Potenzen von zwei. Indem wir diese Annahme auf sich selbst beruhen lassen, aber so wie das gleich hohe Alter der 8 und der 64 Zeichen, in welchen sich nur eine ideenlose Erweiterung der ursprünglichen 4 oder 8 Gegensätze zeigt, halten wir jedoch die Nachricht fest, daß in dieser Erweiterung bereits gegen das Jahr 1000 v. Chr. durch die Tscheu-Dynastie eine Umstellung vorgenommen wurde: sie selbst muß also jedenfalls älter sein. An die Stelle dieses Spieles mit physischen Gegensätzen tritt dann ganz begreiflich die Vorhaltung politischer Gedanken, durch ein geheimnißvoll scheinendes und doch unschuldiges Spiel mit ethischen Begriffen.

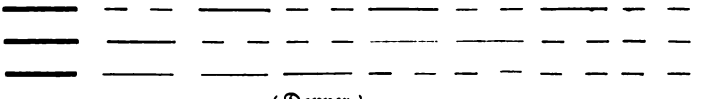
Als ursprünglich können wir also nur die Tafel der acht Zeichen annehmen, welche dem echt historischen Kaiser Pao-hi (Fo-hi) zugeschrieben werden. Dieser Kaiser fällt jedenfalls vor das Jahr 3000 (s. „Aegyptens Stelle", Buch V). Die Tafel der acht Zeichen stellt sich (mit Auslassung der chinesischen Namen) als Permutation der beiden höchsten Prinzipien (Yang, A männliches, und In, B weibliches), als der äußersten Glieder der Reihe, so dar:

1.	AAA.	Himmel (Aether)	das Feuchte.
8.	BBB.	Erde	das Trockene.
2.	BAA.	Wäſſeriges (Regen, Quellen, Seen ꝛc.)	das Leichte.
7.	ABB.	Berge	das Schwere.
3.	ABA.	Feuer	das Heiße.
6.	BAB.	Waſſer	das Kalte.
4.	BBA.	Donner	das Starre.
5.	ABB.	Winde	das Bewegliche.

Die bildliche Darſtellung der beiden Grundzeichen bei den Chineſen iſt folgende:

Jang: Die ungebrochene Linie: der Himmel Oben — die gebrochene Linie: In. die Erde Unten

Die Tafel der acht Zeichen aber ſtellen ſie ſo dar:



Himmel Wäſſeriges Feuer {Donner und Blitz} Winde Waſſer Berg Erde.

Das iſt der ganze Text des älteſten I-King. Natürlich muß dieſen Räthſeln eine mündliche Ueberlieferung des phyſiſch-philoſophiſchen Sinnes zur Seite gegangen ſein. Aber die acht Zeichen ſind nicht der Anfang, ſondern das Ende eines uralten Gedankens, der Grundidee, daß das Weltall durch die Wechſelwirkung von zwei oberſten Prinzipien entſtanden ſei und beſtehe. Das eine iſt das Vollkommene, das männliche, der Himmel: das andere das Unvollkommene, das weibliche, die Erde. Aus dem Spiele dieſer beiden Prinzipien nun werden ein paar Gegenſätze gebildet, rein phyſiſch. Damit kann keine Philoſophie anfangen: die Zweiheit, in dem Bilde von Himmel und Erde iſt bereits abgeleitet: der Begriff hat das Bild erzeugt, nicht umgekehrt: wie denn auch der Mond wirklich als In, als das unvollkommene oder empfangende Prinzip dargeſtellt wird. Mit andern Worten, was wir als das Aelteſte im I-King finden, iſt der äußerſte Realismus. Er wird Grund des Materialismus einer einſt als Gedanke beſtandenen Auffaſſung des Gegenſatzes zweier oberſten wirkenden Kräfte. Ein ſolches Beginnen ohne Idee, und mit einem Zahlenbilde, ohne alle Poeſie, iſt das getreue Bild des geſammten Sinismus. Das Gottesbewußtſein der Chineſen iſt der metaphyſiſche Niederſchlag eines

uralten Systems, welches aber in der ersten Entwickelung festgehalten und starr wurde. Das Grundwesen alles Chinesischen, von den ältesten Urkunden an, ist die Unfähigkeit, aus einer Anschauung eine Gedankenreihe zu entwickeln: die Kraft wird todter Stoff, die Gottheit das Firmament, der Organismus ein Mechanismus. Daher die Unfähigkeit der neuern Chinesen, bei der größten Anstelligkeit in einer Maschine etwas Anderes zu verstehen, als eben den äußern Mechanismus. Die chinesische Nachbildung der Uhren ist weltbekannt: ein historischer Ausspruch aus der letzten Zeit, welchen ich der mündlichen Mittheilung des uns zu früh entrissenen Gützlaff verdanke, ist noch bezeichnender. Ki-sing, der Vicekönig, hatte nach dem Frieden von Nanking ein Dampfschiff durch seine Chinesen erbauen lassen, ganz nach dem Vorbilde eines englischen. Es kam der Tag der Probefahrt: beide Dampfschiffe sollten zugleich abfahren: aber das chinesische konnte nicht vom Flecke. Einer der obersten Beamten ward entrüstet, trat zum Dolmetscher (Gützlaff), welcher neben den englischen Behörden stand, und rief aus, in der durch des Grafen Görz geistreiche Darstellung berühmt gewordenen Lingua franca: „Number One the same, but not walkie he", d. h. „das Prinzip (der beiden Schiffe) ist dasselbe: aber das unsrige geht nicht." Natürlich fand sich, daß dieses Nichtgehen die natürliche Folge davon war, daß die Chinesen nie das Prinzip des Dampfschiffes studirt, und also bei der Abfahrt die nothwendigen Klappen nicht geöffnet hatten, dabei aber zu stolz waren, den Beistand der Engländer anzunehmen. Was sie Prinzip nennen (das Erste, Eins, wie principium von primus) ist ihnen nichts als der todte Mechanismus. So ist ihnen, seit sie Philosophen nach Confucius Weise geworden, der Himmel Dasselbe, was er den Ministern der Königin Anna von Großbritannien war, welche (nach einer geschichtlichen Urkunde) aus dem von der Königin gemachten (noch jetzt aufbewahrten) Entwurfe der Thronrede zur Eröffnung des Parlamentes die Worte ausstrichen „als nichtssagend", wodurch die Königin „dem Himmel" Dank aussprach für die glücklichen Ereignisse. Hier verhält sich die Idee der Vorsehung (pronoia, providentia) zu dem Himmel, wie das bewegende Prinzip der Dampfmaschine zu dem Mechanismus.

Es war also doch ein Fortschritt, wenn der chinesische Zeitgenosse Davids oder Salomos jenem Zeichenspiel (welches außerdem mit dem uralten Aberglauben des Weissagens aus den farbigen Flecken der ans Feuer gehaltenen Schildkrötenschale zusammenhing) eine ethische Bedeutung gab. Es konnte aus dem Spiele von Wärme und Kälte, Flüssig und Trocken, nichts Vernünftiges herauskommen: je mehr man die Grundgedanken aus-

ſpann, durch mathematiſche Vermehrung der Gegenſätze, denen keine Wirklichkeit entſprach, deſto gedankenloſer und geiſtloſer mußte das Spiel werden: der metaphyſiſche Gedanke war gänzlich verloren gegangen, und die phyſiſche Betrachtung gründete ſich weder auf einen wahren Gedanken, noch auf die Wirklichkeit: es war ein inhaltleeres Spiel.

Auf der andern Seite muß man aber allerdings geſtehen, wenn man ſich durch den zweiten Theil durcharbeitet, daß die ethiſche Philoſophie bei jener Wendung nicht mehr gewann als bei der frühern Betrachtung die ſpeculative Philoſophie und Mathematik oder die Naturwiſſenſchaft. Die ethiſchen Betrachtungen ſind aufs willkürlichſte und geiſtloſeſte geknüpft an die alte Spielerei, und es kommt dabei am Ende nicht einmal die Weisheit der Thierfabel der ſpätern Volksphiloſophie Aegyptens, Indiens und Perſiens heraus.

Die größte Wichtigkeit dieſer ganzen ſeltſamen Ausbildung ſcheint dieſe. Die Chineſen gingen aus von derſelben urſprünglichen Anſchauung aller andern denkenden Völker der Alten Welt, von dem Spiele der zwei oberſten Gegenſätze, über welches auch die neueſte Naturphiloſophie nicht hinauskommt, ſo wenig als Platos Timäus. Aber ſie verloren bald die Fähigkeit Erſcheinung und Geiſt, Stoff und Kraft zu unterſcheiden. So in der Sprache: ſo in der Anſchauung des Verhältniſſes Gottes zu der Welt und zu dem Menſchen. Aber der Anfang dieſer Entwickelung iſt doch der Gedanke, und das läßt ſich noch jetzt nachweiſen.

5.

Zu S. 63: Ueber Lao-zö.

Wenn irgend etwas in dem Leben des Confucius bezeichnend iſt für die Stellung, welche er ſelbſt nahm gegenüber einem höhern Gottesbewußtſein, ſo iſt es die Erzählung von ſeinem Zuſammentreffen mit Lao-zö. Es war kurz nach ſeinem politiſchen Falle, den er noch nicht verſchmerzt hatte, als er ſich entſchloß, den wunderlichen Weiſen zu beſuchen, der ſich immer entfernt von ihm gehalten hatte. Er begann damit ſeinerſeits dem Eremiten einige ſcholaſtiſch-theologiſche Fragen vorzulegen, namentlich was die Reſte der Verſtorbenen und die ihnen ſchuldige Verehrung betrifft. Lao-zö gab ihm die (S. 61 angedeutete) Antwort, welche ungefähr darauf hinausgeht: „Laſſet die Todten ihre Todten begraben.“ Er ſcheint ihm aber offenbar auch die Hohlheit ſeines theologiſch-philoſophiſchen Strebens und Syſtems vorgehalten, und bei dieſer Veranlaſſung ſeine eigene Anſicht über das Abſolute ausgeſprochen

uralten Syſtems, welches aber in der erſten Entwickelung feſtgehalten und ſtarr wurde. Das Grundweſen alles Chineſiſchen, von den älteſten Urkunden an, iſt die Unfähigkeit, aus einer Anſchauung eine Gedankenreihe zu entwickeln: die Kraft wird todter Stoff, die Gottheit das Firmament, der Organismus ein Mechanismus. Daher die Unfähigkeit der neuern Chineſen, bei der größten Anſtelligkeit in einer Maſchine etwas Anderes zu verſtehen, als eben den äußern Mechanismus. Die chineſiſche Nachbildung der Uhren iſt weltbekannt: ein hiſtoriſcher Ausſpruch aus der letzten Zeit, welchen ich der mündlichen Mittheilung des uns zu früh entriſſenen Gützlaff verdanke, iſt noch bezeichnender. Ki-ing, der Vicekönig, hatte nach dem Frieden von Nanking ein Dampfſchiff durch ſeine Chineſen erbauen laſſen, ganz nach dem Vorbilde eines engliſchen. Es kam der Tag der Probefahrt: beide Dampfſchiffe ſollten zugleich abfahren: aber das chineſiſche konnte nicht vom Flecke. Einer der oberſten Beamten ward entrüſtet, trat zum Dolmetſcher (Gützlaff), welcher neben den engliſchen Behörden ſtand, und rief aus, in der durch des Grafen Görz geiſtreiche Darſtellung berühmt gewordenen Lingua franca: „Number One the same, but not walkie he", d. h. „das Prinzip (der beiden Schiffe) iſt daſſelbe: aber das unſrige geht nicht." Natürlich fand ſich, daß dieſes Nichtgehen die natürliche Folge davon war, daß die Chineſen nie das Prinzip des Dampfſchiffes ſtudirt, und alſo bei der Abfahrt die nothwendigen Klappen nicht geöffnet hatten, dabei aber zu ſtolz waren, den Beiſtand der Engländer anzunehmen. Was ſie Prinzip nennen (das Erſte, Eins, wie principium von primus) iſt ihnen nichts als der todte Mechanismus. So iſt ihnen, ſeit ſie Philoſophen nach Confucius Weiſe geworden, der Himmel Daſſelbe, was er den Miniſtern der Königin Anna von Großbritannien war, welche (nach einer geſchichtlichen Urkunde) aus dem von der Königin gemachten (noch jetzt aufbewahrten) Entwurfe der Thronrede zur Eröffnung des Parlamentes die Worte ausſtrichen „als nichtsſagend", wodurch die Königin „dem Himmel" Dank ausſprach für die glücklichen Ereigniſſe. Hier verhält ſich die Idee der Vorſehung (pronoia, providentia) zu dem Himmel, wie das bewegende Prinzip der Dampfmaſchine zu dem Mechanismus.

Es war alſo doch ein Fortſchritt, wenn der chineſiſche Zeitgenoſſe Davids oder Salomos jenem Zeichenſpiel (welches außerdem mit dem uralten Aberglauben des Weiſſagens aus den farbigen Flecken der ans Feuer gehaltenen Schildkrötenſchale zuſammenhing) eine ethiſche Bedeutung gab. Es konnte aus dem Spiele von Wärme und Kälte, Flüſſig und Trocken, nichts Vernünftiges herauskommen: je mehr man die Grundgedanken aus-

In meiner Ueberſetzung habe ich das alte Versmaß den uns geläufigen klaſſiſchen Formen nachgebildet, dabei aber mich der größten Treue befleißigt.

7.

Zu S. 94: Der Mitra Zoroaſters und der Veden.

Die einzige Quelle des altbaktriſchen Gottesbewußtſeins hinſichtlich des bei den ſpätern Perſern vorkommenden Sonnengottes Mitras ſind die alten Vedenlieder. Die Gâthâs Zoroaſters kennen ihn nicht. Das zendiſche Bewußtſein von ihm haben wir neulich durch eine ſchöne Abhandlung des gelehrten und ſcharfſinnigen Prälaten Windiſchmann kennen gelernt. (Abhandlungen der D. M. G. I, 1, 1857.)

Als feſtſtehend dürfen wir annehmen, daß in den Veden Mitra (der Gefährte, Freund, der Freundliche) als die Sonne in ihrer freundlichen Milde angerufen wird. In dieſen ſehr zahlreichen Anrufungen erſcheint er faſt nie allein, ſondern gewöhnlich in Verbindung mit Váruna, dem Himmelsgewölbe.

Bei der Zuſammenſtellung mit Váruna allein ſteht Mitra voran in der Dualverbindung Mitrâ-Varunâ: er ſteht dem Tage vor, wie Váruna (der Sternenhimmel, eigentlich das ganze Himmelsgewölbe) der Nacht (Rigv. III, 55, 7, S. 97 Wilſon). Beides ſind Erſcheinungen von Agni, der feurigen Lebenskraft. Agni, heißt es vorher, hat zwei Mütter, Himmel und Erde:

> Das Kind der zwei Mütter ſchlummert im Weſten:
> dann tritt es hervor, ohne Widerſtand,
> das ſind die Thaten Mitras und Várunas,
> groß, unvergleichlich iſt der Götter Macht.

Das edle Sonnenroß (Dadhikra) iſt den Menſchen gegeben von Mitra und Váruna, heißt es in einem andern Liede deſſelben Buches (39, 5; vgl. 38, 2, Wilſon, III, 198). Mitra endlich wird in einem Liede deſſelben Buches (25, 10, S. 93) der Weichbauchige, Feuerzüngige genannt.

In den ſpätern Zendbüchern nun findet ſich offenbar eine weitere theologiſche Ausbildung: Mitra iſt das göttliche Licht der von Ahuramasda geſchaffenen Lichtkörper, alſo der Sonne, des Mondes und der Sterne. Er geht der Sonne voraus und beleuchtet zuerſt die Höhen. Allſichtbar iſt er zugleich allſehend, alldurchdringend, alſo allgegenwärtig, allwiſſend: Bild und Vertreter der Wahrheit und Treue. Er führt ein

in die unsterbliche Welt, welcher er selbst entgegengeht, und deshalb heißt er Schutz in beiden Welten (XXIII, 93). Mitra steht hiernach als Mittler zwischen dem ewigen Lichte und den himmlischen Lichtkörpern.

Dieser Mitra ist also, durch eine spätere Rückwirkung der alt-iranischen Religion, mit Zoroasters System in der Weise in Verbindung gebracht, daß er dem Ahuramasda untergeordnet ist, als ein den andern Yazatas zur Seite stehender Genius. So betet er selbst in den an ihn gerichteten „Mitra-Gebeten" zu dem obersten Gott also (XIX, 74):

> „Ahuramasda, heiligster Geist, Schöpfer der bekörperten Lebendigen, Reinen! Wenn mir die Menschen mit namenbenanntem Opfer opferten, wie sie den andern Yazatas opfern, fort von dem schnellen, vergänglichen Zeitalter würde ich schreiten: zum eigenen, dauernden, unsterblichen, unbegrenzten Leben hin werde ich gehen."

Er heißt (XXIII, 89) Priester Ahuramasdas, wie von ihm angeordnet, wie Agni Hoherpriester der Himmelsgötter in den Vedaliedern genannt wird. Mitras hervorragendes Beiwort in den Anfängen ist: der Wachsame: die Bedeutung des Namens (der Freundliche) wird noch gefühlt, denn er heißt der Mitra-Herr, wo Mitra Beiwort ist (XXXV, 145).

Herodots weibliche Mitra ist ohne Zweifel das Misverständniß einer persischen Mitrâni (die Freundliche). Der Beiname der Anâhitâ, ja sogar ihre Verehrung sind zwar durchaus unbezeugt vor Artarerres (II., 404—359), auf dessen Inschrift in Susa (Norris in „Journal of Asiat. Soc.", XV. 159) sie neben Mitra vorkommt. Ja wir haben bei Clemens von Alexandrien das ausdrückliche Zeugniß des Berosus (aus dem 3. Buche seiner chaldäischen Geschichte (s. Urkundenb. zu „Aegyptens Stelle", S. 112), daß erst dieser Artarerres („Sohn des Darius Ochus") das Bild der Anaïtis in allen Hauptstädten seines Reiches aufstellte, und die Perser zur Verehrung der „Arbrodite Anaïtis" anhielt. Daß nun Herodot noch zur Zeit jenes Königs lebte (also nach 404), beweist seine Erwähnung nicht allein des Amyrtäus, sondern auch seines Sohnes Pausiris, dessen Statthalterschaft nicht vor 400 fallen kann, wie in den Untersuchungen über Aegypten von mir nachgewiesen und in den Zeittafeln anschaulich gemacht ist. Wir haben also in jener Angabe wiederum einen Beweis, daß Herodot an seinem Geschichtswerke noch bis in die letzten Lebensjahre hinein gearbeitet hat. Aber eben so gewiß ist auch, daß an die Verehrung einer weiblichen Mitragenheit von den Persern vor Artarerres nicht zu denken ist. Selbst der Dienst eines persönlichen Mitra ist nicht als sicherlich nicht persisch. Nach dem Abendlande kam er erst im 2. Jahrhundert vor Christus.

8.

Zu S. 102: Sunahſépa und das angebliche Menſchenopfer.

Dieſe Legende iſt zuerſt allgemeiner bekannt geworden durch A. W. Schlegels Ueberſetzung im „Ramájana", I, 61. Dann hat Roth (1850) ſie aus der viel ältern Quelle, dem „Aitareja-Brahmana" gründlich behandelt in zwei Aufſätzen, die in Webers „Indiſchen Studien" gedruckt ſind (I, 2, S. 457 fg. und II, 1, S. 112 fg.). Er kommt zu demſelben Ergebniſſe wie Wilſon in dem gleichzeitig erſchienenen erſten Bande der Ueberſetzung des „Rigveda" (Anávara VI, S. 59 fg. Anm. zu Sukta I, und L, 78, Anm. zu Schluß von Sukta VII) nämlich, daß die Legendengeſchichte dem Veda fremd iſt. Es kann aber auch in Abrede geſtellt werden, daß der „Rigveda" bereits die Geſchichte als bekannt vorausſetzt: ſie wird gar nicht etwa in jenem Liede des erſten Buches erzählt, noch weniger beſingt das Lied dieſes Ereigniß. Umgekehrt, es wird darauf nur angeſpielt. Nun mag es allerdings auch eine Ueberlieferung jenes uralten Ereigniſſes gegeben haben: allein in jenen Darſtellungen ſind die einzelnen Züge auf erträumten Auslaſſungen des Vedaliedes beſchränkt. Sie können nicht aus irgend einer andern alten Quelle entſtanden ſein, ſondern müſſen als phantaſtiſcher Erſatz für die verlorene Geſchichte angeſehen werden. Ich bemerke noch außerdem, daß dabei überhaupt nur die erſte Sukta zur Frage kommen kann, denn in ihr allein kommt Sunahſépas Name vor, in den übrigen ſechs dieſer Abtheilung ſind weder er genannt, noch auch jenes Ereigniß. Die betreffende Stelle ſind wiederum nur folgende zwei Verſe (12 und 13 nach Roth und Wilſon):

12. Das ſagt man mir immer, Tag und Nächte,
Das thut mir kund die Einſicht meines Herzens:
Der welchen rief gefeſſelt Sunahſépa,
Der König Váruna ſoll uns befreien.

13. Als Sunahſépa ward ergriffen und gebunden
An die drei Pfähle, rief er an Aditja,
Daß ihn befreien möge Váruna der König,
Der Weiſe, Starke ſeine Bande löſen.

Die andere von Roth beigebrachte Stelle lautet alſo (V, 1, 2, 7):

Du haſt ihn losgemacht von tauſend Pforten,
Der dich in Banden anrief, Sunahſépa:
So löſe denn auch unſre Bande, Agni,
Hierher zu uns dich lagernd, kund'ger Opf'rer!

Hier iſt Agni ſelbſt (das Feuer) der Befreier, und der Pflöcke oder Pfähle, an welche Sunahſépa gebunden iſt, ſind zahlloſe. Die Veden behandeln alſo die Geſchichte als eine alte, dunkle Sage mit dichteriſcher Freiheit. Eine Opferungsgeſchichte liegt ohne Zweifel zu Grunde: aber wie und wo? das iſt eine andere Frage. Noch weniger ſind wir berechtigt, die urſprüngliche alte Sage mit dem Mythus von Phrixos oder der Opferung der Iphigenia, oder gar mit Iſaaks Opferung zu vergleichen. Nur Eins dürfte als feſtſtehend angeſehen werden: die Sage iſt nicht im Lande des Indus, ſondern in Mittelaſien, und zwar in Baktrien entſtanden: denn der Name iſt baktriſchen Urſprungs.

9.

Zu S. 103: Die Ribhu.

Die Anſicht der Ribhu als der Urväter des Menſchengeſchlechts hat H. Neve (Löwen 1846) entwickelt in ſeiner Schrift „Essai sur la mythe des Ribhavas". Aber der phyſiſche Charakter der Dichtung, mit kosmogoniſchem Hintergrunde iſt unverkennbar (vgl. Wilſon zu „Rigveda", I, p. 46). Die Vedenlieder, welche hier beſonders Aufſchluß geben, ſind: Rigveda, IV, 4, vgl. I, 110, 5, wo am Schluſſe Meer, Luft, Erde ausdrücklich genannt ſind. So erklären ſich auch ihre in dieſem Liede genannten Namen:

Vadſcha (Raub, Nahrung).
Ribhu (der Starke).
Vibhvan (der überall iſt).

Sie ſind Söhne Angiras, der Sonne: als ihre Mutter muß die Erde gedacht ſein: denn ſie ſtärken ihre niedergebeugten Aeltern, indem ſie Alles mit Leben erfüllen, unter Leitung des Tvaſchri, des Demiurgen. So heißt es von ihnen, daß ſie den beiden Lichtbringern, den Asvinen, ihre Wagen bauten, auf welchen ſie durch die Ober- und Unterwelt ziehen (I, 111, 1, vgl. 117, 118), oder des Sonnengottes Pferde bildeten (vgl. 20, 2). Wenn es hier heißt (V. 1), daß ſie „göttlich geboren" waren, ſo erklärt ſich das eben aus ihrer Verbindung mit dem ſchaffenden Geiſte, als Gehülfen der Weltſchöpfung. Der kosmogoniſche Charakter iſt aber genug ausgeſprochen im zweiten Verſe, wo es heißt:

8.

Zu S. 102: Sunahſépa und das angebliche Menſchenopfer.

Dieſe Legende iſt zuerſt allgemeiner bekannt geworden durch A. W. Schlegels Ueberſetzung im „Ramájana", I, 61. Dann hat Roth (1850) ſie aus der viel ältern Quelle, dem „Aitareja-Brahmana" gründlich behandelt in zwei Aufſätzen, die in Webers „Indiſchen Studien" gedruckt ſind (I, 2, S. 457 fg. und II, 1, S. 112 fg.). Er kommt zu demſelben Ergebniſſe wie Wilſon in dem gleichzeitig erſchienenen erſten Bande der Ueberſetzung des „Rigveda" (Anávara VI, S. 59 fg. Anm. zu Sukta I, und L, 78, Anm. zu Schluß von Sukta VII) nämlich, daß die Legendengeſchichte dem Veda fremd iſt. Es kann aber auch in Abrede geſtellt werden, daß der „Rigveda" bereits die Geſchichte als bekannt vorausſetzt: ſie wird gar nicht etwa in jenem Liede des erſten Buches erzählt, noch weniger beſingt das Lied dieſes Ereigniß. Umgekehrt, es wird darauf nur angeſpielt. Nun mag es allerdings auch eine Ueberlieferung jenes uralten Ereigniſſes gegeben haben: allein in jenen Darſtellungen ſind die einzelnen Züge auf erträumten Auslaſſungen des Vedaliedes beſchränkt. Sie können nicht aus irgend einer andern alten Quelle entſtanden ſein, ſondern müſſen als phantaſtiſcher Erſatz für die verlorene Geſchichte angeſehen werden. Ich bemerke noch außerdem, daß dabei überhaupt nur die erſte Sukta zur Frage kommen kann, denn in ihr allein kommt Sunahſépas Name vor, in den übrigen ſechs dieſer Abtheilung ſind weder er genannt, noch auch jenes Ereigniß. Die betreffende Stelle ſind wiederum nur folgende zwei Verſe (12 und 13 nach Roth und Wilſon):

12. Das ſagt man mir immer, Tag und Nächte,
Das thut mir kund die Einſicht meines Herzens:
Der welchen rief gefeſſelt Sunahſépa,
Der König Váruna ſoll uns befreien.

13. Als Sunahſépa ward ergriffen und gebunden
An die drei Pfähle, rief er an Aditja,
Daß ihn befreien möge Váruna der König,
Der Weiſe, Starke ſeine Bande löſen.

Die andere von Roth beigebrachte Stelle lautet alſo (V, 1, 2, 7):

Du haſt ihn losgemacht von tauſend Pforten,
Der dich in Banden anrief, Sunahſépa:
So löſe denn auch unſre Bande, Agni,
Hierher zu uns dich lagernd, kund'ger Opf'rer!

Hier iſt Agni ſelbſt (das Feuer) der Befreier, und der Pflöcke oder Pfähle, an welche Sunahſépa gebunden iſt, ſind zahlloſe. Die Veden behandeln alſo die Geſchichte als eine alte, dunkle Sage mit dichteriſcher Freiheit. Eine Opferungsgeſchichte liegt ohne Zweifel zu Grunde: aber wie und wo? das iſt eine andere Frage. Noch weniger ſind wir berechtigt, die urſprüngliche alte Sage mit dem Mythus von Phrixos oder der Opferung der Iphigenia, oder gar mit Iſaaks Opferung zu vergleichen. Nur Eins dürfte als feſtſtehend angeſehen werden: die Sage iſt nicht im Lande des Indus, ſondern in Mittelaſien, und zwar in Baktrien entſtanden: denn der Name iſt baktriſchen Urſprungs.

9.

Zu S. 103: Die Ribhu.

Die Anſicht der Ribhu als der Urväter des Menſchengeſchlechts hat H. Neve (Löwen 1846) entwickelt in ſeiner Schrift „Essai sur la mythe des Ribhavas". Aber der phyſiſche Charakter der Dichtung, mit kosmogoniſchem Hintergrunde iſt unverkennbar (vgl. Wilſon zu „Rigveda", I, p. 46). Die Vedenlieder, welche hier beſonders Aufſchluß geben, ſind: Rigveda, IV, 4, vgl. I, 110, 5, wo am Schluſſe Meer, Luft, Erde ausdrücklich genannt ſind. So erklären ſich auch ihre in dieſem Liede genannten Namen:

Vadſcha (Raub, Nahrung).
Ribhu (der Starke).
Vibhvan (der überall iſt).

Sie ſind Söhne Angiras, der Sonne: als ihre Mutter muß die Erde gedacht ſein: denn ſie ſtärken ihre niedergebeugten Aeltern, indem ſie Alles mit Leben erfüllen, unter Leitung des Tvaſchri, des Demiurgen. So heißt es von ihnen, daß ſie den beiden Lichtbringern, den Aſvinen, ihre Wagen bauten, auf welchen ſie durch die Ober- und Unterwelt ziehen (I, 111, 1, vgl. 117, 118), oder des Sonnengottes Pferde bildeten (vgl. 20, 2). Wenn es hier heißt (V. 1), daß ſie „göttlich geboren" waren, ſo erklärt ſich das eben aus ihrer Verbindung mit dem ſchaffenden Geiſte, als Gehülfen der Weltſchöpfung. Der kosmogoniſche Charakter iſt aber genug ausgeſprochen im zweiten Verſe, wo es heißt:

Geiſtig (Manaſa) behufen ſie für Indra die Roſſe, welche auf ſeinen Befehl angeſchirrt werden.

Ehe ſie ihr ſegensreiches Werk begannen, ſchliefen ſie zwölf Tage in der Gaſtfreundſchaft des Unverhüllbaren: dann machten ſie fruchtbar die Felder, leiteten die Flüſſe, und es ſtanden Gewächſe in den Ebenen, Gewäſſer in der Tiefe (V. 7). Es war ein glücklicher Gedanke, die zwölf Nächte mit den „Twelfth night" der Angelſachſen (zwölfte Nacht), d. h. den zwölf Tagen vom 25. December bis 8. Januar zu vergleichen. Nach unſerer Anſicht erklärt ſich dieſe Benennung eben ſo wie die indiſche höchſt einfach aus derſelben Anſchauung. Die wiederbelebenden Kräfte der Natur (alſo jene drei, durch ihre zuſammenwirkenden Urkräfte oder Elemente) beginnen ihr ſegensreiches Werk auf dem Erdboden mit der erſten wiedererſtehenden Sonne (Sol Victor, 25. December bei den Römern): die Sonne ruht einige Nächte: erſt 12 Tage nach der Sonnenwende, vom 6. Januar an (Epiphanias) beginnen Pflanzen und Thiere neuen Lebenstrieb zu ſpüren. Im folgenden Verſe heißt es dann weiter:

Sie machten den ſchön rollenden Wagen, auf dem die Männer ſtehen,
ſie ſchufen die überallhin eilende allgeſtaltige Kuh:
die Ribhu mögen uns Reichthum ſchaffen,
die hülfreichen, thätigen, ſchönhandigen.
An ihrem Werk hatten die Götter Gefallen,
es mit Weisheit und Einſicht prüfend:
Badſcha wurde den Göttern, Ribhu dem Indra, Vibhvan dem Váruna zugetheilt.
(Nach Dr. Haugs Ueberſ.)

Die vielgeſtaltige, allenthalben hineilende Kuh kann nur die Erde oder der Mond ſein: das zweite würde beſſer paſſen für die Beiwörter.

10.

Zu S. 103: Jama, der Gott der Unterwelt.

Was den Namen Jama betrifft, ſo beziehen wir uns auf Roths ſchöne Darſtellungen in „Die Sage von Feridun" und „Die Sage von Dſchemſchid" (Zeitſchr. d. D. M. G. Bd. II [1848], S. 216 fg., und Bd. IV [1850], S. 417 fg.), womit jetzt zu vergleichen iſt Max Müllers Ausführung zu ſeinem Aufſatze über die indiſche Mythologie.

Die Grundidee aber ſchließt ſich uns vielleicht am leichteſten auf, wenn wir die vediſche Darſtellung (welche ich auch hier in manchen Punkten für älter halte als die von Jima) in den zoroaſtriſchen Büchern an das im Texte Angedeutete anknüpfen, und an das eben von den Ribhu

Geſagte. Nach dem Veda (Roth, S. 424) iſt Jama der Sohn Vivasvats, „des Leuchtenden". Dieſer hatte zur Gemahlin die göttliche Tochter des Gottbildners Tvaſchtar. Die Mutter iſt Saranju, das Wolkendunkel. Sie verſchwindet, nachdem ſie dem Vivasvat die zwei Zwillingspaare geboren. Von dieſen beiden Paaren werden, als das jüngere, die beiden Asvin genannt (die beiden Lichtbringer): von dem andern Paar iſt Jama (der Zwilling, gemellus) bekannt: allein daraus möchten wir doch nicht ohne weiteres auf eine Schweſter Jami ſchließen, welche Roth hier hinzudenkt, als Mutter der Menſchen. Nach jener Erzählung tritt an die Stelle der göttlichen Tochter eine „Aehnliche", welche die Himmliſchen dem Vivasvat bilden und antrauen. Spätere nennen ſie Tſchaja, Schattenbild. Jama iſt auch hier die elementariſche Sonne, welche mit der Erde die Schöpfung vollbringt, in Wechſelwirkung: aber im Kampfe mit widerſtrebenden, dunkeln Kräften, den Stürmen. Jama iſt ein Zwilling. natürlich als Morgenſonne und Abendſonne, als aufgehende und untergehende. Die zweite iſt, nach ſehr allgemeiner Auffaſſung, die Sonne der Welt der Todten. So iſt denn Jama ſchon in den Veden der Fürſt der Seligen. In der von Roth angeführten Stelle des „Rigveda" (X, 1, 14, 1, 2) heißt es von ihm:

> Der den Weg aus der Tiefe zu den Höhen für Viele aufſchloß,
> den Sohn Vivasvats, den Verſammler der Menſchen,
> Jama den König feire mit Gabe.

Die Fortbildung dieſes Königs der Unterwelt finden wir im Jama der zoroaſtriſchen Bücher, dem Dſchem oder Dſchemſchid der Parſen entſpricht. Bei Ferdufi iſt er ſchon ganz und gar ein menſchlicher Herrſcher, der vierte König Irans. Aber in den ältern Zendbüchern iſt er eine kosmogoniſche Gottheit, und verbunden mit der Unterwelt. Er richtet als Diener Ahuramasdas die Welt ein, und herrſcht in dem Lande der Seligen.

Setzen wir alſo die Züge zuſammen, ſo haben wir ein Seitenſtück zu der Geſchichte des Mythus der Aſtarte, eben wie des Oſiris.

1. Jama, der weltſchaffende Gott (Tvaſchtar).
2. Jama, die Sonne, als erzeugende Lebenskraft (Sohn des Bildners).
3. Jama, die Sonnenſcheibe, als Zwillingspaar, die aufgehende und untergehende.
4. Jama, der Herrſcher der Seligen.
5. Dſchem, Dſchemſchid, der uralte iraniſche König und Held.

So tief als der heidniſche Semite war aber doch der vorchriſtliche Arier nicht geſunken, in Aſien ſo wenig als in Hellas! Dort ſchon zeigt ſich

der Unterſchied des Aramäiſchen und Chamitiſchen gegenüber dem Ariſchen. Dort werden aus Aſtarte und Oſiris Götzen, im Volksglauben ein reiner Fetiſchdienſt. So ſchon zu Salomos Zeiten in Phönizien — und bei den götzendieneriſchen Iſraeliten ſelbſt.

11.

Zu S. 115: Das Verbrennen der Witwen, ein erſt jetzt enthüllter Prieſterbetrug: eben ſo iſt das Verbot ihres Wiederverheirathens den Veden zuwider.

Dieſer Vers iſt an die nicht verwitweten Frauen gerichtet, denen geboten wird:

„Geht hin in die Wohnung zuerſt" (agre):

dieſes letzte Wort verfälſchend (in agne) erhielt man den (übrigens für jene Frauen, als nicht Witwen, doppelt unſinnigen) Spruch:

Geht hin in die Wohnung (Platz) des Feuers.

Dieſes iſt eine wahrhaft großartige Weiſe, die heilige Schrift etwas Ungereimtes ſagen zu laſſen, um einen gottloſen Gebrauch zum Glaubenspunkt zu erheben! Wilſon hat dieſes zuerſt nachgewieſen. „Journal of Asiatic Society", 1856, p. 201 sq. Colebrooke hatte ſich durch jene Verfälſchung irre machen laſſen.

Ein frommer Viſchnuprieſter hat im März 1858 nach den neueſten engliſchen Blättern („Saturday Review" im Galignani vom 24. April 1858) ſeinem Herzen Luft gemacht über den häufigen Kindermord, in einem merkwürdigen Briefe an den Herausgeber einer indiſchen Zeitung, die zu Madras erſcheint. Es heißt darin, nach einem Gebete an Viſchnu, und vielen Anführungen aus indiſchen Dichtern: „Wenn, in Uebereinſtimmung mit den Veden, und mit den heiligen Geſetzbüchern welche darauf gebaut ſind, es den Frauen erlaubt wäre wieder zu heirathen, ſo würde große Verſuchung und Schande vermieden werden . . . Leſen wir nicht in den Veden, daß wie ein Mann bis viermal heirathen kann, ſo eine Frau mindeſtens zweimal. Iſt's nicht genug, daß in dieſem Lande viele Leute ſich nicht ſcheuen Kühe zu morden? Müſſen auch neugeborene Kinder gemordet werden?" Der Herausgeber hat den Muth, die Wahrheit dieſer Betrachtung anzuerkennen: „Es iſt wirklich ſo", ſagt er, und neulich noch erkannte es ein gelehrter Brahmin an, daß die Veden jene Wiederverheirathung junger Witwen geſtatten: „aber", fügt er hinzu: „Bücher lieſt man, der Sitte folgt man. Wer wagt es, ſich der Sitte

zu widerſetzen?" Natürlich Niemand, in keiner Religion, wo die geſchichtliche Wahrheit des Ueberlieferten nichts iſt, der Ausſpruch der Prieſterſchaft Alles! Arme Menſchheit!

12.

Zu S. 118: Das Erbrecht und die Todtenopfer.

Ich habe dieſe Idee zuerſt ausgeſprochen, und ſoweit es die Grenzen einer akademiſchen Preisſchrift und das Maß jugendlichen Wiſſens erlaubte, dargelegt in meiner Abhandlung: „De jure haereditario Atheniensium", gedruckt in Göttingen 1813. Gans eignete ſich dieſen Gedanken an in ſeinem gelehrten und geiſtreichen Werke über das Erbrecht, beſtritt aber meine Zurückführung der ſechs erbenden Glieder und Opfergenoſſen auf zunächſt drei nach oben und drei nach unten. Klenze hat darauf genügend geantwortet. Ich halte noch jetzt die eben angedeutete urſprüngliche Beſchränkung feſt, und eben ſo die Behauptung, daß ſie den uralten, den ariſchen Stämmen gemeinſamen Grund, wie des Geſetzes der Verpflichtung zum Darbringen der Todtenſpenden, ſo der Berechtigung zum Erben an Sohnes Statt bilde. Der Sohn opfert dem Vater, und mit ihm deſſen Vater, und dem Großvater von väterlicher Seite. Drei Geſchlechter bilden die nächſte Einheit des Hauſes: deshalb erben auch in allen Linien, in gerader Linie und in Seitenverwandtſchaft, die Nachkommen nur bis zum dritten Gliede. Daher alſo beim Mangel von Erben in gerader Linie, vom Stamme des Vaters des Erblaſſers nur der Sohn (des Verſtorbenen Bruder), deſſen Sohn oder Tochter (alſo Brudersſohn, Schweſterſohn, ἀνέψιος) und zuletzt des Bruderskindes Sohn (ἀνεψιοῦ παῖς). Dann aber wird die Linie des Großvaters berufen, bis ins dritte Glied, alſo bis zu des Oheims Sohn (ἀνεψιαδῆς) und deſſen Sohn (ἀνεψιαδοῦ παῖς). Eine ganze Rede des Iſäus und die ſiegreiche Rede des Demoſthenes (wider den Demaratus) drehen ſich um dieſen Punkt. Daher auch die übereinſtimmende Definition von Aeltern, im ſoloniſchen und im Zwölftafelrechte:

> „Aeltern ſind Vater und Mutter, Großvater und Großmutter und deren Vater und Mutter."

Die Grundidee iſt gewiß nicht metaphyſiſch, ſondern aus der Bedeutung der Wirklichkeit genommen. Hier findet ſich, der Regel nach, die urſprüngliche Lebensgemeinſchaft dreier Geſchlechter: ihre Einheit bildet die Einheit des Hauſes.

13.

Zu S. 126: Die Erwähnung Brahmas und Vischnus in den Vedenliedern.

Brahma kommt in einem Liede des „Rigveda" (IV, 22, 7, Wilson III, S. 462) als Name Indras vor:

> „Mit Liedern rufe ich an Indra, unsern Freund, welcher Brahma ist: Gebet zieht ihn herbei, als den Anbetungswürdigen, ihn zu melken wie eine Kuh."

Auch Vischnu wird in vielen Vedenliedern angerufen, als Beiname Indras (der Schreitende, Gradivus): als Indra werden ihm deshalb auch (IV, 7, 13, Wilson 484), als dem Weltschöpfer die drei Schritte zugeschrieben, mit welchen er die drei Welten (Himmel, Luft, Erde) durchschritt (I, 6, 16, 17, Wilson I, S. 53).

Aber das Lied, auf welches der Text sich bezieht (II, 164, Wilson II, S. 125—144), ist ein ganz später Erguß der sich bildenden brahmanischen Mystik, ein pantheistisches Räthsellied. Dieses längste aller Lieder besteht aus zwei Theilen: ursprünglich hatte es 41 Strophen, dann wurden Strophe 42—52 in einem andern Versmaße hinzugesetzt. Schon in jenem ersten Theile nun wird „der unvergängliche Veda" als ein bestehendes heiliges Buch genannt (Str. 39). Im zweiten wird die Göttin Saráswati (Str. 49) angeführt, also der heilige, klassische Brahmanenfluß im Gangesland: das alte Indien der Sieben (fünf) Ströme des Induslandes ist verlassen. Das Lied ist folglich entschieden jung und pantheistisch. So heißt es Str. 32 (in Str. 31 ist von der Sonne, der Beschützerin des Weltalls die Rede):

> Der Werkmeister (Bildner des Weltalls) weiß es nicht:
> der es geschaut hat begreift es nicht:
> noch eingeschlossen im Mutterleibe ist er bereits vielen Geburten unterworfen,
> und ist eingetreten in eine böse Bahn (des werdenden Daseins).

Die letzte Antwort jenes ersten Theils des Liedes auf die Fragen nach der Lösung der Räthselworte ist diese (Str. 35—37):

> 35. Dieser Altar ist das äußerste Ende der Erde:
> dieses Opfer der Nabel der Welt:
> dieser Somatrank die befruchtende Kraft der regenergießenden Rosse:
> dieses Brahma (diese Opferstreu) ist der oberste Himmel der Rede (Veda).
>
> 36. Die Sieben, der Keim, das Weltbefruchtende für ein halbes Jahr,
> [d. h. die Sonnenstrahlen, der Regen, die befruchtende Kraft]
> ruhen, nach Vorherbestimmung, in Vischnus mancherlei Thätigkeiten:

durch ihre Einsicht durchdringen sie Alles umher,
denn einsichtig und sich ausbreitend sind sie.

37. Ich durchschaue nicht, ob ich dieses Alles bin:
verwirrt und gebundenen Sinnes geh ich einher,
so wie die Erstgebornen des Gedankens mich erreichen,
wird ein Theil des Wortes mir aufgeschlossen.

Doch ist auch noch hier Brahma ein Neutrum, ein Ding, etwas äußerlich Gegenständliches, die Opferstreu: Vischnu ist die metaphysische Einheit schaffender Urkräfte, welche in Indra verehrt wird.

Je mehr wir von dem Texte des Rigveda vor uns haben, desto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß in ihm sehr viele, durch lange Zeiträume getrennte Schichten zu unterscheiden sind. Die Kritik beginnt erst: aber jetzt auf sicherer, fester Grundlage.

14.

Zu S. 139: Die ethisch-metaphysischen Lehrsätze der Sankhja-Karika, oder der Zusammenfassung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Entstehen, Fortdauern und Zerstörung der Wesen.

§. 1, 2. Das Leiden des Daseins ist dreifach (es geht entweder aus von uns oder von der Außenwelt oder von den Göttern oder Geistern, dem Schicksal, vgl. §. 51). Weder das Sichtbare (die Wahrnehmung, §. 5) noch auch die Ueberlieferung (die von den heiligen Büchern vorgeschriebenen Bräuche und Werke) vermögen dieses dreifache Leiden des Daseins aufzuheben. Denn auch die Ueberlieferung ist behaftet mit Unreinem (dem von Gedanken nicht Durchdrungenen), mit Vergänglichem (allem außer dem Geiste Gesuchten), und mit Uebermaß (der äußerlichen Bräuche und dergleichen). Die wahrhaft rettende Erkenntniß ist die dreifache Erkenntniß des Entfalteten, des Nicht-Entfalteten und des Erkennenden. (Das Entfaltete ist die bestehende Welt der Erscheinungen: das Nicht-Entfaltete ist die Urnatur, die Wurzel der Prakriti, die unendliche Urkraft der Dinge als solcher: das Erkennende ist der Geist, Puruscha, der reine Geist, der im Manne [Puruscha] sich darstellt).

§. 3. Die Urnatur (Mula-Prakriti) ist nicht erzeugt, aber sie erzeugt die seelischen Kräfte: diese sind (wahrnehmende) Vernunft, leidenschaftlicher (natürlicher) Wille, und die Phantasie oder Kraft der Vorstellung: der (im Einzelwesen lebende) Geist erzeugt nicht (die Dinge) und ist selbst nicht Erzeugniß (der Urnatur).

§. 4—7. Nur die wahre Erkenntniß hat Beweiskraft. Der Beweis wird in drei Stufen angestrebt (er wird gewünscht, nicht bewirkt): einmal durch das Sichtbare, zweitens durch das aus demselben Abgeleitete (das empirische Wissen, die aus der sinnlichen Wahrnehmung gezogene Erfahrung) und endlich (höchste Stufe des unvollkommenen Beweises) durch die Offenbarung (die Ueberlieferung, oder die geschichtliche Darstellung in den heiligen Büchern und Bräuchen). Alles was mit der sinnlichen Wahrnehmung und dem Aeußerlichen zusammenhängt, hat nur unvollkommene Beweiskraft.

§. 8. Die Mula-Prakriti (Urnatur) wird nur wahrgenommen aus ihrer Wirkung. Die Erscheinungen, anzufangen mit der das Sinnliche wahrnehmenden Vernunft, sind ihre Wirkung, aber nicht sie selbst.

§. 9. Die wahrnehmende Vernunft und die übrigen natürlichen Erscheinungen sind nothwendig die Wirkung eines Seienden (Sat), als der Ursache. Die Wirkung hat ihr Sein in der Ursache. Das Nichtsein (Asat) hat keine wirkende Kraft: die einzelne Erscheinung (wie Luft, Wind) kann nicht Ursache des Entstehens der Dinge sein: das Mögliche wird nur durch das Vermögende hervorgebracht.

§. 10—16. Die Erscheinung ist die entfaltete Natur: ihre Wurzel ist die nichtentfaltete. Das Entfaltete und das Nichtentfaltete haben Einiges gemeinsam, in Anderm bilden sie einen entschiedenen Gegensatz. Das Entfaltete ist verursacht, nicht ewig, nicht durchdringend: es ist geschäftig, vielfach, sich anlehnend, umfangen, gegliedert, abhängig (bedingt). Das Nichtentfaltete ist von allem Diesen das Gegentheil (§. 10). Aber beide haben mit einander gemein, daß sie die Dreiheit der Eigenschaften (Gunas) besitzen (§. 18), ferner, daß sie nicht unterscheidend (also daß sie bewußtlos), daß sie (dem Geiste) Gegenstand sind, daß sie gemeinschaftlich sind (allen einzelnen Geistern), unlebendig, hervorbringend (zeugend und gebärend). Der Geist bildet einen Gegensatz gegen beide, insofern er allein Leben ist und hat: einen besondern Gegensatz gegen die unentfaltete Natur bildet er dadurch, daß er, der Zahl nach, ein Vielfaches ist (wie die entfaltete Natur §. 18). Jeder Geist (Mana) hat seine Eigenthümlichkeit, aber jedem ist die Natur gemeinschaftlich. Er geht nicht aus dem Unentfalteten hervor, aber er nimmt aus ihm, dem Ungeschiedenen, Das heraus, was nun seine erscheinende Persönlichkeit bildet: und zwar mit dem Zwecke die Natur (das Endliche) zu schauen, zu genießen, zu erkennen.

§. 17. Der Geist allein ist: die Gesammtheit der Dinge dient einem Andern als ihrem Zwecke (hat also nicht ihren Zweck in sich selbst).

Folglich kann der Ursprung, die Ursache, des Seins nicht in den erscheinenden Dingen sein.

§. 18. Die Vielheit (der Geister) wird bewiesen dadurch, daß Geburt, Tod und Organ verschieden sind im Einzelwesen: daß diese Wesen nicht zugleich thätig sind, und endlich daß sich in ihnen der dreifache Gegensatz der Eigenschaften kund gibt. Dieser Gegensatz wird als Sattvam, Radschas (§. 13), Tamas (vgl. §. 54) bezeichnet. Sattvam ist das Seiende, οὐσία, daher physisch das Leichte, Erleuchtende: das Radschas, das Leidenschaftliche (θύμος), buchstäblich das im Kreis Bewegende; daher der Dunstkreis Radschas heißt: endlich das Tamas, das Finstere (τὸ ἄλογον), daher physisch das Schwere, ethisch das Hemmende, das Starre.

§. 19, 20. Aus diesem Gegensatze folgt auch, daß der Geist als nichthandelnder Zuschauer dem Leben beiwohnt, und das Fürsichsein anstrebt: die Entfaltung ist nur das Spiel der Eigenschaften der Natur. Durch die Verbindung mit ihm wird der feine Keim des Leibes, welchen der Geist annimmt (Lingam), und der an sich unlebendig ist, gleichsam lebendig, als Erscheinung (Prakriti). So nun ist auch der theilnahmlose Geist gleichsam ein Handelnder bei dem Handeln der Eigenschaften.

§. 21. Die Verbindung beider, einmal des Geistes zum Schauen (zur Erkenntniß des Nichtseins der Natur) und zum Wiederfürsichsein, und dann der Natur, ist die Verbindung eines Lahmen und eines Blinden: durch ihre Verbindung wird jedoch die Schöpfung.

§. 22 — 42. Aus der Natur wird zuerst das Große: dieses ist Buddhi (Vernunft, Wahrnehmung), welche sich gegensätzlich nach beiden Seiten hinwendet: einmal nach Gerechtigkeit, Erkenntniß, Leidenschaftlosigkeit und Herrschaft (also die vier Tugenden der griechischen Philosophie) das Sattvische, Seiende (§. 23): anderntheils nach dem Gegentheile das Tamasartige (§. 18). Aus der Buddhi wird der Ahankâra: er ist der Stolz: wörtlich die Ichheit, der Selbstwille. Auch dieser hat eine zweifache Richtung, je nachdem er lichterer oder dunklerer Art ist: und daraus gehen denn weitere gegensätzliche Entwickelungen hervor. Der Dritte ist Manas, die Einbildungskraft, welche die Sinne vermittelt mit der Buddhi, durch die Vorstellung (Sankalpa, die Zusammenfassung des Sinnlichen). Hierzu kommen die zehn Sinne, die fünf Vernehmungssinne (unsere fünf Sinne) und die fünf Handlungssinne (Reden, Greifen, Gehen, Vonsichlassen, Zeugen). Diese dreizehn bilden das Organon; jene drei das innere, diese zehn das äußere (§. 28—34): die Vernunft (die Buddhi) vermittelt Alles, zum Zwecke des Puruscha (§. 35—37). Der Urleib (Lingam), (die feine Leiblichkeit vor dem er-

zeugten Leibe) dient dem Zwecke des Puruſcha, nach den Geſetzen der Prakriti (§. 38—42).

§. 43. Die der Natur angehörigen Zuſtände ſind nothwendig die der Entfaltung angehörigen, wie Gerechtigkeit und dergleichen. Dieſe werden wahrgenommen als befindlich in der Geſammtheit der organiſchen Kräfte, ſo wie die phyſiſchen Zuſtände (wie z. B. die Empfängniß, die Zuſtände des Embryo) wahrgenommen werden als befindlich in dem was die organiſchen Kräfte wirken.

§. 44. Durch Gerechtigkeit geht (das Leben) aufwärts, es geht abwärts durch Ungerechtigkeit: durch Erkenntniß wird Löſung (Befreiung) bewirkt, durch ihr Gegentheil Feſſelung.

§. 45. Aus der Leidenſchaftloſigkeit entſteht das Aufhören der Natur (das Aufhören des Uebergewichts der Prakriti und ihrer Entfaltungen), aus der anregenden Leidenſchaft (dem θύμος des Plato) entſteht der Weltumtrieb. Eben ſo entſteht aus der Herrſchaft (über leidenſchaftliche Erregung) die Unbehindertheit (Freiheit), aus deren Gegentheil das Gegentheil.

§. 46—50. Die geiſtige Schöpfung beſteht zunächſt in drei Dingen: in Widerſtand, in Schwäche und in Befriedigung (des ſinnlichen Begehrens): dann aber in der Vollendung (zur Freiheit des Geiſtes), welche jenen dreien gegenüber fortſchreitet. Jene ſind alle vielfach: ſo iſt der Widerſtand (der Außenwelt) fünffach getheilt: dann iſt die Finſterniß achtfach, eben ſo die Bethörung: die große Bethörung zehnfach: die Verfinſterung iſt achtzehnfach, die dichte Verfinſterung eben ſo. Die Schwächen ſind die Mängel der Sinne und der Buddhi: die Befriedigung iſt neunfach.

§. 51. Die acht Vollendungen ſind:

vernunftgemäßes Verfahren:
Offenbarung:
Forſchung:
die drei Abwehren des Schmerzes, (des dreifachen Leidens, des Leidens des Daſeins):
die Erlangung eines Freundes:
die Freigebigkeit (Mildthätigkeit).

Jene drei: Widerſtand, Schwäche und Finſterniß, ſind die drei Arten der Hinderniſſe der Vollendung.

§. 52—54. Der Urleib kann nicht ſein ohne Zuſtände, Zuſtände können nicht hervortreten ohne den Urleib: daher gibt es eine doppelte Schöpfung, nach dem Urleibe und nach den Zuſtänden. Die Schöpfung

Folglich kann der Ursprung, die [illegible], die thierische, die menschliche: scheinenden Dingen sein. [illegible]nd sattwisch (§. 18), unten über-

§. 18. Die Vielheit (d[illegible]cadschasartig (ebend.), beginnend mit burt, Tod und Organ ver[illegible]tarren. Die thierische Schöpfung ist nicht zugleich thätig sin[illegible] Thieren bis zu den Pflanzen und den ungensatz der Eigenschaf[illegible] menschliche Schöpfung ist einfach. Die Radschas (§. 13), Seiende, οὐσία, [illegible]schapati). das Leidenschaft[illegible] Indra und die andern Götter des brahmanischen der Dunstkre[illegible] γον), daher [illegible], die Väter der Sterne.

§. [illegible] Gandharven (Jakschas): die tönenden Geister in der Atmosphäre, nichth[illegible] Brahma loben. stret[illegible] Apsarasen: die Luftgeister. T[illegible] Genien des Kuvera: die Liebesgötter. Rakschsas: böse Geister. Pisatschas: desgleichen.

§. 55. Schmerz ist für den Puruscha vom Dasein unzertrennlich bis zum Aufhören des Urleibes.

§. 56—61. Die Natur ohne es zu wissen, wirkt die Lebenszustände, scheinbar um ihrer selbst willen, in der That aber um eines Andern willen, nämlich damit der einzelne Geist befreit werde. Sie dient mit mannichfachen Diensten dem Puruscha, der ihr nicht dient, sie weicht von ihm, sobald der Geist sie gesehen (ihre Nichtigkeit erkannt) hat.

§. 62, 63. Der Geist an sich wird weder befreit noch entfesselt, noch geht er ein in den Weltumtrieb; es ist die an das Mannichfaltige sich anlehnende Natur, welche in den Weltumtrieb eingeht, welche gefesselt und welche befreit wird. Sie fesselt sich durch sieben Gestalten um ihr selbst willen: sie befreit sich um des Geistes willen durch Eine Gestalt.

§. 64. Durch Erforschung der Wesenheit entsteht die wahre Erkenntniß: sie ist vollständig, enthält in sich keinen Widerspruch und ist auf das Unbedingte gerichtet. Sie läßt sich in die Worte fassen: Kein Sein. kein Mein, kein Ich (kein Etwas, keine Meinheit, keine Ichheit):

Na asmi, na me, na aham.

(nicht bin ich, nicht ist Mein, nicht Ich bin.)

§. 65. Der Geist sieht kraft dieser Erkenntniß als ruhiger Zuschauer der Entfaltung der Natur zu, wie sie aufhört zu gebären, und wie sie um des Zweckes (des Geistes) willen aus den sieben Formen zurücktritt.

Die Beruhigung des Geistes spricht sich aus in den Worten:
„sie ist gesehen worden von mir“:
der Natur in dem Worte:
„ich bin gesehen worden“.
Bindung beider in diesem Zustande geht fort, aber es besteht nicht
mehr Zweck der Schöpfung, das heißt des Fortbildens von Natur:
auch nicht mehr die Nothwendigkeit der Wiedergeburt.

§. 67. Nachdem der Geist durch Erlangung richtiger Erkenntniß er-
annt hat, daß die Zustände des Einzelwesens, auch die Gerechtigkeit (die
uten Werke), keinen Selbstzweck haben, bleibt er bei dem Leibe nur wie
s Umschwingen des Rades nach dem Stoße anhält, kraft des gegebenen
ntriebes.

§. 68. Das vollständige und unendliche Fürsichsein erlangt der Geist
er erst, wenn er die Trennung vom Leib erreicht, und die Natur ihr
eschäft vollendet hat.

Der Schluß (§. 69—77) bezeugt, daß diese Schrift kurz in Sans-
itversen zusammengestellt worden, von Iwara-Krischna, dem Ehr-
ürdigen, frei vom Mythus und frei von den Lehrsätzen anderer Schu-
n: das Ganze nach der Lehre des großen Weisen (Kapila) und getreu
r echten Ueberlieferung.

Dieser Schluß lautet wörtlich so:

„Für den Zweck des Puruscha wurde diese geheime Erkenntniß vom
großen Weisen aus einander gesetzt, in welcher Entstehen, Fortdauer und
Untergang der Wesen erörtert werden. Dieses vorzügliche Reinigungs-
mittel gab der Muni (Büßer, nämlich Kapila) aus Mitleid dem
Asuri, und Asuri dem Pantschasikha, von ihm ward die Lehre aus-
gebreitet. Durch eine Reihe von Schulen überliefert, ist sie in Arja-
versen (Sanskritversen) kurz dargestellt worden von Iwara-Krischna,
dem Ehrwürdiggesinnten, nachdem er richtig erkannt hatte den Lehrsatz.
Die Gegenstände, welche in den siebzig (68) Versen behandelt wer-
den, sind die Gegenstände von der ganzen Lehre der Sechzig (der Pu-
ruscha, die Prakriti, die Buddhi, die drei Gunas, der Ahankara, der
Sinn, das feine Element, das gröbere Element und die 50 Zustände),
abgesondert von Mythen und frei von den Ansichten anderer Schulen.“

iſt nach den Elementen dreifach: die göttliche, die thieriſche, die menſchliche: ſie iſt auf der höchſten Stufe überwiegend ſattviſch (§. 18), unten überwiegend tamasartig, in der Mitte rabſchasartig (ebend.), beginnend mit Brahma, endigend mit dem Starren. Die thieriſche Schöpfung iſt fünffach, von den vierfüßigen Thieren bis zu den Pflanzen und den unorganiſchen Körpern. Die menſchliche Schöpfung iſt einfach. Die göttliche iſt achtfach:

1. Brahma (Prabſchapati).
2. die Devas: Indra und die andern Götter des brahmaniſchen Pantheons.
3. die Pitris, die Väter der Sterne.
4. die Ghandarven (Jakſchas): die tönenden Geiſter in der Atmoſphäre, welche Brahma loben.
5. die Apſaraſen: die Luftgeiſter.
6. die Genien des Kuvera: die Liebesgötter.
7. die Rakſchſas: böſe Geiſter.
8. die Piſatſchas: desgleichen.

§. 55. Schmerz iſt für den Puruſcha vom Daſein unzertrennlich bis zum Aufhören des Urleibes.

§. 56—61. Die Natur ohne es zu wiſſen, wirkt die Lebenszuſtände, ſcheinbar um ihrer ſelbſt willen, in der That aber um eines Andern willen, nämlich damit der einzelne Geiſt befreit werde. Sie dient mit mannichfachen Dienſten dem Puruſcha, der ihr nicht dient, ſie weicht von ihm, ſobald der Geiſt ſie geſehen (ihre Nichtigkeit erkannt) hat.

§. 62, 63. Der Geiſt an ſich wird weder befreit noch entfeſſelt, noch geht er ein in den Weltumtrieb; es iſt die an das Mannichfaltige ſich anlehnende Natur, welche in den Weltumtrieb eingeht, welche gefeſſelt und welche befreit wird. Sie feſſelt ſich durch ſieben Geſtalten um ihr ſelbſt willen: ſie befreit ſich um des Geiſtes willen durch Eine Geſtalt.

§. 64. Durch Erforſchung der Weſenheit entſteht die wahre Erkenntniß: ſie iſt vollſtändig, enthält in ſich keinen Widerſpruch und iſt auf das Unbedingte gerichtet. Sie läßt ſich in die Worte faſſen: Kein Sein, kein Mein, kein Ich (kein Etwas, keine Meinheit, keine Ichheit):

Na asmi, na me, na aham.
(nicht bin ich, nicht iſt Mein, nicht Ich bin.)

§. 65. Der Geiſt ſieht kraft dieſer Erkenntniß als ruhiger Zuſchauer der Entfaltung der Natur zu, wie ſie aufhört zu gebären, und wie ſie um des Zweckes (des Geiſtes) willen aus den ſieben Formen zurücktritt.

§. 66. Die Beruhigung des Geiſtes ſpricht ſich aus in den Worten:

„ſie iſt geſehen worden von mir“:

die Beruhigung der Natur in dem Worte:

„ich bin geſehen worden“.

Die Verbindung beider in dieſem Zuſtande geht fort, aber es beſteht nicht mehr ein Zweck der Schöpfung, das heißt des Fortbildens von Natur: alſo auch nicht mehr die Nothwendigkeit der Wiedergeburt.

§. 67. Nachdem der Geiſt durch Erlangung richtiger Erkenntniß erkannt hat, daß die Zuſtände des Einzelweſens, auch die Gerechtigkeit (die guten Werke), keinen Selbſtzweck haben, bleibt er bei dem Leibe nur wie das Umſchwingen des Rades nach dem Stoße anhält, kraft des gegebenen Antriebes.

§. 68. Das vollſtändige und unendliche Fürſichſein erlangt der Geiſt aber erſt, wenn er die Trennung vom Leib erreicht, und die Natur ihr Geſchäft vollendet hat.

Der Schluß (§. 69—77) bezeugt, daß dieſe Schrift kurz in Sanskritverſen zuſammengeſtellt worden, von Iwara-Kriſchna, dem Ehrwürdigen, frei vom Mythus und frei von den Lehrſätzen anderer Schulen: das Ganze nach der Lehre des großen Weiſen (Kapila) und getreu der echten Ueberlieferung.

Dieſer Schluß lautet wörtlich ſo:

„Für den Zweck des Puruſcha wurde dieſe geheime Erkenntniß vom „großen Weiſen aus einander geſetzt, in welcher Entſtehen, Fortdauer und „Untergang der Weſen erörtert werden. Dieſes vorzügliche Reinigungs„mittel gab der Muni (Büßer, nämlich Kapila) aus Mitleid dem „Aſuri, und Aſuri dem Pantſchaſikha, von ihm ward die Lehre aus„gebreitet. Durch eine Reihe von Schulen überliefert, iſt ſie in Arja„verſen (Sanskritverſen) kurz dargeſtellt worden von Iwara-Kriſchna, „dem Ehrwürdiggeſinnten, nachdem er richtig erkannt hatte den Lehrſatz. „Die Gegenſtände, welche in den ſiebzig (68) Verſen behandelt wer„den, ſind die Gegenſtände von der ganzen Lehre der Sechzig (der Pu„ruſcha, die Prakriti, die Buddhi, die drei Gunas, der Ahankara, der „Sinn, das feine Element, das gröbere Element und die 50 Zuſtände), „abgeſondert von Mythen und frei von den Anſichten anderer Schulen.“

15.

Zu S. 163: Der Sutra der 42 Sprüche Buddhas.

(Auszug, nach Schiefners Ueberſetzung, in den „Mem. de l'Academie de St. Pétersbourg", T. IX. 1852. p. 67 sq.)

2. Schramana (Büßer) heißt Derjenige, der, nachdem er ſeine Verwandten verlaſſen, von Haus gezogen, in der Lehre geweilt, die Natur des Geiſtes erſchaut und das Geſetz des Nichtzuſammengeſetzten begriffen hat.

5. Die Menſchen können auf zehnfache Weiſe Tugend und auf zehnfache Weiſe Untugend üben. Von dieſen zehn Untugenden beziehen ſich drei auf den Leib, vier auf die Rede, drei auf das Gemüth. Die drei Untugenden, die ſich auf den Leib beziehen, ſind: tödten, Nichtgegebenes nehmen und der Leibesluſt fröhnen. Auf die Rede beziehen ſich: lügen, Unſinn ſchwatzen, harte Worte reden, verleumden; auf das Gemüth: Habſucht, Luſt zu ſchaden, aus Dummheit an die drei Koſtbarkeiten nicht glauben, und falſchen Anſichten huldigen.

6. Wenn Menſchen viel Unrecht gethan, ohne Reue zu empfinden, ſo wird die Frucht des nach und nach aufgehäuften Böſen an ihnen ſelbſt zur Reife kommen, gleich wie die Flüſſe, die ſich in den großen Ocean ergießen und ohnehin ſchon tief ſind, breit werden, ſo daß man nur mit Mühe über ſie ſetzen kann. Bei Menſchen, die das Unrecht einſehen und ſich dann beſſern, nehmen die Geſetze der Tugend zu, und das Böſe kommt nach und nach zur Ruhe, ſo daß der Weg vollendet werden kann.

8. Wenn ſchlechte Menſchen den guten ſchaden wollen, ſo iſt es als wenn ſie ihren Speichel gegen den Himmel auswerfen. Der Himmel kann nicht durch den Speichel befleckt werden, ſondern nur ſie ſelbſt. Eben ſo wie wenn man gegen den Wind Aſche auf einen Andern werfen will und der Staub den Andern nicht treffen kann, ſondern auf den Werfenden zurückfällt; ſo wird Der, welcher den Guten keine Ehre erweiſt, ſelbſt beeinträchtigt dadurch, daß er den Guten ſchaden wollte.

11. In der Welt gibt es zwanzig Dinge, die ſchwer ſind, nämlich: ſchwer iſt es eine Gabe austheilen, wenn man arm iſt; ſchwer den Weg (die wahre Religion Buddhas) lernen, wenn man reich iſt; ſchwer durch die Kraft des Geiſtes das Leben aufgeben; ſchwer das Geſetz der trefflichen Lehre erblicken; ſchwer geboren werden in der Region, wo die Buddhas entſtehen; ſchwer kein Verlangen haben, wenn man etwas Angenehmes erblickt hat; ſchwer iſt es dem Kraftreichen, ſeine Kraft nicht

anwenden; schwer ist es, dem Schmähenden nicht zürnen; schwer ist es, wenn man sich an seine Arbeit begibt, keinen Begriff davon haben; schwer ist es zur Vollendung kommen, wenn man auch viel gelernt hat; schwer ist es Diejenigen nicht verachten, die nichts gelernt haben; schwer ist es den selbstsüchtigen Stolz überwinden; schwer ist es auf einen Freund der Tugend stoßen; schwer ist es den Weg erlernen, wenn man die Eigenheit des Gemüths kennt; schwer ist es bei einem Zusammentreffen nicht bewegt werden; schwer ist es der Klugheit entsprechende Mittel anwenden; schwer ist es in Uebereinstimmung mit der Natur verkehren; schwer ist es Gemüthsruhe erlangen; schwer ist es von dem zu Thuenden und zu Unterlassenden nicht sprechen.

13. Was ist die höchste Tugend? Auf dem Wege wandeln ist die höchste Tugend. Was ist die höchste Größe? Dem Gesetze der Einsicht gemäß handeln ist die höchste Größe. Wer ist der Vorzüglichste der Machtbegabten? Derjenige, der, während er selbst voll Duldung ist, keine sündhafte That begeht, wird sicherlich von den Menschen geehrt werden. Wer ist vorzüglich erleuchtet? Derjenige, der ohne Flecken und makellos, ohne ungerechten Wandel, gänzlich rein ist, und der alle von Uranfang bis jetzt in der Welt der zehn Gegenden Befindlichen, mögen sie ungekannt, unsichtbar, gänzlich unbemerkt und ungehört sein, ohne das Geringste für sich zu haben, auf jegliche Weise kennt, der ist erleuchtet zu nennen.

14. Ein Wesen, dessen Seele mit Leidenschaft behaftet ist, kann den Weg mit seinem verblendeten Gemüth nicht sehen. Schüttet man in trübes Wasser fünferlei Farbe und rührt es dann mit aller Kraft durch einander, so werden die Menschen, die hineinsehen, das Bild ihres Körpers nicht sehen können. Eben so können Diejenigen, deren Gemüth durch die Leidenschaft aufgeregt und getrübt ist, den Weg nicht sehen. Diejenigen Menschen dagegen, die voll Glauben ihre Fehler der Reihe nach eingestehen, sich bessern und den Freund der Tugend begütigen, werden den Weg sehen, so wie das Abbild im Wasser sichtbar wird, sobald es vom Schmuz gereinigt ist . . . . . Wenn die Flecken der Seele gänzlich geschwunden sind, erfährt die Erkenntniß, woher sie gekommen und entstanden, und nach welchen Buddhagefilden sie nach dem Dahinscheiden gelangen wird, und zu gleicher Zeit sieht sie die Tugenden des Weges ein.

17. Wenn man Himmel und Erde sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Berg und Thal sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man Form und Gestalt der Dinge zunehmen und sich erweitern sieht, soll man denken, daß sie

nicht ewig sind. Wenn man also denkt, wird man sehr bald den Weg erreichen.

19. Wenn man auch den Urbestandtheilen des Körpers Sein beilegt, so sind sie dennoch wesenlos. Denn da ihr Sein nach einer kurzen Zeit aufhört und nicht immer dauert, so sind sie wie die Trugbilder.

20. Mit den Wesen, die von Leidenschaft ergriffen nach Ruhm streben, geht es wie mit dem Duft des Räucherwerks. Wenn der Duft des Räucherwerks wahrgenommen wird und sich verbreitet hat, so kann er doch nicht, nachdem das Räucherwerk verzehrt ist, weiter fortbestehen. So werden die Thoren, welche dem eitlen Ruhm der Welt nachstreben und sich nicht des wahren Ruhms befleißigen, wenn sie ihren Ruhm erlangt, arm sein und Reue empfinden.

21. Schönheit und Reichthum sind wie Honig auf einer Messerschneide. Wenn kleine Knaben ihn kosten, so verwunden sie sofort ihre Zunge und empfinden Schmerz.

22. Größer ist die Gefahr des durch Kind und Weib und Reichthum und Haus Gebundenen als die Gefahr eines im Gefängniß in Ketten und Fesseln befindlichen Mannes. Während man nämlich durch einen glücklichen Zufall aus der Gefängnißgefahr befreit werden kann, sind die an Kind und Weib und dergleichen Hängenden wie im Rachen des Tigers und können, da sie sich unvorsichtigerweise hineinbegeben, nicht befreit werden.

24. Wer sich der Leidenschaft hingibt, ist wie ein Thor, der eine Leuchte in die Hand nimmt und gegen den Wind gehen will. Wirft er die Leuchte nicht fort, so wird ihm sicherlich durch Verbrennen der Hand Leid entstehen. Wer sich von der Begierde, dem Zorn und der Verblendung fortreißen läßt, ist, weil er nicht zuvor durch den Weg erleuchtet worden, wie die Thoren, welche die Leuchte nicht fortwerfen und sich die Hand verbrennen, großem Leid ausgesetzt.

26. Wie ein ins Wasser gefallener Baum, wenn er von der Strömung weiter getrieben die beiden Ufer nicht berührt, nicht von Menschen aufgefangen und auch nicht von den Göttern und Unholden aufgehalten wird, auch nicht im Flusse liegen bleibt und nicht verfault, in der That in den Ocean gelangen kann; eben so sage ich, daß die Menschen, welche, wenn sie den Weg lernen, nicht von Leidenschaft bethört, noch von Verkehrtheit ergriffen werden, welche nicht der Unbeständigkeit verfallen, sondern sich ernstlich bemühen, in der That den Weg erreichen können.

27. O Schramanas, eurem Gemüthe müßt ihr nicht trauen. Dem Gemüthe darf man durchaus nicht trauen. Uebet Behutsamkeit: hänget

nicht an der Schönheit, sonst erwächst daraus Schmerz ..... Eine alte Frau müßt ihr als eine Mutter, eine auch nur wenig an Alter euch überlegene als ältere Schwester, eine jüngere als jüngere Schwester betrachten.

28. Wie man auf das eiligste davon laufen muß, wenn Feuer sich über dürres Gras verbreitet, so müssen die Menschen, die den Weg erlernen, auch alle Gegenstände der Leidenschaft weit von sich werfen.

31. Gibt sich ein Mensch der Leidenschaft hin, so entsteht Schmerz, aus dem Schmerz Angst. Bleibt die Leidenschaft fern, so entsteht kein Schmerz; ist kein Schmerz, so entsteht keine Angst.

34. Wie Eisen, wenn es geschmolzen und geläutert, nach und nach gehämmert und gereinigt ist, zu allerhand Gefäßen verarbeitet werden kann, so werden auch Diejenigen, die den Weg lernen, wenn ihr Geist nach und nach von aller Unlauterkeit befreit ist und sie sich befleißigen, ohne Zweifel die vollendete Einsicht erreichen. Im entgegengesetzten Falle erwächst ihnen Gram, aus dem Gram Mühsal und bei starker Mühsal kehren sie von dem Wege zurück; so häufen sie sündhafte Handlungen auf einander.

35. Sowol die Menschen die auf dem Wege wandeln, als auch diejenigen, die es nicht thun, erfahren Leiden. Schwer ist es zu ermessen, was für Leiden ein Wesen von seiner Geburt bis zu seinem Alter und seit dem Altern durch Krankheit bis an den Tod zu erdulden hat: wenn der Sinn aber durch Mühsal verwirrt ist und sündhafte Handlungen sich aufgehäuft haben, so läßt sich das Leid wegen des seit der Geburt bis zum Tode Geschehenen in keine Worte fassen.

43. O Schramanas, wie ein beladenes Rind, in einen Sumpf gerathen, trotz aller Müdigkeit an eins der beiden Ufer kommt, ohne auch nur an Erholung zu denken, so muß, o Schramanas, da die Gefahr in dem Pfuhl der Leidenschaft bedeutend größer ist, ein gerader Sinn sich einzig des Weges befleißigen und sich vor dem Schmerze des Kreislaufes schützen (der also in diesem Leben ist!).

16.

Zu S. 163 vgl. S. 188: Der sogenannte Jubelhymnus Buddhas und Aschokas Inschriften.

a. Buddhas letzte Worte.

(Nach Hardy, II, 180.)

Dieser kurze, ewig denkwürdige Spruch ist sehr verschieden übersetzt, nach den verschiedenen Texten, die man zu Grunde gelegt hat. Als einzig

urkundlicher ist gewiß die Anführung im Dhammapadam anzusehen (Lied XII, V. 153, 154), wo er ursprünglich als Erklärung beigeschrieben ward. Nur durch Misverständniß ist er dann mitten in den Text aufgenommen, welchen er sinnlos unterbricht. Man sehe das Nähere bei Fausböll, S. 319 fg., wo die Erklärung des alten Commentators, und dann die verschiedenen Uebersetzungen von Turnour, Gogerley und Hardy und (S. 323) die Auslegung gegeben wird, welche Fausböll als sein letztes Wort gibt, und welcher wir gefolgt sind.

b. Aschokas (Pijadasis) Sendschreiben und seine Inschriften.

A. Das Sendschreiben Aschokas an das Concil der Tausend vom Jahre 246 v. Chr.

(Nach Burnouf, „Le Lotus de la bonne loi", p. 725, vgl. p. 862 sq.)

Daß König Pijadasi (der Liebevollgesinnte) nichts als Ehrenname des berühmten Königs Aschoka sei, des Aschoka des Gesetzes, hat Burnouf mit unwiderleglichen Gründen gegen Wilson dargethan, und insbesondere auch auf das ausdrückliche Zeugniß der Chronik von Ceylon begründet, (Burnouf, p. 648—781, Appendix. Vgl. Koeppen, S. 174 fg.) Er heißt Enkel des Tschandragypta (Sandrokottos der Griechen) und Sohn Bindasaras. Auch die Sprache selbst ist ganz das Maghadi der Säuleninschriften Aschokas. Ueber diesen Punkt vergleiche man noch Lassen, II, 488 fg. und Weber, „Akad. Vorles." 256 fg. und dessen „Neueste Forschungen auf dem Gebiete des Buddhismus", S. 59 fg.

Ueber die Zeit dieses Königs, die Jahrbücher Buddhas selbst, und die ganze buddhistische Zeitrechnung verweisen wir auf das darüber im fünften Buche von „Aegyptens Stelle" Gesagte (S. 208 fg.). Koeppen nennt mit Unrecht Buddha einen Zeitgenossen des Darius und Xerres (also gegen 480). Nach dem Mahavansa, dem heiligen Buche Ceylons, saß dieses Concil, zur Schlichtung der Spaltungen, in Pataliputra (Palimbothra), im 17. Jahre der Regierung Aschokas.

„Der König Pijadasi, der Versammlung von Maghada Gruß und „Wunsch, sie möge wenig Leiden haben und ein angenehmes Dasein!

„Es ist wohlbekannt, meine würdigen Herren, wie weit meine Ver„ehrung und mein Glaube geht, für den Buddha, für das Gesetz und „für die Versammlung. Alles, meine würdigen Herren, was von dem „Buddha, gesegneten Andenkens, gesagt worden, alles dieses, und dieses „allein, ist wohl gesagt. Man muß also zeigen, meine würdigen Herren,

„was die Gewähren ſind (für das vom Buddha Geſagte): auf dieſe Weiſe „wird das gute Geſetz von langer Dauer ſein. Das iſt's, was mir von „nöthen ſcheint. Unterdeſſen, meine würdigen Herren, die Gegenſtände, „(heiligen Urkunden), welche das Geſetz umfaßt:

„Die von der Vinaja (Disciplin) bezeichneten Schranken:
„Die übernatürlichen Kräfte der Arja (der Ehrwürdigen):
„Die Gefahren der Zukunft:
„Die Lieder (Gâthâs) des Einſiedlers:
„Der Suta (Sutra, Spruchſammlung) des Einſiedlers:
„Die Metaphyſik von Upatiſa (Schariputtra) und ſie allein:
„Die Weiſung des Laghula (Ragula), mit Verwerfung der (in ihr enthaltenen) falſchen Lehre.

„Dieſes iſt (dieſe Bücher enthalten) was der Buddha, geſegneten „Andenkens, geſagt hat.

„Ich wünſche nun, und das iſt der höchſte Ruhm, den ich anſtrebe, „daß die frommen Männer und die frommen Frauen dieſe Gegenſtände, „welche das Geſetz umfaßt, beſtändig hören und darüber nachdenken „mögen, eben wie die Gläubigen beider Geſchlechter.

„Das iſt der Grund, weshalb ich dieſes an Euch ſchreiben laſſe: „das iſt mein Wille und meine Erklärung."

Die heiligen Urkunden der Buddhareligion zerfielen alſo ſchon damals in die disciplinariſchen Verfaſſungen (Vinaja) und in Spruchſammlungen. Die proſaiſchen Sprüche waren in einem einzigen Sutra, Einer Sammlung enthalten: daneben aber werden „Lieder" (Gâthâs) genannt, in der Mehrzahl. Eine ſolche Spruchſammlung in Liedern iſt nun Dhammapadam. Noch jetzt findet man in den buddhiſtiſchen Sutras einzelne metriſche Strophen verwebt. Die Uebereinſtimmung beider Darſtellungen, der proſaiſch erzählenden und der Lieder, zeigt ſich am beſten durch Vergleichung des „Sutra der 42 Sprüche" mit dem Dhammapadam.

„Die übernatürlichen Kräfte der Arja" kennen wir zwar nicht als Buch: aber ſie werden nicht allein in Inſchriften Aſchokas erwähnt, der betheuert, er glaube daran; ſondern es wird auch von ihnen oft geredet, als aus der Kraft der tiefſten Betrachtung hervorgehend und ſich durch magiſche Wirkungen offenbarend. So z. B. bei Burnouf, „Le Lotus etc.", p. 818 sq.

Was „die Gefahren der Zukunft" betrifft, ſo haben wir zwar kein beſonderes Buch dieſer Art, allein das Bild der Gefahren der Seele kommt oft vor. So beginnt der ſingaleſiſche Mahavanſa mit einer Schil-

derung des zukünftigen Schickſals der Menſchen und der Strafen, welche den Sünder erwarten.

Sehr merkwürdig iſt die Anführung eines gewiſſermaßen kanoniſchen, metaphyſiſchen Werkes, welches hier als zuläſſige Gewähr des Glaubens angeführt wird. Burnouf hat gefunden, daß der Verfaſſer, Upatiſſa, auch Schariputtra genannt, bei den Buddhiſten für einen ſehr gelehrten metaphyſiſchen Schriftſteller gilt.

Das letzte Werk iſt offenbar auch metaphyſiſch, wird aber hier als ein ſolches genannt, welches nur mit Vorſicht gebraucht werden könne, da es falſche Lehren enthalte: ein dogmatiſches Werk des indiſchen Konſtantin für die Verſammlung!

Nach der Analogie der Paliſchreibung kann dieſer Laghula kaum ein anderer ſein als Ragula, der Sohn Buddhas: und dieſem werden wirklich ketzeriſche Lehren zugeſchrieben.

Aus dieſem Allen ergibt ſich, wie ſehr das ſpätere, zu vielen Hunderten von Bänden angeſchwollene buddhiſtiſche Schriftthum die urkundlich älteſten Werke überwuchert hat: wahrſcheinlich deswegen, weil dieſe den Spätern für die immer höher geſchraubten bildlichen Erdichtungen und daraus gewobenen Erzählungen, und für die maßloſen pantheiſtiſch ausſchweifenden Speculationen zu hausbacken und gewöhnlich erſchienen.

Dieſe Umſtände müſſen die große Bedeutung des Dhammapadam noch erhöhen.

B. Aus der vierten Verordnung von Girnar: 12. Jahr nach der Weihe (17. der Regierung).

(Burnouf, „Lotus", p. 730.)

„In der vergangenen Zeit ſah man, während vieler hundert Jahre einzig gedeihen den Mord der lebenden Weſen und die Mishandlung der Geſchöpfe, den Mangel an Ehrerbietung gegen die Aeltern und gegen die Bamhanen (Brahmanen) und Samanen. So ertönt denn heut der Schall der Trommel, denn die Stimme des Geſetzes wird gehört, Prachtzüge von Wagen und Elefanten und Feuerwerke werden dem Volke gezeigt ... Das Aufhören des Mordes der lebenden Weſen, und der Mishandlung der Geſchöpfe, die Ehrerbietung gegen die Aeltern, der Gehorſam gegen Vater und Mutter, der Gehorſam gegen die Aelteſten (Theras), dieſe und manche andere Uebungen des Geſetzes haben zugenommen. Pijadaſi .....

C. Aus der elften Verordnung von Girnar.

(Burnouf, a. a. O. p. 736.)

Nach ähnlicher Anpreiſung und Empfehlung des Geſetzes fährt der König fort:

„Das Wohlwollen für Sklaven und Diener, und der Gehorſam gegen Vater und Mutter ſind eine gute Sache: ſo iſt die Freigebigkeit gegen Freunde, Verwandte, Aeltern, gegen Brahmanen und Samanen: eben ſo die Achtung für das Leben der Geſchöpfe: das ſoll thun und üben und empfehlen ein Vater, ein Sohn, ein Bruder, ein Freund, ein Bekannter, ein Verwandter und ſelbſt ein einfacher Nachbar. Wer alſo thut, der wird geehrt in dieſer Welt, und für die andere Welt entſpringt ein unendliches Verdienſt aus dieſem Geſchenke des Geſetzes.“

Wiederum Konſtantins würdig — und nicht mehr! Das berühmte Toleranzedikt, Verordnung XII. Burnouf, a. a. O. p. 761, geht aber über Konſtantin und Theodoſius hinaus, und verdient dem Toleranzedikte Joſephs II. gleichgeſtellt zu werden. Wichtig bleibt in unſerer Verordnung aber die Erwähnung des künftigen Lebens am Schluſſe: alſo eine Fortdauer des Geiſtes.

17.

Zu S. 175: Die Nidânas oder die gegenſeitige Verkettung der Urſachen: die zwölf Urſachen des kreatürlichen Seins, nach den Buddhiſten.

(Aus der „Lalita Vistara“ bei Burnouf, Introd. p. 485 sq.; „Lotus“ p. 530—544.)

Die Reihe der zwölf Urſachen des Seins, vom Ende anhebend, iſt folgende:

I. Dſcharamârana, Hinfälligkeit = Sterben = Hinſterben.

Der Tod nun, des leiblichen Abſterbens Ende, iſt bedingt, als Wirkung von der Urſache, durch

II. Dſchâti, Geburt.

Die nächſten drei bedingenden Stufen ſind:

III. Bhava, Daſein.

IV. Upâdâna, Annehmen (des Daſeins in der Empfängniß).

V. Triſchna, Verlangen.

Von dieſen iſt die vierte Stufe unleugbar das was wir Empfängniß nennen, als eben ſo nothwendige Bedingung der Geburt, als dieſe Bedingung des Sterbens des wirklichen Menſchen iſt. Zugeſtändlich fehlt

nun die Empfängniß, oder sie ist in dieser Stufe gesetzt. Nun ist aber, wie Burnouf nachweist, die Grundbedeutung jenes Wortes das Anschnehmen, also etwas Thätiges, und er faßt den Ausdruck deshalb als „prise, caption", was unser deutsches Wort Annehmen, nach der gewöhnlichen und nach der philosophischen Bedeutung, am passendsten auszudrücken scheint. Denn es kann in der ganzen Reihe doch nur Ein Träger (Subjekt) sein, nämlich der individuelle, in diese Welt geborene Mensch. Ja, die ganze Anschauung Buddhas geht dahin, daß die also in die Menschheit eingetretene Seele das Thätige, und daher Verantwortliche sei. Wir bedürfen also gerade ein Thätigkeitswort, das Einwilligen der Seele in den Mutterschooß einzugehen.

So wie dieses feststeht, so kann die nächste Stufe, die dritte, Bhava, eben nichts Anderes sein, als was das Wort unleugbar bedeutet, das Dasein, des Embryo nämlich, das angeborene Dasein, das neumenschliche Gestalten zum geburts- und lebensfähigen Menschen. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß Burnouf sich durch die unsinnige Erklärung der Brahmanen hat irre machen lassen, es sei hier das Dasein mit Verdienst oder Schuld, das moralische, durch finstere Daseinsperioden bedingte Dasein zu verstehen. Eben so wenig vermögen wir Goldstücker zu folgen, der hier schon in der metaphysischen Existenz ist, und unter Bhava das mögliche Dasein (virtuelle Dasein, Dynamis des Aristoteles) verstanden wissen will, wie unter Dschâti das wirkliche Dasein (die Energeia des Daseins). Wir sind hier, auf unserm Wege rückwärts zu der ersten Ursache des Todes, noch ganz auf dem physischen Gebiete.

Erst die dem Eingehen in den Mutterschooß vorhergehende Stufe führt uns in das ideale Dasein der irdisch werdenden, endlichen Seele. Die Seele mußte ein Verlangen nach diesem Irdischwerden haben, um zu jenem Entschlusse zu kommen, in jenen Zustand einzutreten, der in Geburt und Tod endigt. Das Wort Trischna aber bedeutet gerade Verlangen: und so faßt es auch, nach dem Vorgange eines nepalesischen Erklärers, der treffliche Hodgson, indem er es als Dasein im Urtypus (Archtype) nimmt. Darauf kommt doch auch wol Goldstückers Erklärung des Trisna als Appetitus zurück, welches er, in Beziehung auf die eben vorher besprochenen Stufen als dynamisches Sein des Upadâna nennt.

Hier konnte nun allerdings ein nur auf das Praktische gerichteter Denker still stehen. Die Seele ist dem Tode unterworfen, in Folge ihres Verlangens irdisch zu werden. Aber wir können auch gar wol uns anschaulich machen, daß ein indischer Denker sich hierbei nicht beruhigen

konnte, wenn auch damals die beiden oben gezeichneten brahmaniſchen Syſteme der Metaphyſik noch nicht bereits beſtanden, oder ihre Vollendung gewonnen hätten.

Und ſo können wird uns die nächſten drei Vorſtufen, welche ein innerlich unter einander zuſammenhängendes Ganze bilden, gar wol als das mit dem Verlangen der Menſchwerdung vorhergehend Gedachte anſchaulich machen. Sie ſind:

VI. Vedâna „Empfindung" (Goldſtückers organiſche Erregbarkeit).
VII. Sparſcha „Berührung" (Goldſtückers organiſche Empfindungsfähigkeit).
VIII. Schadâjatana „die ſechs Sitze" (Sinne).

Daß dem irdiſchen Verlangen der Seele eine Empfindung der irdiſchen Dinge vorhergehen müſſe, iſt von ſelbſt klar. Darin liegt ja auch ſchon, wenn man will, der Urſprung des Begehrens, der Luſt, alſo des Schmerzes des irdiſchen Daſeins. Die Fähigkeit der Empfindung, oder die That des Empfindens, ſetzt nun wieder eine Berührung des Willens oder Begehrens mit der Endlichkeit voraus, und dieſes die Geſtaltung des Urbegehrens oder Urwillens der Seele zu den ſechs Sinnen, welche der Inder annimmt: nämlich unſere fünf Sinne, und dazu Manas, oder der innere Sinn. Dieſer innere Sinn iſt ſicherlich nur was wir Inſtinkt oder Urtrieb nennen. Einen ſolchen nun hat der Menſch allerdings mit den Thieren gemein: allein als Mikrokosmus, nicht als peripheriſches Einzelthier. Da nun überhaupt in dieſer ganzen Darſtellung nur vom Menſchlichen die Rede iſt, ſo kann man in jenen Ausdrücken (VI, VII) nicht wol mit Goldſtücker die allgemeine thieriſche Irritabilität und Senſibilität, alſo Prinzip des Muskel- und Nervenſyſtems finden. Der Inſtinkt, ſogar der thieriſche, iſt weit darüber hinaus.

Hier angelangt ſehen wir aber auch, daß wer ſo weit gegangen, wenigſtens noch Einen Schritt im idealen Sein zurückmachen muß. Als ein ſolcher Schritt gibt ſich wirklich:

IX. Nâmarûpa „Namensform",

d. h. das Eintreten in die Individualität, das perſönliche, gleichſam das namhafte Daſein.

Bei weiterm Nachdenken aber kann dieſe Annahme nicht genügen. Die Annahme einer Individualität als Vorſtufe der Annahme des Daſeins, mit der Vermittelung des ſinnlichen Empfindungsprinzips dazwiſchen, kann doch nicht der Urgrund ſein. Erſt vermittelſt dreier Schritte weiter rückwärts kann der indiſche Denker dahin gelangen, wovon er nothwendig

in einer von zwei Denkweisen gelangen mußte: verkehrter Wille oder Unwissenheit, Verletzung des Gewissens oder der Vernunft.

Goldstückers Auffassung als „Substantialität" scheint mir dem Worte, und jedenfalls der buddhistischen Grundanschauung fern zu liegen. Die philosophische Erklärung der noch übrigen drei ersten Ursachen gibt der scharfsinnige Mann auf. Wir wollen sehen, ob sie von unserer bisherigen Ansicht aus uns ihren Sinn nicht ungezwungen offenbaren. Die Reihenfolge der drei letzten Vorstufen ist nun folgende:

X. Vidschnâna „Bewußtsein".

XI. Samskara „Einbilden" (Vorstellung).

XII. Avidja „Unwissenheit" (Nichtwissen).

Wir waren bis zum (idealen) Eingehen der Seele in die Individualität, also das selbstische Dasein gelangt. Dieses setzt, nach unserer Reihe, ein Bewußtsein der Endlichkeit voraus, in welche die Seele sich dadurch stürzt, so wie dieses wieder ein Eingehen in das täuschende Bild des Daseins, welches wir Leben nennen. Worauf endlich kann dieses anders beruhen als auf Nichtwissen, also Unwissenheit? In dieser ersten Ursache ist nun, den ewigen und göttlichen Bestand der Seele vorausgesetzt, offenbar ein doppeltes Unheil gesetzt: ein Fall, sowol des Denkvermögens (der Vernunft) als des sittlichen Bewußtseins (des Gewissens): das Nichtwissen des Wahren und des Guten. Da nun aber, und zwar namentlich von Buddha, die Einheit des Guten und Wahren wenigstens als möglich angenommen wird, so genügt der Ausdruck „Nichtwissen". Uns aber erscheint hier nur jener durch die ganze Weltgeschichte durchgehende Gegensatz, auf den wir im Zweiten Buche aufmerksam gemacht, und mit dessen Hervorhebung wir die Darstellung des semitischen Bewußtseins von Gott in der Geschichte geschlossen haben. *) Wir begegnen hier unmissverständlich dem arischen Ausdruck jener Einheit, in seinem scheinbaren Gegensatze mit dem eben so durchgehenden semitischen Typus. Der Arier gewahrt die Einheit auf dem Gebiete des Denkens, der Semite auf dem des sittlichen Lebens und der innern Erfahrung. Dieser Gegensatz geht durch die ganze vorchristliche Welt.

Den Begriff des Nichtseins können wir nicht, mit Burnouf, in das indische Wort hineinlegen: auch möchten wir es philosophisch nicht thun, denn das Nichtsein des wahren Seins ist zwar insofern ein Nichtsein, als es dem Nichtigen (irrthümlich oder sündlich) ein Sein beilegt, aber wir haben in der ganzen Reihe Zustände von Seelen, die anfangslos als

*) Dritter Band. S. 318.

eine Vielheit beſtehen, alſo ein Prinzip des Seins in ſich haben. Dagegen führt uns die allein dem Worte lexikaliſch zukommende Bedeutung des Nichtwiſſens umgekehrt von ſelbſt auf die Nothwendigkeit der buddhiſtiſchen Annahme eines abſoluten Seins: denn wie hätte Buddha ſonſt den erſten zum Tode führenden Schritt das Nichtwiſſen nennen können?

Damit haben wir eigentlich auch ſchon bewieſen, daß ſpeculativ eben ſowol als ethiſch und praktiſch, das Nirvâna dem Sankhja nichts Anderes ſein konnte als das Aufhören des begehrenden Zuſtandes der Seele in dieſem Leben, worin er die Urſache alles Leidens iſt. Dem Abſoluten, dem Urſein gegenübergeſtellt, iſt alſo Nirvâna eben das Vollendetwerden des ägyptiſchen und altſemitiſchen (kanaanitiſchen) Bewußtſeins. Dem orthodoxen Brahmanenſyſtem gegenüber wird dabei nicht allein der keinen innern Beſtand habende, Brahma der nationalen Religion beſeitigt, ſondern auch das in dem Verſinken in Brahma liegende Pantheiſtiſche abgewehrt. Denn wer, wie Buddha zugeſtändlich that, von der Vielfältigkeit der Seelen ausgeht, verliert mit dem ſelbſtiſchen Daſein die Perſönlichkeit nicht, ſondern gewinnt ſie wieder, d. h. das volle Gottesbewußtſein im wahren Sein: und zwar in dieſem Leben.

Daß dieſes der Sinn der eben betrachteten mehr ſpeculativen als dialektiſchen Reihe ſei, wird uns noch klarer werden, wenn wir dieſelbe von ihrem erſten Anfange, als von der Grundurſache der Tragödie des Daſeins betrachten.

Der Seele

Nichtwiſſen (I) iſt die Urſache (Bewußtwerden)
von dem Einbilden der Endlichkeit (II): dieſe
von dem Bewußtſein der Endlichkeit (III): dieſes
von dem Annehmen der (idealen) Individualität (IV): dieſe
von den ſechs Sinnen, einſchließlich der Endlichkeit-Geſammtheit als Gemeinſinnes (V): dieſe
von der Berührung mit den Dingen (VI): dieſe
von der Empfindung der Dinge (VII): dieſe
von dem Verlangen nach dem endlichen Daſein (VIII): dieſes
von dem Annehmen des Embryolebens (IX): dieſes
von dem embryoniſchen Daſein (X): dieſes
von der Geburt (XI): dieſe
von dem Hinſterben, deſſen Ende der Tod des Leibes (XII).

Die ganze ſpitzfindige Kettenreihe iſt nach allen Zeugniſſen Buddha perſönlich fremd: auf ihn können wir etwa nur einen Spruch zurück-

führen, der in Abhidarma-koscha ihm zugeeignet wird (Burnouf, Introd. p. 492):

„Hinfälligkeit und Tod sind Folge der Geburt, ihrer Ursache, und in diese gehen wir über."

Die Idee aber ist gewiß sehr früh — und zwar vor Aschoka — aus der Schule hervorgegangen, als Begründung der vier Wahrheiten und ähnliche ethisch-metaphysische Aussprüche des Gautamiden, in Prosa und in Versen. Er war in seinen Lehrjahren mit der Sankhja-Philosophie vertraut geworden, und hatte auch als Lehrer und Bekehrer des Volkes die Betrachtung des Unterganges alles Irdischen und einer Verdunkelung des ursprünglichen göttlichen Bewußtseins durch das Werden und seinen Kreislauf gelehrt: das Ziel war ihm das Erlöschen alles Begehrens in diesem Leben. Wie weit ist davon jenes logische Kunststück, und die Ansicht vom Nirvâna, als der Vernichtung des Geistes entfernt!| Umgekehrt, es war nach Buddhas vier Wahrheiten die Vernichtung der Hindernisse des wahren Lebens nothwendig, als Bedingung die Herstellung seliger Ruhe im irdischen Leben. Wie das irdische Leben eigentlich Tod, so ist der Tod dem Erleuchteten, Heiligen, der Eingang in das Leben: aber dieses Leben soll hier auf der Erde angestrebt, und kann hier erlangt werden. Das ist auch nach uns, das letzte Wort dieses zwölffachen Kettensatzes.

Aber wenn nun in diesem Leben, in dieser Wirklichkeit, kein Gottesbewußtsein sich entwickelt im gemeinsamen Leben: wenn das Individuum ermattet, verzweifelt, was kann da anders geschehn, als daß man das Ziel des Weisen nicht in dieses Leben, sondern in den Untergang alles Bewußtseins setzt!

Ausführungen zum Vierten Buche.

(Theil II.)

1[a].

Zu S. 223: Das fünfte Weltalter.

Die drei vielbesprochenen Verse (180—182), welche wir ausgelassen, von den Flachshaarigen, nach dem Verse (3. 21):

„es verleih'n stets nagende Sorgen die Götter",

sind offenbar eine Einfälschung aus der Zeit des Einfalls der Kelten, jedoch nicht wie von Einigen angenommen ist, veranlaßt durch ihre Plünderung und Verbrennung des delphischen Tempels im Jahre 548 (Olymp. 55, 1). In einer so späten Zeit ist es nicht denkbar, daß der ungeschickt eingeschobene Satz in die Handschriften noch eingedrungen sei. Bedenken wir, daß der Sitz der Dichtung von den Weltaltern Kleinasien ist. Nun paßt schon ganz gut der erste geschichtliche Einfall dieses Volkes in das hellenische Kleinasien, gegen das Jahr 730 (s. Anm. 9, Kallinus Zeitalter). Er erregte allgemeines Entsetzen, und damals war die Textanordnung (Diaskeuase) ja noch nicht ganz abgeschlossen. Der sich offenbarende tapfere Muth der ionischen Hellenen schien doch eine Beschränkung des verwerfenden Urtheils über das jüngste Geschlecht zu fordern. Noch besser würden die Verse für eine solche tapfere Abwehr der Kelten funfzig Jahre früher passen: wir haben auch Spuren, jedoch keine ganz sichere Kunde, von einem solchen Einfall um 780 (s. Ausf. 9).

1[b].

Zu S. 250: Japetos und Ptah-Hephästos.

Man kann hier das Wurzelbewußtsein sehr verschiedener Zeitalter urkundlich nachweisen. Von dem Standpunkte des hebräischen Sprach-

bewußtſeins iſt Japhet der Glänzende, Weiße: und dazu würde der Gegenſatz von Kham (der Dunkle, Schwarze) ſehr gut paſſen. Und doch iſt dieſer Schein täuſchend. Die Geneſis (IX, 27) führt bereits auf die wahre Wurzel Patah zurück, ausdehnen, erweitern. Dieſe Wurzel verſtärkt ſich in Patakh, eröffnen: und von dieſer Bildung ſtammt der phöniziſche Name der Kabiren (Gewaltigen): Patäken, die Eröffnenden, die weltſchöpferiſchen Kräfte. Aber die hebräiſche Wurzel iſt die ältere, wie Japhet beweiſt. In ihr iſt der Zweibuchſtabenſtamm PT nur erſt in der leiſeſten Form der Erweiterung durch einen ſanft auslautenden Hauch fortgebildet zur Dreibuchſtabenwurzel. PTH iſt der Name des Vaters der Kabiren, des Ptah bei den Aegyptern, den Urſemiten. Und hier iſt es wirklich ſchwer der Annahme einer Entſtehung des griechiſchen Namens aus dem Phöniziſchen zu entgehen, obwol das Wort uns bis jetzt nur erſt durch Forſchung, nicht durch unmittelbare Anführung oder Inſchriften bekannt iſt. Von Aegypten aber braucht deshalb dieſer Name nicht gekommen zu ſein. Ptah iſt uraſiatiſch: und gehört in den altſemitiſchen (chamitiſchen) Sprachſchatz. Die Phönizier hatten die ausgebildetere Form für den großen Demiurgen nachweislich, Sanchuniathon nennt ihn den Eröffner.

2. 3.

Nemeſis.

a. Zu S. 258 fg. Tochter der Nacht iſt Nemeſis nach Heſiod (Theog. 211—225), mit dem Truge, dem leidensvollen Alter (im Gegenſatze Deſſen, was man glückliches Alter nennt), und dem Streite. Nach dem einſtimmig überlieferten Texte iſt die vierte Tochter die nächtliche Liebeshuld, als Liebestäuſchung gedacht, und deshalb unmittelbar neben den Trug geſtellt; man darf alſo nichts ändern. Der Text lautet:

Τίκτε δὲ καὶ Νέμεσιν, πῆμα θνητοῖσι βρότοισι
Νὺξ ὀλοή: μετὰ τὴν δ' Ἀπάτην τέκε καὶ Φιλότητα,
Γῆράς τ' οὐλόμενον καὶ Ἔριν τέκε καρτερόθυμον.

Die Verſe von den Mören und Kêren (217—223) halte ich dagegen mit Göttling für eingeſchoben: Kêr war ſchon 211 erwähnt: die zwei Hauptverſe von den drei Mören finden ſich als V. 905 und 906, und ſtehn dort an ihrer Stelle.

b. Zu S. 260. Der homeriſche Sinn von Nemeſis als unperſönliches Wort, in der Bedeutung von Vermeſſenheit, Sünde, das

was der Götter Zorn hervorruft, findet sich auch später, als Zeuge des volksmäßigen Sprachgebrauchs. So wenn es beim Sophokles heißt:

„das wäre Nemesis"

ist dieses zu übersetzen: „das wäre eine Versündigung, welche die göttliche Strafe, die Nemesis, herausforderte. Bei Sophokles wird auch einer persönlichen Nemesis gedacht, welche persönlich den Seelen der Todten beigelegt wird: sie ist der Dämon der Todten, ihr Rachegeist. So ruft Elektra die Nemesis des Agamemnon an. Die greuliche Mutter verhehlt ihr nicht die Freude, welche sie über die Kunde von Orestes Tode empfindet, wodurch also die gänzliche Beseitigung Elektras möglich werde: ja auf der Tochter Frage: „Ist's so recht geschehen?" scheut sie sich nicht zu antworten („Elektra", 174):

„Dir nicht, dem Andern (Agamemnon), wie's geschah, ist's recht geschehn."

Da nun sagt Elektra auch ihr letztes Wort:

„O höre, du des kaum Gestorbenen Nemesis!"

4.

Zu S. 280: Die Sibylle und Heraklit.

Plutarchs Angabe steht in der vielfach anziehenden Abhandlung: „Warum die Pythia nicht mehr in Versen spreche?" p. 627 ed. Wyttenb. Herr Lasalle in seinem anerkennenswerthen, ausführlichen Werke „Ueber Heraklit" (welches 1858 erschienen ist, und wobei man mit dem Verfasser bedauert, daß er die Forschung von Bernays erst nach gemachter Arbeit kennen gelernt), will auch noch eine Stelle aus dem dritten Buche von Jamblichs Schrift „Ueber die Mysterien", heranziehen (I, 29). Allein die Worte „mit rasendem Munde", welche man mit Sicherheit allein als heraklitisch in Anspruch nehmen kann, werden angeführt als allgemein üblicher Ausdruck: „man sagt", nicht „Heraklit sagt". Ueber Heraklits Aeußerung bei Plutarch hat, glaube ich, zuerst gesprochen Creuzer zu Cic. „De nat. Deorum", II, 3.

5.

Zu S. 283: Orakel.

Herr Professor Julius Kaiser „Ueber das Delphische Orakel", S. 56 sagt: „Die Pythia wurde aus der Mitte der edeln delphischen

Geschlechter genommen: der prophetische Geist wohnte ihr also nicht individuell inne." Ich habe mich vergebens nach dem Belege für eine dem Begriffe des prophetischen Geistes so schnurstracks zuwider laufende Behauptung jenes gelehrten Mannes umgesehen. Die angezogene Stelle (Plut. „De orac. defectu", cap. 9, p. 698 ed. Wyttenb.) sagt nichts dergleichen. Selbst die Wahl aus bestimmten edeln Geschlechtern steht im Widerspruch mit Plutarchs Angabe in der Schrift „Περὶ τοῦ μὴ χρᾶν" etc., cap. 22, wo es von einer solchen Pythia heißt, sie sei im Hause armer Landleute groß gewachsen: und mit andern Berichten. Aber angenommen, daß die Wahl aus einem engern Kreise vorgeschrieben gewesen, so folgt daraus nichts gegen die Rücksicht auf persönliche Befähigung.

6.

Zu S. 286: Die Reinigung Apollos von der Tödtung des Python nach neun Jahren.

Die astronomische Grundlage ist bei den griechischen Mythen so künstlich verdeckt, das einfache Räthsel ist so überwuchert durch die Mythe der Persönlichkeit, daß es eine undankbare Mühe scheint, diesen Spuren nachzugehn. Man verdirbt sich was man hat, ohne etwas Sicheres zu gewinnen. Hier jedoch ist in der heiligen Tempelsage der Schleier noch dünn genug gewoben, daß man versuchen kann, ihn zu lüften. Die von selbst sich darbietende Lösung durch die Annahme einer Anspielung auf die Oktaëteren ist allerdings schwierig, ja unmöglich, wenn man diese auf die Wahrnehmung gründet, daß das reine Mondenjahr von acht Jahren um drei Monate von je 30 Tagen zu kurz kommt (8 mal 11¼ Tage). Man schaltete hiernach einen Monat ein je nach 32 Mondungen, 2½ Jahr (Ideler, I, 266—305, vgl. I, 47). Erstlich erfolgt die Reinigung nicht nach acht Jahren (wie die Oktaëteris), sondern nach neun Jahren. Jene Reinigung trat also jedes zehnte Jahr ein, nicht jedes neunte. Zweitens fällt die wissenschaftliche Begründung der Oktaëteris frühestens gegen die 60. Olympiade, also in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, etwa 50 Jahre nach Solon, welcher in Athen den Wechsel von vollen und hohlen Monden einführte, d. h. eine regelmäßige Abwechselung der Monate von 30 und von 29 Tagen. Die Oktaëteris dagegen war uralt in Delphi, denn die pythischen Spiele wurden in der ältesten Zeit nicht nach vier, sondern erst nach acht Jahren gefeiert (Censorinus bei Ideler, I, 300). Man muß sie also auf dem einfachsten Wege ableiten aus der Triëteris oder dreijährigen Periode.

Dieſe wiederum iſt nur zu erklären aus der Abwechſelung von vollen und hohlen Monaten, verbunden mit der Abwechſelung von 12 und 13 Monaten für das Jahr. Man erhält alsdann 738 Tage (354 + 384) alſo 7½ Tag mehr als zwei Sonnenjahre (zu 365¼ = 730½). Läßt man nach vier ſolchen Perioden (acht Jahren) einen Schaltmonat aus, ſo kommt für das Sonnenjahr eine ſehr gute Ausgleichung hervor. Aus dieſer einfachen Wahrnehmung erklärt ſich alſo die Entſtehung der Oktaëteris aus der Triëteris aufs befriedigendſte. Und warum ſollten die Prieſter in Delphi die vernünftige Einrichtung des Abwechſelns mit Monaten von 29 und 30 Tagen nicht früher gehabt haben als die Athener? Daß nun der delphiſche Mythus gerade jenes Geheimniß verhüllte, läßt ſich aus Plutarch vielleicht noch beſſer nachweiſen als bisher geſchehen.

Die Beurkundung einer aſtronomiſchen Erklärung jenes delphiſchen Mythus liegt nämlich in einer Stelle ſeiner Schrift „De def. orac." (cap. 21, p. 723 ed. Wyttenb). Die gewöhnliche Auffaſſung, daß Apollo neun Jahre habe Buße thun und Verbannung leiden müſſen, weil er den Python getödtet, iſt allerdings zu ungereimt für einen urſprünglichen Mythus. Denn die Tödtung des Python, oder der verderblichen dunkeln Erdſchlange, konnte doch nicht als ein todeswürdiges Verbrechen angeſehen werden. Die Ermordung eines Ungeheuers war ja verdienſtlich. Es iſt alſo von einem aſtronomiſchen Ungeheuer die Rede, welches durch das Sonnenjahr weggeſchafft werden ſoll. Der gewöhnlichen geſchichtlichen Auffaſſung wird nur bei Plutarch folgende entgegen geſtellt. „Pythons Tödter ſei weder neun Jahre noch nach Tempe verbannt geweſen: er ſei vielmehr als Flüchtling in eine andere Welt (Kosmos) gekommen, und von da ſei er zurückgekehrt, nach dem Umlauf von neun großen Jahren (Sonnenjahren) rein und wahrhaft phöbiſch (glänzend, daher Apollos älteſter Name Phöbus) und habe bei ſeiner Ankunft das bisher von der Themis (Erde) verwaltete Orakel übernommen." Man hat hierbei nur anzunehmen, daß die Triëteris nicht mit 12 Monaten begann, ſondern mit einem Jahr von 13 Monaten, ſodaß das neunte Jahr, das Jahr der Spiele, von ſelbſt das Jahr der Löſung wurde, wenn man ihm nur 12 Monate gab. Alſo der Sinn iſt: nach neun Jahren iſt das Sonnenjahr wieder in Ordnung: die Verwickelung mit dem Mondenjahre hört auf. Die Verbindung mit Python mag ſymboliſch ſein, oder eine Legende, welche mit dem aſtronomiſchen Räthſel zuſammenfloß. Wir bemerken hierbei, daß ἐνιαυτός recht eigentlich das phöbiſche oder Sonnenjahr iſt; der erſte Theil dürfte wol ἕνος ſein: alt, ion. ſtatt ἕνος = h e n kymr. für alt, lat. sen-ex: daher ἔνη καὶ νέα für den letzten Tag des Monats. Das Wort wäre folglich eine Zuſam-

menziehung (ἥλιος) ἔνος αὐτός, die alte Sonne selbst, die Sonne, welche wieder an ihre alte Stelle eintritt. Die gewöhnlichen Erklärungen sind sicherlich falsch. Ἔτος hängt nicht stammartig zusammen mit ἔνος, hat aber denselben Sinn = vetus.

7.

Zu S. 286: Lobeck über die Reinigungen.

Daß dem Homer priesterliche Reinigungen unbekannt seien, folgt eigentlich nicht zwingend aus der allerdings von Lobeck (I, 300) erwiesenen Thatsache, daß bei Homer der Todtschläger entweder Buße zahlen oder flüchten muß, daß aber eine Reinigung nicht erwähnt wird. Denn man kann sagen, daß diese nur dann stattfand, wenn der Verbrecher das Sühngeld gezahlt hatte. Doch wenn man dieses auch annimmt, so kann man die heiligen Läuterungen oder Lustrationen nicht deshalb leugnen, weil Ulysses, der sie nach dem Erschlagen der Freier vornimmt, dieses als Hausvater und Fürst gethan, und nicht als Priester vom Handwerk: denn der Hausvater war ja eben Priester und Opferer im eigenen Hause. Lobeck hat auch die Schwierigkeit gefühlt, der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums von der Sitte der Reinigungen im heroischen Zeitalter entgegen zu treten, und ist auf die Widerlegung der Stelle von Ovid (Fast. II, 33) über die Reinigung der Medea durch Aegeus in einem eigenen Epimetrum eingegangen (II, 968 fg.).

8.

Zu S. 294: Das EI (Buchstabe E) in Delphi.

Ich halte die Stellen, welche dem Pythagoras das Hervorheben der göttlichen Einheit gegenüber der Welt zuschreiben, insbesondere die des Philolaus bei Stobäus, Jamblichus und Philo (Ritter und Preller, §. 107. 108) schon deshalb fest, weil mir die ganze Zahlenphilosophie des Denkens und die Auffassung derselben bei Plato, Aristoteles und Theophrast sonst unbegreiflich bleibt. Darin habe ich, in Beziehung auf die angefochtene Stelle des Philolaus bei Stobäus, Böckh und Brandis auf meiner Seite: im Wesentlichen auch Schleiermacher und Ritter. Zellers in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Philosophie" scharfsinnig und gelehrt durchgeführte entgegengesetzte Ansicht (S. 257—275) hat offenbar schon dieses gegen sich, daß er die vielen unleugbaren Zeugnisse dafür, daß Pythagoras Gott von der Welt geschieden, und das Viele aus dem Einen, als der Ursache, habe hervorgehen lassen, nicht anders beseitigen kann, als daß er sie für theologische Sätze des Pythagoras erklärt, welche er philosophisch

gar nicht zu begründen versucht habe. Endlich gestehe ich aber auch, daß ich nicht wohl eine genügende Erklärung der unbestrittenen Aussagen über die Einheit und ihren Gegensatz zur Vielheit darin zu sehen vermag, daß die Einheit die Versöhnung der Gegensätze sei, diese aber in der Harmonie bestehe, und zwar in der Form der musikalischen Verhältnisse in der Tonleiter: denn die Harmonie ist ja gerade das Gegentheil von der Einheit. Wer jedoch der Ansicht Zellers beipflichtet, würde das E in Delphi einfach zu erklären haben als den Gegensatz der Einheit zu der Vielheit: allerdings nicht der absoluten, aber doch der gegensätzlichen Einheit.

9.

Zu S. 322: Das Zeitalter der Kallinus.

Ich schließe mich Denen an, welche nur Einen geschichtlichen Unfall der Magneten (Magnesia am Mäander, der blühendsten Stadt Vorderasiens mit Ephesus) annehmen. Dieser aber muß, scheint mir, spätestens in die Regierung des Kandaules gesetzt werden, den Gyges um Thron und Leben brachte. Denn Plinius erwähnt zweimal (XXXV, 55 vgl. mit VII, 126) die merkwürdige Thatsache, daß jener König ein geschichtliches Gemälde des Bularchus (eine Tafel von ansehnlicher Größe) für ihr Gewicht in Gold erworben habe. Kandaules aber, fügt er hinzu, starb in der 18. Olympiade. Dieses entspricht als Mittelzahl unserm Jahre 706 v. Chr.: die gewöhnliche Annahme aber ist Olymp. 16, 1 = 716. Die Ansiedelung auf Thasos, an welcher Archilochus Theil nahm, wird in Olymp. 15 oder Olymp. 18 gesetzt: er spricht bekanntlich von dem beklagenswerthen Unfall der Magneten. Kallinus aber erwähnte nicht allein dieses Unglück, sondern auch den frühern blühenden Zustand der Stadt. Wir werden also den Einfall der kimmerischen Trêrer (oder Trêreer (Trevirer?), in welchem jene Stadt unterging, gegen 730 zu setzen haben, oder in die 11. oder 12. Olympiade. Strabos Text in der Hauptstelle ist entschieden verdorben. — Der Kampf, zu welchem Kallinus auffordert, ist ein großer: „der Krieg (sagt er), geht durch das ganze Land."

Wir haben oben (Ausf. 1[a]) angedeutet, wie die unzweifelhafte Anspielung auf einen keltischen Einfall in Hesiod — obwol in einer eingeschalteten Stelle — darauf hinführt, daß man den ersten dieser Raubzüge so früh als möglich im achten Jahrhunderte annehmen muß.

10.

Zu S. 336: Solon und Krösus.

Die Zweifel an der Geſchichtlichkeit der ſchönen Erzählung Herodots (I, 29 fg.) gründeten ſich nur auf kleinere chronologiſche Ungenauigkeiten und Bedenken, welche ſich jedoch befriedigend haben löſen laſſen. Duncker hat auch dieſen Punkt der alten Geſchichte lichtvoll und abſchließend behandelt. Die kritiſche Schule war hier offenbar einſeitig, und bedurfte einer Ergänzung. Daſſelbe gilt von den Zweifeln gegen die Geſchichtlichkeit des Verbrennens des Krösus: man wird als Thatſache nur eine Selbſtweihung des Krösus zum Opfertode nach lydiſcher Sitte anzunehmen haben.

11.

Zu S. 339: Pindars zweite olympiſche Ode.

Da ich mir hier erlauben muß von der Anſicht des allverehrten Meiſters der Philologie und von der eines unvergeßlichen Lehrers und Freundes, Diſſen, abzuweichen, ſo wird es mir vergönnt ſein, ausnahmsweiſe meine Ueberſetzung ausführlich zu rechtfertigen.

Ich finde an dieſer allerdings ſchwierigen Stelle (Antiſtr. und Epod. 3) keine Textveränderung nöthig oder zuläſſig, als die ganz geringe, von Böckh geforderte und von Diſſen und Bergk angenommene Verbeſſerung des εἰ δέ in εἴ γε, was eine in der alten Schrift kaum merkliche Aenderung vorausſetzt. Der Text ſteht nun alſo folgendermaßen:

ὁ μὰν πλοῦτος ἀρεταῖς δεδαιδαλμένος φέρει τῶν τε καὶ τῶν
καιρὸν, βαθεῖαν ὑπέχων μέριμναν ἀγροτέραν,
(Epodos) ἀστὴρ ἀρίζηλος· εἴ γε μιν ἔχων τις οἶδεν τὸ μέλλον,
ὅτι θανόντων μὲν ἐνθάδ' αὐτίκ' ἀπάλαμνοι φρένες
ποιναὶ ἔτισαν, τὰ δ' ἐν Διὸς ἀρχᾷ
ἀλιτρὰ κατὰ γᾶς δικάζει τις ἐχθρᾷ
λέγον φράσαις ἀνάγκᾳ.

Ohne eine ſtark beſchränkende Klauſel (wie ſie nur εἴ γε) gibt, iſt ein ſolcher Preis des Reichthums bei Pindar ganz unglaublich. Das haben auch Die gefühlt, welche (was jedoch nicht zuläſſig iſt) überſetzen, als wenn die Tugenden das Subjekt wären.

Hinſichtlich der Auslegung nun kann ich weder Böckhs und Diſſens Ueberſetzung, noch die verſchiedene Auslegung des trefflichen Gothaer Herausgebers genügend finden. Jener überſetzte den Anfang:

Atqui opulentia virtutibus ornata harum atque illarum rerum fert opportunitatem, profundam suppeditans curam venatricem: sidus insigne, verum homini lumen, quam si quis tenet, norit futurum quod mortuorum impiae hic mentes poenas statim luunt, quodque facta in hoc Jovis imperio delicta sub terra judicat aliquis infesta sententiam dicens necessitate.

Im Commentar wird die ganze Stelle so erklärt (von Dissen):

Aenesidami filium illa ex gente oriundum (Theronem) decet nunc praedicare, qui et ipse vicit et fratrem victorem habet. Tales victoriae certaminibus partae curis liberant: ejusmodi autem ausis opportunitatem praebent opes virtutibus ornatae.

Die letzten Worte werden so übersetzt:

Studium et curam profundam subjiciens menti quasi venatricem pulchrarum rerum.

Daß μέριμναν als „Studium gloriae" gefaßt werden könne, möchte ich nicht geradezu bestreiten: wol aber ob dieses möglich sei in der Verbindung mit ἀγροτέραν, was nach gewöhnlichem Gebrauche doch heißt: acriorem, nimis feram, acrem, und ohne alle weitere Andeutung. Βαθεῖα als Beiwort von μέριμνα im Sinne von Sorge, Besorgniß ist häufigen Gebrauchs: doch nicht so im Sinne vom Streben. Und dann ὑπέχων, subjiciens, würde doch verlangen verstanden zu werden, wie man sagt subdere facem, zum Anzünden; und davon ist hier nicht die Rede. Nicht daß irgend Jemand dieses ὑπέχων befriedigend erklären könnte: aber es handelt sich nur um die Bedenken gegen die Dissensche Auslegung.

Liest man statt ὑπέχων dagegen ΕΠΕΧΩΝ (mit höchst unbedeutender Aenderung), so gewinnt man den in unserm Texte ausgedrückten Sinn: daß Reichthum und Macht, mit Tüchtigkeit der Gesinnung gepaart, dem Manne die gar zu schwere Lebenssorge abwehre, also ihn befähige, sich edeln Bemühungen und kostbaren Unternehmungen (wie die Wettkämpfe beides waren) frei hinzugeben.

Den zweiten Theil erklärt Dissen nicht ganz wie Böckh, nämlich so:

Ita vero virtutibus junctas divitias qui habet, non ignorat neque obliviscitur, apud inferos futuras maleficiorum poenas.

Was der Sinn des philosophischen Dichters fordert, ist was die Worte ganz genau gefaßt sagen:

si quidem qui eas habet non ignorat etc.

Aber wie konnte Pindar es als Ueberzeugung und Lehre aussprechen, daß die Gottlosen unter den Menschen „sogleich" für ihre Verbrechen

büßen? Das macht ja eben die Schwierigkeit, daß ſogar viele es nicht thun, da ſie in Glück und Wohlſtand ſterben. Oder ſollte Pindar das „ſogleich" verſtanden haben von der alsbald nach dem Tode erfolgenden Strafe in der Unterwelt? Was wird dann aus der Doppelgliederung des Gedankens? Dieſe Gliederung iſt doch ſehr entſchieden da:

θανόντων μὲν ἐνθάδ' ... αὐτίκ' ἔτισαν, und
τὰ δὲ ... ἀλιτρὰ ... δικάζει τις ...

Es muß ein Gegenſatz hier ausgedrückt ſein, und das iſt gerade der, welchen die Worte unſchwer zulaſſen, und des Dichters Theologie fordert. Der wahrhaft weiſe Fürſt weiß, daß einige der geſtorbenen Frevler hier ſogleich Strafe erlitten haben (d. h. im leiblichen Leben) was ἔτισαν doch ohne Zweifel ausſagt, daß andere Frevler aber jedenfalls für ihre auf der Erde begangenen Verbrechen dort einen unerbittlichen Richter finden. Die kühnere Wendung, im zweiten Gliede nicht mehr die Frevler zum Subjekt, dagegen die Frevel zum Objekt des Richtens zu machen, kann bei Pindar ſchwerlich auffallend genannt werden.

Einige haben hier eine Anſpielung auf die Seelenwanderung finden wollen: nämlich ſo, daß die Manen dort nicht allein büßen, was hier gefrevelt, ſondern dann auch wieder die zur Erde zurückgekehrten Seelen das dort unten (wo ſie doch nur Selige und Unſelige ſind) Verübte büßen ſollen. Schwerlich dürfte ſich dieſes als religiöſe Anſicht irgendwo nachweiſen laſſen: bei den Orphikern und bei den Griechen überhaupt aber ſicherlich nicht.

12.

Zu S. 406: Schneidewins Löſung des Räthſels von der Anordnung der Thebais des Aeſchylus.

Schneidewin hat ſich von den thörichten Zweifeln einiger deutſchen Philologen an der Echtheit der 1848 von Franz veröffentlichten Didaskalia der mediceiſchen Handſchrift freigehalten: der durchaus redliche Mann und ernſte Forſcher hatte einen ſolchen Verdacht nicht verdient, wie Jeder bezeugen wird, der ihn gekannt hat. Jener, ebenfalls durch vorzeitigen Tod aus entriſſene, gründliche Gelehrte und geiſtreiche Erklärer der Tragiker hat noch in demſelben Jahre den Knoten zu löſen geſucht im „Philologus" (1848. S. 348—365). So viel ich weiß, hat ſich ſeitdem Niemand an dieſer Aufgabe verſucht.

Schneidewin geht von folgenden Punkten aus:

1. Zwiſchen den beiden erſten Stücken liegt ein Zwiſchenraum von wenigſtens vier Jahren, da Jokaſte dem Oedipus die zwei Geſchwiſterpaare geboren: doch ſeien nach des Aeſchylus Annahme, die Söhne noch unmündig geweſen, als der Vater ſie bei der gräßlichen Enthüllung augenblicklich verflucht (Chor, V. 812 fg.), ſo daß ſie fluchbeladen aufgewachſen. In dieſer Auffaſſung ſtimmen wir ihm bei, doch nicht ſeiner Ueberſetzung der betreffenden Stelle: „er bot ſeinen Kindern Flüche, die ihre Erziehung (τροφᾶς) trafen": ich überſetze, mich an Schütz und Hermann anſchließend: die zorngetroffenen Sproſſen (τροφάς, mit den Handſchriften).

2. Die Frevelſchuld hat (nach demſelben Chor) fortgewährt ins „dritte Glied". Hieraus glaubt Schneidewin ſchließen zu dürfen, daß die Verwickelung mit Laius Ungehorſam beginne, da er, Apollos Warnung zuwider, einen Sohn gezeugt: er habe alſo nicht, wie Euripides, die Schuld hergeleitet von der Entführung und dem Misbrauche des Chryſippus, weshalb deſſen Vater Pelops ihn mit ſchwerem Fluche belegt. Dieſer Annahme Schneidewins können wir nicht beipflichten, vielmehr ſehen wir als Grund der Verwickelung eben dieſen Frevel gegen den Sohn des Pelops an. Allerdings können wir den Beweis jetzt nicht mehr führen, da in den „Sieben gegen Theben" dieſes nicht ausdrücklich geſagt wird. Allein Schneidewin hat eben ſo wenig einen Beweis für ſeine Annahme; die ganze tragiſche Anſchauung des Aeſchylus ſpricht dagegen: ein bloßer Ungehorſam gegen ein dem Geſetze Gottes und der Natur widerſprechendes Verbot wäre wahrlich keine ſittliche Befriedigung für den Untergang dreier Geſchlechter. Aber auch jene Worte des Chors ſprechen eher für als gegen unſere Annahme:

Der Frevelſchuld alter Zeiten
Denk' ich, der raſtlos geſtraften,
Die fortgewährt ins dritte Glied,
Da trotz Phöbus Willen Laius,
Obſchon ihn dreimal gewarnt
Der pythiſchen Weltmitte Spruch,
Daß, wenn er ſtürbe kinderlos, ſeine Stadt er rettete —

Bethört dann durch der Freunde böſen Rath,
Den Tod erzeugte, den Sohn Vatermörder, den Oedipus ſich,
Der drauf das heilige Saatfeld
Des Mutterſchooßes, der ihn gebar,
Mit blutſchuldigem Samen
Beſä't: — die verworfene Brautnacht
Weihte wilder Wahnſinn.

Die erſte Frevelſchuld trieb den Laius zur Misachtung des warnenden Verbotes. Warum ſollte nicht ſchon die älteſte Tragödie „den großen

Frevel" als des ganzen Unheils Quelle, hervorgehoben und gebrandmarkt haben? Ja wie konnte sie diesen Frevel übergehen, mag nun Pelops Fluch auf alter oder neuer Urkunde beruhn?

3. Eteokles soll nach Aeschylus als ein frommer Mann dargestellt sein, der nur durch das Verhängniß in den persönlich unverschuldeten Fluch verflochten war (S. 359). Allein dieses ist nicht allein gegen die Aussage der Antigone in unserm Stücke (V. 1040), sondern auch gegen die ganze Darstellung des Königssohns: er ist muthig, aber voll maßlosen Zornes: trotz aller Warnungen geht er hin, den Bruder zu tödten im Kampfe, statt sich einen andern Feind aus den sieben Helden zu wählen. Des Vaters Fluch erfaßt ihn, weil er die warnende Stimme nicht hören will, als die Chorführerin ruft (V. 724 fg.):

(Ch.) Nicht, theurer König, Sohn des Oedipus, im Zorn
Nicht werde Dem gleich, der das Aergste arg gewagt.
Nein, schon genügt's, daß Kadmos Bürger aus zum Kampfe
Mit Argos Volk ziehn, sühnen läßt sich deren Blut;
Allein von Bruderhänden blut'ger Wechselmord, —
Die eigne Blutschuld läßt ihn nun und nimmermehr.

(Et.) Wenn irgend schmachvoll alle Schuld zu tragen ist,
So sei's; denn einzig bleibt im Tode noch Gewinn:
Wer aber feig und schuldig, dem gib keinen Ruhm!

(Ch.) Und du beharrst noch, Kind!
Laß dich von Ates kampfwildem Gelüst nicht hinreißen im Zorn.
Den Keim böser Begier, erstick' ihn!

(Et.) Weil doch den Ausgang sehr der Gott beschleuniget,
So fahr' zum Strom Kokytos, seinem Theil, der Stamm
Des Laios ganz hin, den Apollos Haß verfolgt.

(Ch.) Wildes Verlangen reizt
Blutig dich auf, den Mord zu begehn, die fruchtbittre Schale
Nimmer gesühnten Blutes!

(Et.) Es steht ja meines lieben Vaters arger Fluch
Mit trocknem, thränenlosem Auge neben mir,
Und zeigt und nennt mir letzte Lust vor letztem Schmerz ...
Längst schon vergessen haben auch die Götter mein;
Nur unsers Todes Opferblut erfreut sie!
Warum denn jetzt uns flehend weigern noch den Tod?

(Ch.) Uns Mädchen folge, wenn auch ungern, thue es doch ...
Du willst vergießen deines eignen Bruders Blut?

(Et.) Mit Gottes Willen seinem Tod entflieht er nicht.

So stürmt er in den Kampf: der grausame Stahl erweist sich als der geweissagte Theiler des Reichs: beide Brüder theilen einige Spannen Erde im Tod! Unterdessen stimmt der Chor den erhabenen Wechselgesang an, aus welchem wir oben einige Strophen angeführt. In ihm, dem Mädchenchor, ist Frömmigkeit und Weisheit: keine in den Söhnen des Oedipus.

4. Schneidewin findet die tragische Versöhnung, welche Süvern vermißte, in der Brüder Tode (S. 362 fg.): beide will der Chor gleichmäßig bestatten. Gewiß kann sie nicht in einer Fortsetzung, etwa den Epigonen, gesucht werden, wie Böth vermuthet hatte. Die Epigonen brachten ja keine Lösung: erst durch Theseus ward, nach Apollodors Berichte, Theben gesühnt. Wenn nun aber Schneidewin seine eigene Lösung so faßt:

> „die Erfüllung des Familienfluchs der Labdakiden war Ziel der Trilogie, und die Belagerung der Stadt, in Folge des Angriffs des Polynikes gegen Vaterstadt und Bruder, gibt nur den äußern Rahmen der innern Handlung, der Erfüllung des Orakels und des dadurch geförderten Vaterfluchs —"

so können wir darin doch wol, nach allem was wir gefunden, nur eine unvollkommene Auffassung der äschyliſchen Theologie sehen. Es ist nicht das Verhängniß, nicht das Orakel: es ist die eigene sittliche Verschuldung in jedem der drei Geschlechter, welche dargestellt werden soll. So nur wird das Schlußstück, das man früher nicht rechtfertigen zu können glaubte, vielmehr nothwendig, und der glänzendste Theil der ganzen großartigen Dichtung.

13.

Zu S. 535: Die Keime einer Begründung der sittlichen Weltordnung bei Aristoteles im zehnten Hauptstücke des zwölften Buches der Metaphysik.

Die von uns gegebene Uebersetzung des Anfanges des Schlußkapitels bedarf keiner nähern Rechtfertigung, seitdem Bonitz (zu der Stelle S. 518) nachgewiesen hat, daß, wie schon der alte Erklärer Alexander gesehen, zuerst nur eine Doppelfrage gestellt wird (ποτέρως) und die folgenden drei Worte:

„oder in beiden Weisen zugleich?"

die Antwort, in Form einer neuen Frage geben. Statt dessen faßt noch Hengstenberg die Frage sprachwidrig als dreitheilig, indem er übersetzt:

„oder beides zusammen wie ein Heer?"

Unsere Uebersetzung ist etwas ausführlicher, um alles Misverständniß unmöglich zu machen. Ohne solche Nachhülfe ist das Buch überhaupt gar nicht zu übersetzen.

Mit dem folgenden „Aber" beginnt, nach uns, ein durchaus neuer Satz: es setzt sich hier nicht, wie Bonitz will, der bisherige Satzbau fort. Vielmehr schließt die Anknüpfung des folgenden Satzes.

„Aber wie zum Beispiel in einem Hause",

gemäß dem nur angedeuteten Style dieſes Kapitels, eine Gedanken-Ellipſe ein, welche wir durch die Klammer ausgefüllt haben. Aehnlich iſt es beim Schluſſe dieſes nur andeutenden Gleichniſſes: auch hier iſt das im Gedanken zu Ergänzende durch die Klammer angedeutet. Das Einlenken in den eigentlichen Gegenſtand, die Betrachtung der Weltordnung, iſt eben ſo ſchroff, wie das Abbiegen von demſelben war.

Eine gewiſſe Dunkelheit ſcheint in der Auffaſſung des Wortes διακριθῆναι zu herrſchen. Brandis überſetzt die Stelle:

„Es muß Alles zum Prozeß der Ausſonderung (und des Wechſels) beitragen, und noch Andres gibt es, rückſichtlich deſſen Jegliches zum Ganzen mitwirkt.“ (Ariſt. S. 541.)

Bonitz (S. 519) bezieht das Wort auf das Erzeugen des Einen im Weltall aus dem Untergange des Andern, und fügt als Erklärung des Folgenden hinzu:

„aliaque quae communiter omnia conferunt ad servandum universum mundi ordinem.“

Bei dem Vergleiche mit dem Hausweſen, denkt er übrigens wol nicht mit Unrecht an die nach feſten Geſetzen wandelnden und in demſelben beharrenden Geſtirne, aber er läßt die Beziehung auf den Geiſt im Menſchen aus, welcher dem Ariſtoteles doch keine geringe Stelle im Weltall einnimmt.

Ueber die Auslegung des Wortes διαχριθῆναι fügt er noch hinzu:

„quid significet dubium est, neque contenderim vere me h. v. interpretatum esse.“

Aber ſollte der ſtehende platoniſch-ariſtoteliſche Gebrauch von διάκρισις als Auflöſung, Verweſung im Gegenſatze von σύγκρισις, Vereinigung, Neubildung, nicht hinlänglicher Beweis ſein, daß wir jenes Wort hier in demſelben Sinne erklären müſſen?

Bei ſolchen Unterſuchungen wird Jedem der Mangel eines gründlich gearbeiteten Ariſtoteliſchen Lexikons ſchmerzlich fühlbar. Das vor wenigen Jahren in England von einem gründlichen Philologen angekündigte Werk dieſes Titels, von einem ſehr empfehlenden Probeblatte begleitet, ſcheint leider nicht zur Ausführung gediehen zu ſein.

14.

Zu S. 557: Grabſchrift auf die bei Chäronea Gefallenen (Demoſthenes, pro corona, p. 322).

Die Leſer werden es mir Dank wiſſen, wenn ich ihnen hier eine mir freundlichſt von Dr. Bernays gemachte Mittheilung über das chäronenſiſche Epigramm vorlege.

„In dem letzten Distichon hat schon Bergk in der zweiten Ausgabe der Poetae Lyrici, p. 504 allen Anstoß entfernt durch folgende Interpunction: Μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστι θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν, Ἐν βιοτῇ μοῖραν δ' οὔτι φυγεῖν ἔπορεν. „Nie zu fehlen und Alles zu glücklichem Ende zu führen steht den Göttern zu; im Menschenleben aber dem Geschick zu entrinnen, kann Nichts (keinerlei Macht) gewähren." Dem Wort βιοτή inhärirt die Bedeutung Menschenleben so wesentlich, daß es, auch ohne μερόπων (welches keine Construction ergibt) jedem griechischen Ohr in seinem Gegensatze zu θεῶν vollkommen deutlich, dagegen in Beziehung auf θεῶν, in welcher es ja nach der gewöhnlichen Interpunction stände, ganz unerträglich sein müßte.

„Das zweite Distichon jedoch ist zu Anfang arg zerrüttet: daß man hier mit kleinen Mittelchen nicht auskommt, haben alle die tüchtigen Männer gefühlt, deren Vorschläge bei Bergk zu finden sind. Bergk selbst erklärt die Stelle für locum nondum persanatum und bietet, zweifelnd und verzweifelnd, Folgendes an: μαιόμενοι δ' ἀρετῆς ἰσοδαίμονος. Etwas Kühnheit muß ich mir also auch erlauben. Ich also schreibe: ἀρνύμενοι δ' ἀρετὴν δίχα δαίμονος, und übersetze:

Götterverlassene Tugend erwählten sie, mochten ihr Leben
Retten nicht; Hades' Recht sollt' ihnen reichen den Preis.

„Der Gedanke würde an den Vers des Lucan erinnern: Victrix causa Diis placuit sed victa Catoni: Σὺν δαίμονι heißt cum Dis «unter göttlicher Gunst». Homer, Il. XI. 742: δίχα δαίμονος, oder (wie es bei jambischen Dichtern stehen würde) δαίμονος δίχα ist sine Dis, — Nun bekommt auch κοινὸν βραβῆ seine scharfe Bedeutung. Von einem δικαστής, und βραβεύς gesagt, zeigt nämlich κοινός im Griechischen, wie aequus im Lateinischen, die Unparteilichkeit an, wie die Wörterbücher nachweisen. Die Götter in der Schlacht waren für Philipp parteiisch; die Athener wählen also den Hades als unparteiischen Richter.

„Daß καὶ mit δίχα, hier wie so oft, zu vertauschen sei, hat schon Jacobs gesehen. Die homerische Wendung ἀρνύμενος ἦν τε ψυχήν u. s. w. hat Jeder aus dem Anfange der Odyssee im Gedächtniß."

Das Epigramm würde also hiernach folgendermaßen zu lesen sein, und ist im Texte demgemäß übersetzt.

Οἵδε πάτρας ἕνεκα σφετέρας εἰς δῆριν ἔθεντο
ὅπλα, καὶ ἀντιπάλων ὕβριν ἀπεσκέδασαν·
ἀρνύμενοι δ' ἀρετὴν δίχα δαίμονος οὐκ ἐσάωσαν
ψυχάς, ἀλλ' Ἀΐδην κοινὸν ἔθεντο βραβῆ,

οὕνεκεν Ἑλλήνων, ὡς μὴ ζύγον αὐχένι δέντες
δουλοσύνης στυγερὰν ἀμφὶς ἔχωσιν ὕβριν·
γαῖα δὲ πατρὶς ἔχει κόλποις τῶν πλεῖστα καμόντων
σῶμα, ἐπεὶ θνητοῖς ἐκ Διὸς ἥδε κρίσις.
μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστὶ θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν,
ἐν βιοτῇ μοῖραν δ'οὔτι φυγεῖν ἔπορεν.

Unſere Handſchriften geben folgende Lesarten:

Diſtichon 2:

μαρνάμενοι δ'ἀρετῆς καὶ δείματος οὐκ ἐσάωσαν
(δείματος nach V. Dagegen haben D. und Z. λήματος).

Schlußdiſtichon: ſtatt οὔτι φυγεῖν ἔπορεν lieſt V. φυγεῖν μερόπων. B, b. haben das Komma nach βιοτῇ.

15.

Zu S. 596: Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerſtörung des Tempels von Jeruſalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus.

Zu der Darſtellung im Texte über dieſen Punkt bin ich veranlaßt durch eine Mittheilung meines gelehrten Freundes Dr. Jakob Bernays. Er hat nämlich bemerkt, daß in der „Heiligen Geſchichte" des berühmten galliſchen Rhetors und chriſtlichen Forſchers Sulpicius Severus (ums Jahr 420) mehre Angaben über jüdiſche und chriſtliche Thatſachen und Verhältniſſe vorkommen, welche eine gute Quelle verrathen, und von den Angaben des Joſephus oder anderer uns zugänglichen Schriftſteller durchaus abweichen. Und zwar tragen einige davon auch in der Ausdrucksweiſe einen entſchieden taciteiſchen Charakter. So die Beſchreibung der grauſamen Hinrichtung der Chriſten unter Nero (II, 29). Unſere Stelle aber lautet folgendermaßen (II, 30):

„Fertur Titus adhibito consilio prius deliberasse, an templum tanti operis everteret. Etenim nonnullis videbatur, aedem sacratam, ultra omnia mortalia illustrem, non deberi deleri: quae servata modestiae romanae testimonium, diruta perennem crudelitatis notam praeberet. At contra alii, et Titus ipse, evertendum templum in primis censebant, quo plenius Judaeorum et Christianorum religio tolleretur. Quippe has religiones, licet contrarias sibi, iisdem tamen auctoribus profectas, Christianos ex Judaeis extitisse: radice sublata, stirpem facile perituram."

Nun hatte Tacitus in dem verlorenen Theile des fünften Buches der Hiſtorien die Zerſtörung Jeruſalems erzählt: wie ſollte jener beleſene und

geistreiche Redner und Forscher das Hauptwerk nicht gelesen haben, den Bericht des Tacitus, dessen Styl er offenbar studirt hat? Er führt zwei Ansichten an: die erste ist die uns aus dem Berichte des Josephus geläufige; die zweite wird die von Tacitus gewesen sein. Von ungeschichtlichen Angaben, wo Sulpicius Severus römische Quellen vor sich hatte, dürfte sich in jener merkwürdigen und jetzt unterschätzten Schrift nicht leicht ein Beispiel finden. Es ist auch nicht leicht zu sagen, aus welchem andern Geschichtschreiber jene Angabe geschöpft sein sollte. Dazu kommt endlich die Uebereinstimmung ganzer Redensarten in einer andern Stelle.

Dr. Bernays denkt den Gegenstand bald in einem umfassendern Aufsatz über Sulpicius Severus und den Text seiner Werke zur gelehrten Besprechung zu bringen.

Hinsichtlich unserer Stelle ist es gar wol erklärlich, wie Josephus auch bei dieser Gelegenheit Alles vermieden und beseitigt habe, was den Charakter der Flavier, und des Titus insbesondere, den Juden hätte gehässig machen können. Daß er zu dem Zwecke auch die Thatsache gerade umkehrte, darf man ihm wol zutrauen, nach andern Beispielen. Tacitus nun hatte offenbar über diese ganze Periode urkundliche Nachrichten: ein Gerücht würde er nicht aufgenommen haben, am wenigsten den Juden oder Christen zu Gefallen.

Diese Betrachtungen führen ganz natürlich zu der Schlußfolge, welche ich im Texte ausgesprochen habe. Die von den Proselyten der Juden dem römischen Reiche drohende Gefahr ist nachweislich des Tacitus vorherrschende politische Idee bei diesem Gegenstande, und sie ist echt römisch. Mag er sie nun an jener Stelle ausgesprochen haben oder nicht, sicherlich hat sie ihm dabei vorgeschwebt. Die Entscheidung des Titus hatte ihren tiefsten politischen Grund in eben jenem Hasse der Proselyten: schon bei Cicero zeigt sich diese Ansicht in der geistreichen und boshaften Vertheidigung des Flaccus. Es waren nicht blos die nach Jerusalem in den Tempelschatz fließenden jährlichen Didrachmen jedes Bekehrten wie jedes geborenen Juden, welche jenen Statthalter zu dem Verbote der Ausführung des Silbers aus seiner Provinz (Kleinasien) bestimmten, sondern es war der Argwohn, daß jene Abgabe doch am Ende dazu dienen solle, eine der größten Festungen im Reiche noch uneinnehmbarer und eins der hartnäckigsten Völker noch widerstrebender zu machen. Dazu kam denn noch, was Tacitus „den Haß des Menschengeschlechts gegen die Juden" nennt: Christen waren Juden: ja viel gefährlicher als die in Palästina, meint Tacitus.

οὕνεκεν Ἑλλήνων, ὡς μὴ ζύγον αὐχένι δέντες
δουλοσύνης στυγερὰν ἀμφὶς ἔχωσιν ὕβριν·
γαῖα δὲ πατρὶς ἔχει κόλποις τῶν πλεῖστα καμόντων
σῶμα, ἐπεὶ θνητοῖς ἐκ Διὸς ἥδε κρίσις.
μηδὲν ἁμαρτεῖν ἐστὶ θεῶν καὶ πάντα κατορθοῦν,
ἐν βιοτῇ μοῖραν δ'οὔτι φυγεῖν ἔπορεν.

Unſere Handſchriften geben folgende Lesarten:

Diſtichon 2:

μαρνάμενοι δ'ἀρετῆς καὶ δείματος οὐκ ἐσάωσαν
(δείματος nach V. Dagegen haben D. und Z. λήματος).

Schlußdiſtichon: ſtatt οὔτι φυγεῖν ἔπορεν lieſt V. φυγεῖν μερόπων. B, b. haben das Komma nach βιοτῇ.

15.

Zu S. 596: Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerſtörung des Tempels von Jeruſalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus.

Zu der Darſtellung im Texte über dieſen Punkt bin ich veranlaßt durch eine Mittheilung meines gelehrten Freundes Dr. Jakob Bernays. Er hat nämlich bemerkt, daß in der „Heiligen Geſchichte" des berühmten galliſchen Rhetors und chriſtlichen Forſchers Sulpicius Severus (ums Jahr 420) mehre Angaben über jüdiſche und chriſtliche Thatſachen und Verhältniſſe vorkommen, welche eine gute Quelle verrathen, und von den Angaben des Joſephus oder anderer uns zugänglichen Schriftſteller durchaus abweichen. Und zwar tragen einige davon auch in der Ausdrucksweiſe einen entſchieden taciteiſchen Charakter. So die Beſchreibung der grauſamen Hinrichtung der Chriſten unter Nero (II, 29). Unſere Stelle aber lautet folgendermaßen (II, 30):

„Fertur Titus adhibito consilio prius deliberasse, an templum tanti operis everteret. Etenim nonnullis videbatur, aedem sacratam, ultra omnia mortalia illustrem, non deberi deleri: quae servata modestiae romanae testimonium, diruta perennem crudelitatis notam praeberet. At contra alii, et Titus ipse, evertendum templum in primis censebant, quo plenius Judaeorum et Christianorum religio tolleretur. Quippe has religiones, licet contrarias sibi, iisdem tamen auctoribus profectas, Christianos ex Judaeis extitisse: radice sublata, stirpem facile perituram."

Nun hatte Tacitus in dem verlorenen Theile des fünften Buches der Hiſtorien die Zerſtörung Jeruſalems erzählt: wie ſollte jener beleſene und

licher und feindlicher Naturkräfte, welche am Himmel, in der Luft, im Waſſer, auf der Erde erſcheinen: endlich perſönliche Darſtellungen dieſer Kräfte als Gottheiten der beſtehenden Weltordnung. Dieſen perſönlichen Göttern wird alſo auch mehr oder weniger der elementariſche Charakter noch ankleben. Dabei iſt es denn natürlich, daß das Sonnenjahr, mit ſeinem wunderbaren Verjüngungsprozeß nach anſcheinendem Erlöſchen des Erdenlebens, mehr oder weniger hervortritt: es wird nicht als Grund, ſondern als Bild, des gegenſtändlichen Gottesbewußtſeins zu faſſen ſein.

Zweitens: daß die Heroenbildung nicht eine Zurückbildung von geſchichtlichen Menſchen ſei, ſondern eine Menſchenwerdung der Götter, im Stadium des Bewußtſeins Gottes als des Menſchengeiſtes.

Was nun über dieſe zwei Punkte beim jetzigen Stande der Wiſſenſchaft nöthig oder zweckmäßig ſcheint zur Rechtfertigung der Darſtellung jenes Abſchnittes zu ſagen, haben wir in zwei Ausführungen zuſammen zu drängen geſucht.

Hiernach zerfällt alſo die gegenwärtige Ausführung in eine kritiſche Einleitung und drei Hauptſtücke.

Die Einleitung wird die Grundſätze für die Feſtſtellung des Textes der Edda und der Wöluspa insbeſondere erörtern.

Das erſte Hauptſtück wird den Beweis zu führen ſuchen, daß die beiden älteſten großen Heroenſagen der Edda, die Helgilieder und die Sigurdlieder urſprünglich aus einer und derſelben Dichtung hervorgegangen ſind, nämlich aus einer kosmogoniſch-mythologiſchen: zweitens aber daß die Sigurdlieder der Edda im ſechſten oder ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, aus der deutſchen epiſchen Dichtung das frei behandelte geſchichtliche Element des fünften Jahrhunderts in ſich aufgenommen haben, dem Grunde nach rein geſchichtlich in Helden und Ereigniſſen. Da nun das Nibelungenlied, „die Noth der Nibelungen", auf jener vor-karolingiſchen, nationalen, epiſchen Dichtung ruht, welche von Karl dem Großen bis zum elften Jahrhundert weiter ausgebildet wurde, und am Ende des zwölften ihren Abſchluß erhalten hat; ſo iſt mit jenem Nachweiſe die Genealogie nicht allein des nationalen Epos, ſondern auch des germaniſchen Gottbewußtſeins gegeben. Endlich wird dadurch ein neues weltgeſchichtliches Beiſpiel des organiſchen Bildungsprozeſſes alles echt Epiſchen geliefert, und ein Beitrag zu den Thatſachen, welche weſentlich dazu dienen, die Geſetze der Entwickelung des Bewußtſeins von Gott in der Welt und der ſittlichen Weltordnung ſelbſt aufzufinden.

16.

Zu S. 600: Der Name der Germanen.

Ich ſchließe mich bei dieſer Stelle des Tacitus zuvörderſt der Verbeſſerung Jakob Grimms an, deren Nothwendigkeit er ſo gründlich in der „Geſchichte der deutſchen Sprache“ (II, 785 fg.) nachgewieſen hat:

„primum a victo ob metum“:

ſtatt:

„primum a victore ob metum“.

Der Name iſt keltiſch, die Kelten gaben ihn, alſo die Beſiegten, und zwar als Ausdruck ihrer Furcht. Die Stelle bedarf aber noch weiterer Verbeſſerung. Sie lautet bei Bekker ſo:

„Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.“

Nach dieſem Texte müßte gens die einzelne Völkerſchaft bezeichnen, natio das ganze germaniſche Volk. Aber Tacitus ſagt: gens Germanorum, und braucht nationes von den Unterabtheilungen eines ganzen Volkes oder Stammes. Entſcheidend iſt dafür (Germ. 38) von den Sueven:

„propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quamquam in commune Suevi vocentur.“

Man muß alſo mit Acidalius und Erneſti leſen:

„nationis nomen in nomen gentis evaluisse.“

Hierdurch wird auch evaluisse gerechtfertigt.

17. 18.

Zum zweiten Abſchnitt von Buch IV, Abtheilung II.

(S. 614 und 618.)

Das Gottesbewußtſein der Germanen nach ihren heiligen Ueberlieferungen.

Das Beweiskräftige der gedrängten Darſtellung dieſes Abſchnittes für den Hauptzweck des Werkes liegt in zwei großen Punkten. Es muß nachgewieſen werden:

Erſtlich: daß das ariſche Gottesbewußtſein auch hier einen gegenſtändlichen Gehalt hatte: und zwar zuerſt als Naturreligion nach denſelben Schichten, welche wir bei den Indern wie bei den Hellenen vorgefunden. Wenn dieſes wirklich der Fall iſt, ſo werden als Erſtes ſich kosmogoniſche Ideen zeigen: dann das Bewußtſein vereinzelter, freund-

Was nun das Alter der Sammlung betrifft; so hat man aus dem Schweigen, welches der gelehrte isländische Geschichtschreiber, Snorri Sturleson (der angenommene Verfasser der jüngern Edda, einer zusammenhängenden prosaischen Erzählung mit eingelegten Anführungen aus alten Liedern, gegen 1220) über dieselbe beobachtet, den Schluß ziehen wollen, daß die Sämundische oder poetische Edda am Ende sogar jünger sei als die prosaische, also vielleicht nicht älter als jene pergamentene Haupthandschrift, welche in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt wird. Aber zuerst ist eine solche Beweisführung aus dem Stillschweigen eine sehr unvollkommene. Die prosaische Edda beruft sich außerdem regelmäßig auf unsere Eddalieder, und alle ihre namentlichen Anführungen, insbesondere der Wöluspa, stimmen (außer einigen Wortabweichungen) ganz mit dem Texte unserer Sammlung, was doch wol nicht zufällig sein kann: abgesehen von dem unverkennbaren innern Zusammenhange der Lieder unserer Sammlung, welche nur eine vollkommene Unkunde als lose Bruchstücke bezeichnen kann. Mit Ausnahme der Wöluspa sind die Eddalieder einfache Dichtungen, die ein kunstgerechtes Ganzes bilden. Aber bei tieferm Eindringen findet sich ein genauerer innerer Zusammenhang auch bei der Wöluspa. Umgekehrt, jene Anführungen sind zusammenhängende Ausführungen jener zum Theil schon misverstandenen Bruchstücke. Die Sprache der Lieder endlich ist um Jahrhunderte älter als die der prosaischen Erzählungen: namentlich finden sich sehr alte grammatische Formen nur in der Wöluspa und einigen andern ältesten Stücken.

Jene älteste Handschrift nun ist der sogenannte Codex Regius auf der königlichen Bibliothek von Kopenhagen. Sie ist keineswegs treu wiedergegeben in der großen kopenhagener Ausgabe. Der Text dieser Ausgabe ist gemischt: die Handschrift ist weder besonders abgedruckt, noch sind ihre Lesarten vollständig verzeichnet. Das ganze Werk ruht auf einer mit Dank anzuerkennenden Sorgfalt gelehrter Männer: die erste Anlage entspricht jedoch nicht den Anforderungen der jetzigen Textkritik. Namentlich gilt dieses von dem ersten Theile, der bereits 1787 erschien. Daß die Lesarten der Handschrift keineswegs genau und vollständig angegeben sind, beweist die 1847 in Christiania erschienene schwedische Ausgabe von Munch jedenfalls. Dann aber wird der Text jener einzig sichern Handschrift oft durch die Aenderungen und Zusätze der Papierhandschriften getrübt, welche (wie Munch richtig bemerkt) offenbar willkürliche Veränderungen sind. Nicht ein einziges dieser Einschiebsel wird in der Snorri-Edda angeführt. Der gedruckte Text kann also nicht der richtige sein. Wo der Sinn die Annahme einer Lücke durch Versehen des

Schreibers unabweisbar macht, wird es räthlich sein, sich nur an die einzige andere Pergamenthandschrift zu halten, welche sich in der Sammlung des edeln und gelehrten Begründers der isländischen Forschung findet, in zwei Bänden, deren einer die Wöluspa enthält. Dieses heißt der Arnamagnäanische Text. Ist eine Lücke also wirklich da (was z. B. der Fall ist im Vafthrudismal, Str. 40), so bleibt dem Kritiker nichts übrig, als vor allem den urkundlichen Text jener Handschrift herzustellen, welchen man mit Unrecht verlassen oder nicht genau wiedergegeben hat. Dieses ist im Allgemeinen auch das Bestreben des gelehrten Isländers Finn Magnussen gewesen, welcher 1818 den zweiten Theil (die Heldenlieder und die prosaische Edda) herausgab, und 1828 den dritten. Dieser enthält die drei fehlenden Götterlieder (Wöluspa, Havamal, Rigsmal) und nachträglich sehr gelehrte Glossare. Unterdessen hatten die Brüder Grimm 1815 die Heldenlieder mit Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben, der gelehrte und scharfsinnige Rask aber in demselben Jahre die ganze Edda in Stockholm abdrucken lassen. Sein willkürliches Verfahren, namentlich bei der Wöluspa, läßt sich jedoch nicht rechtfertigen. In Munchs Texte selbst haben wir nun eine bedeutend genauere Angabe der Lesarten jener beiden einzigen Pergamenthandschriften, mit Uebergehung aller Papierhandschriften: nur ein- oder zweimal werden, wo eine Ergänzung ihm unentbehrlich scheint, die gewöhnlichen Ausfüllungen in den Anmerkungen angegeben. Als dritte Quelle für die Herstellung des Textes, der Wöluspa insbesondere, nimmt er die Ausführungen aus den Liedern in der prosaischen Edda an. Diese sind uns in drei sehr alten Pergamenthandschriften erhalten, deren Lesarten meist mit einander stimmen. Diese ergeben uns also unter den erhaltenen Urkunden den ältesten Text für 26 Strophen jenes ältesten Eddaliedes: also fast für die Hälfte, da das Gedicht nach Munchs Zählung 64 Strophen enthält, nach der kopenhagener Ausgabe nur 59. Es ist gewiß nicht zufällig, daß alle diese Stellen sich (wenngleich eine schon weiter ausgesponnen ist) in demjenigen Theile finden, in welchem wir die Urschrift zu erkennen meinen.

In diesen Punkten besteht nun, vom kritischen Standpunkte, der bleibende Werth dieser Ausgabe. Wir können es durchaus nicht billigen, daß er die Ordnung der Strophen geändert. Entweder wir haben gar keine Grundlage, oder der Codex Regius wird maßgebend sein müssen. Allerdings hat der Arnamagnäanische Text der Wöluspa (Nr. 544) einige nicht unbedeutende Abweichungen in der Ordnung. Diesen Text hat jener gelehrte Isländer im dritten Bande der kopenhagener Ausgabe genau

abgedruckt und zweckmäßig erläutert. Aber auch dieser gewährt den Munchschen Versetzungen keine Stütze. Die höhere Kritik wird also vor allem zu untersuchen haben, ob denn wirklich die überlieferte Ordnung des Wöluspagedichtes eine durch und durch verwirrte und unhaltbare sei?

Wir halten uns für überzeugt, daß diese Annahme eine übereilte sei. Schon an sich hat sie eine große innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich. Man kann sich wol vorstellen, daß in einem solchen Gedichte Einschaltungen gemacht werden. Da, wo der Zusammenhang klar und der Text oder Strophenbau sicher ist, erweist die Wöluspa sich durchaus als eine wahrhaft dichterische Schöpfung, vollkommen ebenbürtig der hesiodischen Theogonie, weniger geschmückt, aber gedrungener und großartiger. Sie will jedoch nicht lehren wie diese: sie setzt voraus, daß uns die Ueberlieferung äußerlich bekannt sei: sie will uns dieselbe aber erschließen, und zwar als in sich zusammenhängende Göttergeschichte. Dabei lag für das Zeitalter der Skalden, des nordischen Meistergesanges, der Kunstversmacherei und der mythologischen Scholastik, die Versuchung nahe Einzelnes auszuführen, sei es nach der sentimentalen oder der gelehrten Seite hin: eben so wirkliche oder eingebildete Lücken auszufüllen: endlich auch Widersprüche mit der gäng und gäbe gewordenen Volksüberlieferung auszugleichen. Sollte es unmöglich sein dergleichen Zusätze auszuscheiden? Ich glaube, wir haben für die Erkennung solcher Zusätze zwei sichere Haltpunkte: den unverkennbaren innern Grundgedanken des Gedichtes, und die unbestreitbare ursprüngliche Form desselben. Was nun den Grundgedanken betrifft, so sprechen Anfang und Ende ihn so unverkennbar aus, daß es wirklich für den philosophischen Kritiker sehr bedeutender Gründe bedarf, um ihn nicht auch in Demjenigen vorauszusetzen, was zwischen den beiden äußersten Punkten liegt. Mit dem Anbeginn der Welt hebt die Wöluspa an, mit dem Untergange der Götter und Menschen und mit der neuen Erde hört sie auf. Wir haben da gleichsam die ersten Kapitel der Genesis zum Ausgangspunkte, und Evangelium oder Apokalypse zum Schlusse; und doch ist beides rein heidnisch-arisch. Und wie könnte man den Fortschritt von jenem Ausgangspunkte verkennen wollen? Da haben wir nach dem Untergange des Riesengeschlechtes die Erschaffung der jetzigen geordneten Welt: dann die der Menschen. Unverkennbar folgt der Darstellung des seligen Lebens der Asen (Götter) ein innerer Zwiespalt, welcher durch Vermischung mit dem Riesengeschlecht und den Kampf der Himmelsgötter mit den Luftgottheiten, den Wanen entsteht. Daraus entwickelt sich großes Unheil. Das epische Drama des Gottes-

bewußtſeins ſpielt unter den Aſen, aber die Menſchen leiden mit. Wie nun, wenn die einzelnen hier hervorgehobenen Punkte — zugeſtändlich dieſelben, welche der Leitfaden der proſaiſchen Edda in ſeiner Weiſe namhaft macht — wirklich diejenigen wären, obwol in eigenthümlicher Form, welche in der mythologiſchen Entwickelung jenes Bewußtſeins allenthalben in der ariſchen Welt (ja auch in weiterm Kreiſe) ſich als nothwendige Glieder der organiſchen Entwickelung finden? Die Tragödie des Sonnenjahrs, von dem gemordeten und auferſtandenen Gotte, iſt uns ja wohlbekannt ſchon von Aegypten her: wie ſollte ſie hier nicht alt und urſprünglich ſein? Eine böſe gegenwirkende Weltkraft iſt uns als vorzoroaſtriſche Grundlage des Gottesbewußtſeins Mittelaſiens bekannt: zugeſtändlich hat auch ſie in der germaniſchen Dichtung ihre Vertretung. Endlich gehn dem Weltuntergange (der ſogenannten Götterdämmerung) ſchlimme Zeiten voraus: ſo gerade auch in den Zendbüchern und anderwärts. Wo wir nun eine ſolche Fortſchreitung finden, werden wir uns wohl hüten müſſen, eine Verwirrung im überlieferten Gedichte zu ſuchen: vielleicht iſt dieſe ja nur in den ungenügenden Erklärungen von einem beſchränkten Standpunkte, oder in den Vorſtellungen zerſetzender Kritiker da.

Bei einer unbefangenen und beſonnenen innern Kritik des Gedichtes nun ſteht uns aber auch jener zweite Umſtand, ein feſter Strophenbau zur Seite, der bekanntlich bei der griechiſchen Theogonie fehlt. Die vierzeilige Strophe mit ihren vier Hebungen und dreimaligem Anklange (Alliteration), wovon zwei Schläge auf die erſte Vorhälfte fallen, und der dritte („der Hauptſtab") auf die zweite, iſt, wie in den andern alten Gedichten, ſo auch hier, unverkennbar die älteſte und mit Ausnahme des Schlußgeſanges die allein berechtigte. Sollten wir alſo nicht zweizeilige und dreizeilige Strophen als Bruchſtücke anſehen dürfen, oder als formloſe Einſchaltungen und Gloſſen: fünf- oder ſechszeilige Strophen dagegen als eine Verunſtaltung durch dergleichen Zuſätze? Läßt ſich dieſe Ausmerzung durchführen: gewinnt dadurch das Gedicht ſelbſt mehr innern Gehalt und klarern Fortſchritt: führen endlich die Handſchriften ſelbſt dahin; ſo dürfen wir darin wol einen Beweis finden, daß wir den rechten Weg eingeſchlagen haben und auf der richtigen Spur ſind.

Hierbei kommt uns nun endlich auch ein dritter Umſtand zu gut, welcher uns bisher nicht hinlänglich beachtet zu ſein ſcheint. Die proſaiſche oder ſnorriſche Edda, welche wir, nach Simrocks Vorgange, immer nach ihren natürlichen Abſchnitten anführen (von den 65 Nummern gehören in den Kreis der Wöluſpa die erſten 57), nennt neben der

Wöluspa — der unserigen — noch „die kleine Wöluspa". Daß diese etwa nicht ein Auszug der größern sei, beweist die Anführung in §. 5 (Simrock, S. 244), welche also lautet:

Von Widolf stammen die Wölen alle,
Alle Zauberer sind Wilmeidis Erzeugte:
Die Sudkünstler (Köche) stammen von Swardhöfdi,
Aber von Ymir die Riesen alle.

Das ist nicht mehr Homer, sondern Tzetzes, nicht der hesiodische Sänger, sondern der lehrende Mythograph und Grammatiker. Nichts der Art findet sich in jenen 26 Strophen, welche die Snorri-Edda aus unserer Wöluspa anführt: — nur daß eine dieser Anführungen (die längste) nicht ganz frei von Einschaltungen ist, wie alle andern angeführten Stellen es sind. Dasselbe dürfen wir auch von den nicht angeführten alten Strophen sagen. Die Einschaltung in jener Stelle enthält Namen. Gerade so verhält es sich in einem ganz ähnlichen Bruchstück, welches in §. 20 angeführt wird. In 4 dreizeiligen Strophen werden hier 49 Namen Odins diesem selbst in den Mund gelegt, in ganz nackter Aufzählung. Sie hat ihren Anhalt in der Schlußstrophe der Lieder von Grimnir (Odin), wo er zehn Namen (außer dem Odinnamen) nennt, die keineswegs alle in jenem Kataloge enthalten sind, und einen nachweisbaren innern Zusammenhang haben, der in jenen Denkversen ganz fehlt. Lied und Denkverse haben beide den dreizeiligen Bau. Dieser Strophenbau ist der vorherrschende in denjenigen Götterliedern der alten Edda, welche die Gesprächsform haben, also dramatische Darstellungen heißen müssen, im Gegensatz der ältern epischen Erzählungsform, der vierzeiligen Strophen. Wir dürfen folglich diese letztere als das vollkommene „Gesetz" (Versmaß), die dreizeilige Strophe als das spätere ansehen. Nun überwiegt in der Wöluspa augenscheinlich der vierzeilige Bau so stark, daß wir in den dreizeiligen Strophen, besonders wenn sie jenen prosaischen, lehrhaften Charakter haben, wol Einschaltungen aus der kleinern Wöluspa vermuthen dürfen.

Diese Bemerkung wird sich vielleicht bei eingehender Kritik nicht unfruchtbar erweisen.

Bei diesem Stande der Textkritik haben wir also geglaubt, es möge sich wol verlohnen, die Anwendung folgender Grundsätze für die Feststellung des Textes zu versuchen.

1. Der Text des Codex Regius ist maßgebend für die Ordnung der Strophen.

2. Als oberste äußere Norm der höhern Kritik ist angenommen,

bewußtſeins ſpielt unter den Aſen, aber die Menſchen leiden mit. Wie nun, wenn die einzelnen hier hervorgehobenen Punkte — zugeſtändlich dieſelben, welche der Leitfaden der proſaiſchen Edda in ſeiner Weiſe namhaft macht — wirklich diejenigen wären, obwol in eigenthümlicher Form, welche in der mythologiſchen Entwickelung jenes Bewußtſeins allenthalben in der ariſchen Welt (ja auch in weiterm Kreiſe) ſich als nothwendige Glieder der organiſchen Entwickelung finden? Die Tragödie des Sonnenjahrs, von dem gemordeten und auferſtandenen Gotte, iſt uns ja wohlbekannt ſchon von Aegypten her: wie ſollte ſie hier nicht alt und urſprünglich ſein? Eine böſe gegenwirkende Weltkraft iſt uns als vorzoroaſtriſche Grundlage des Gottesbewußtſeins Mittelaſiens bekannt: zugeſtändlich hat auch ſie in der germaniſchen Dichtung ihre Vertretung. Endlich gehn dem Weltuntergange (der ſogenannten Götterdämmerung) ſchlimme Zeiten voraus: ſo gerade auch in den Zendbüchern und anderwärts. Wo wir nun eine ſolche Fortſchreitung finden, werden wir uns wohl hüten müſſen, eine Verwirrung im überlieferten Gedichte zu ſuchen: vielleicht iſt dieſe ja nur in den ungenügenden Erklärungen von einem beſchränkten Standpunkte, oder in den Vorſtellungen zerſetzender Kritiker da.

Bei einer unbefangenen und beſonnenen innern Kritik des Gedichtes nun ſteht uns aber auch jener zweite Umſtand, ein feſter Strophenbau zur Seite, der bekanntlich bei der griechiſchen Theogonie fehlt. Die vierzeilige Strophe mit ihren vier Hebungen und dreimaligem Anklange (Alliteration), wovon zwei Schläge auf die erſte Vorhälfte fallen, und der dritte („der Hauptſtab") auf die zweite, iſt, wie in den andern alten Gedichten, ſo auch hier, unverkennbar die älteſte und mit Ausnahme des Schlußgeſanges die allein berechtigte. Sollten wir alſo nicht zweizeilige und dreizeilige Strophen als Bruchſtücke anſehen dürfen, oder als formloſe Einſchaltungen und Gloſſen: fünf- oder ſechszeilige Strophen dagegen als eine Verunſtaltung durch dergleichen Zuſätze? Läßt ſich dieſe Ausmerzung durchführen: gewinnt dadurch das Gedicht ſelbſt mehr innern Gehalt und klarern Fortſchritt: führen endlich die Handſchriften ſelbſt dahin; ſo dürfen wir darin wol einen Beweis finden, daß wir den rechten Weg eingeſchlagen haben und auf der richtigen Spur ſind.

Hierbei kommt uns nun endlich auch ein dritter Umſtand zu gut, welcher uns bisher nicht hinlänglich beachtet zu ſein ſcheint. Die proſaiſche oder ſnorriſche Edda, welche wir, nach Simrocks Vorgange, immer nach ihren natürlichen Abſchnitten anführen (von den 65 Nummern gehören in den Kreis der Wöluſpa die erſten 57), nennt neben der

Wöluspa — der unserigen — noch „die kleine Wöluspa". Daß diese etwa nicht ein Auszug der größern sei, beweist die Anführung in §. 5 (Simrock, S. 244), welche also lautet:

Von Widolf stammen die Wölen alle,
Alle Zauberer sind Wilmeidis Erzeugte:
Die Sudkünstler (Köche) stammen von Swardhöfdi,
Aber von Ymir die Riesen alle.

Das ist nicht mehr Homer, sondern Tzetzes, nicht der hesiodische Sänger, sondern der lehrende Mythograph und Grammatiker. Nichts der Art findet sich in jenen 26 Strophen, welche die Snorri-Edda aus unserer Wöluspa anführt: — nur daß eine dieser Anführungen (die längste) nicht ganz frei von Einschaltungen ist, wie alle andern angeführten Stellen es sind. Dasselbe dürfen wir auch von den nicht angeführten alten Strophen sagen. Die Einschaltung in jener Stelle enthält Namen. Gerade so verhält es sich in einem ganz ähnlichen Bruchstück, welches in §. 20 angeführt wird. In 4 dreizeiligen Strophen werden hier 49 Namen Odins diesem selbst in den Mund gelegt, in ganz nackter Aufzählung. Sie hat ihren Anhalt in der Schlußstrophe der Lieder von Grimnir (Odin), wo er zehn Namen (außer dem Odinnamen) nennt, die keineswegs alle in jenem Kataloge enthalten sind, und einen nachweisbaren innern Zusammenhang haben, der in jenen Denkversen ganz fehlt. Lied und Denkverse haben beide den dreizeiligen Bau. Dieser Strophenbau ist der vorherrschende in denjenigen Götterliedern der alten Edda, welche die Gesprächsform haben, also dramatische Darstellungen heißen müssen, im Gegensatz der ältern epischen Erzählungsform, der vierzeiligen Strophen. Wir dürfen folglich diese letztere als das vollkommene „Gesetz" (Versmaß), die dreizeilige Strophe als das spätere ansehen. Nun überwiegt in der Wöluspa augenscheinlich der vierzeilige Bau so stark, daß wir in den dreizeiligen Strophen, besonders wenn sie jenen prosaischen, lehrhaften Charakter haben, wol Einschaltungen aus der kleinern Wöluspa vermuthen dürfen.

Diese Bemerkung wird sich vielleicht bei eingehender Kritik nicht unfruchtbar erweisen.

Bei diesem Stande der Textkritik haben wir also geglaubt, es möge sich wol verlohnen, die Anwendung folgender Grundsätze für die Feststellung des Textes zu versuchen.

1. Der Text des Codex Regius ist maßgebend für die Ordnung der Strophen.

2. Als oberste äußere Norm der höhern Kritik ist angenommen,

daß alle Abweichungen von der vierzeiligen Strophe spätere Einschaltungen oder Gloſſen seien, wo nicht Zeichen von verkleiſterten Lücken.

3. Strophen, welche ſich in jener Handſchrift nicht finden, ſind gar nicht berückſichtigt.

4. Was wir nun, aus innern oder äußern Gründen, als Einſchaltung aus dem Texte und der Handſchrift glauben ausſcheiden zu müſſen, iſt in kleiner Schrift gegeben und in Klammern geſetzt.

5. Die Zählung der Strophen in römiſchen Ziffern iſt die der kopenhagener Ausgabe.

6. Der geſichtete Text iſt aus dieſem größern Texte ausgezogen: die Strophenzahlen ſind auch hier fortlaufend, aber in arabiſchen Ziffern. Hierbei iſt die Ueberſicht des Ganzen erleichtert durch die Abtheilung des echten Gedichtes nach ſeinen fünf Hauptabſchnitten.

7. Wo der Text es erlaubte, iſt in beiden Texten, dem vollſtändigen, urkundlichen, und dem als Urſchrift hergeſtellten, kürzern, Simrocks Ueberſetzung (zweite Auflage) ſo weit beibehalten, als Verſchiedenheit des Textes oder der Auffaſſung es erlaubte: als Ganzes ſollte ſie als eine nationale Errungenſchaft, immer zu Grunde gelegt werden.

Was Finn Magnuſſen, der bei Fortſetzung der kopenhagener Ausgabe doch mehr oder weniger an die Vorgänger gebunden war, perſönlich anſtrebte, zeigt ſein kritiſcher Abdruck der Arnamagnäaniſchen Handſchrift der Wöluspa. Gerade ſo hätte nun die Haupthandſchrift ſelbſt, wenigſtens bei dieſem Hauptgedicht abgedruckt werden ſollen: ein Bedürfniß, welchem ſelbſt die von Munch gegebene Vergleichung nicht abhilft: es bleiben die Abweichungen dieſer Lesarten von ſehr beſtimmten Angaben des redlichen Finn Magnuſſen zu erklären. Und hier ſei es mir erlaubt, jenem edlen, gründlichen, ſcharfſinnigen und beſcheidenen Gelehrten, meinem unvergeßlichen Lehrer, noch ein Wort der Dankbarkeit und Liebe zu weihen. Ich kann nicht allein bezeugen, ſondern auch urkundlich nachweiſen, daß er die Unzulänglichkeit des jetzt wirklich ganz veralteten erſten Theiles der kopenhagener Ausgabe vollkommen ſchon 1815 einſah. Ich beſitze nämlich noch die eigenhändigen Verbeſſerungen und Bemerkungen, welche er der von mir angefertigten däniſchen Ueberſetzung aller Eddalieder beifügte. Ich hatte dieſe nämlich damals, als Erinnerung ſeiner Lehrſtunden unternommen, während der ſechs Monate meines Aufenthaltes im Frühling und Sommer jenes Jahres in Kopenhagen, wohin ich mich für den Zweck begeben hatte, auf ſicherſtem und kürzeſtem Wege mir eine ſelbſtändige Kenntniß der alten ſkandinaviſchen Sprache und der Edda-Religion zu verſchaffen. Finn Magnuſſen hatte damals

bereits eine neue Textrecension der im ersten Bande enthaltenen Lieder vorbereitet, mit sehr schätzenswerthen Verbesserungen: seine von 1820 an erschienene ausführliche dänische Bearbeitung der ältern Edda gibt davon weiteres Zeugniß. Wie hier, so war es auch bei jenen mündlichen Vorträgen leicht, das Gold seiner einzigen Kenntniß der Sprache und seiner scharfsinnigen Sprachbemerkungen auszuscheiden aus den nicht glücklichen sprachlichen und mythologischen Vergleichungen und Hypothesen, denen er sich allerdings schon damals hingegeben hatte. Wenn diese auch sämmtlich verfehlt heißen müssen; so sind sie doch immer die Frucht redlicher Forschung. Auch gegen nothwendige Textverbesserungen, wo die Handschriften ihren Dienst versagten, war er nicht verschlossen, sobald sie sich ihm nur sprachlich begründet erwiesen. Dieses zeigt namentlich der handschriftliche Text der isländischen (damals noch nicht wieder abgedruckten) Wöluspa. Sie schließt sich frei dem Codex Regius an. Dieselben Grundsätze befolgte er bei der von ihm damals für mich freundlichst besorgten Abschrift der prosaischen Edda. Hier fehlt mir aber der urkundliche Beweis, denn diese Abschrift ist leider mit meiner gesammten übrigen isländischen Bibliothek mir bald darauf durch ein Unglück abhanden gekommen*), doch liegt ja hier im zweiten Theile der kopenhagener Ausgabe seine letzte Hand vor.

B.

Nachweis der Entstehung des germanischen Epos aus dem organischen Prozesse des Gottesbewußtseins.

Es sollen, nach dem im Texte und in dem Vorworte zu dieser letzten Ausführung des Vierten Buches Gesagten, die Thatsachen anschaulich gemacht werden, welche beweisen, daß das germanische Epos aus dem mytho-

*) Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit einen Wunsch auszusprechen. Durch ein Versehen der mit dem Verkaufe der Bibliothek meines seligen Freundes, Prof. Rühs, beauftragten Männer, in den zwanziger Jahren, wurden meine ihm behufs seiner Arbeiten geliehenen isländischen Papiere, Handschriften und gedruckten Bücher, als Theil der Hinterlassenschaft versteigert, was ich bei meiner Abwesenheit vom Vaterlande erst zu spät erfuhr. Ich bedaure dabei außer jener Handschrift noch besonders den Verlust des Exemplares der Heimskringla von Snorri, welche ich mit Magnussen ebenfalls kritisch gelesen hatte, und wobei für manche unverständliche Stellen der Skaldenlieder seine Verbesserungen beigeschrieben waren. Ich würde sehr dankbar den Versteigerungspreis, auch einen höhern, namentlich für dieses mir verlorene Denkmal meiner Arbeiten in der dänischen Hauptstadt erstatten.

logiſchen Gottesbewußtſein hervorgegangen iſt, vermittelſt eines organiſchen Prozeſſes, welcher auf allgemeinen Geſetzen beruhen wird, da er mit allen parallelen Entwickelungsreihen übereinſtimmt.

Die Punkte, welche hierbei zur Entſcheidung gebracht werden ſollen, ſind folgende:

1. Der Hintergrund des nationalen Epos der Arier iſt ein idealer, kein äußerlich geſchichtlicher: und zwar ſtellt er eine frühere Stufe deſſelben Verlaufs dar, nämlich die Abſpiegelung des Gottesbewußtſeins in der Form des kosmogoniſchen Prozeſſes und der phyſiſchen Weltordnung. Die älteſten Helden ſind die weltſchöpferiſchen Mächte, menſchliche Götter, und die älteſten Heldenthaten und Ereigniſſe ſind die Weltſchöpfung und die Feſtſtellung des beſtehenden Kosmos.

2. Dieſe mythologiſchen, idealen Ereigniſſe ſind zu hiſtoriſchen umgebildet, ſcheinbar Geſchichte geworden. Die menſchlichen Erlebniſſe ſind poetiſirt, mit dichteriſcher Freiheit behandelt. Dieſe Verſchmelzung des Idealen und Realen iſt eine organiſche: ſie ſetzt jedenfalls voraus, daß das Bewußtſein der Gegenwart Gottes im Menſchen erwacht ſei.

3. Jeder Verſuch der Erklärung des ariſchen Epos, alſo des homeriſchen, des indiſchen und des germaniſchen, und eben ſo des finniſch-turaniſchen, von einem dieſer beiden in einander wirkenden Pole des Gottesbewußtſeins allein, iſt alſo von vorn herein ein verfehlter. Das mythologiſche Element verlangt Anerkennung auf ſeinem Gebiete: das hiſtoriſche Element, alſo insbeſondere die Perſönlichkeit, erheiſcht daſſelbe auf dieſem Felde, aber als zweite Schicht. Die Hauptaufgabe der Kritik iſt alſo hier, die Naht zu finden, die Anknüpfung des Geſchichtlichen an das Ideale, ſei es als Verſchmelzung, oder als Fortführung, oder beides.

4. Dieſe Entſtehung des nationalen Epos läßt ſich nun nirgends ſo urkundlich nachweiſen als im germaniſchen. Dieſes gilt namentlich im Vergleiche mit dem homeriſchen Epos der Hellenen, obwol auch das germaniſche wiederum bedeutendes Licht von der Ilias und ihren nachweislichen Schickſalen erhält.

Nach dieſer kritiſchen Einleitung gehen wir über zur Darſtellung des Gottesbewußtſeins

I. in den Heldenliedern,

II. in den Götterliedern, und insbeſondere in der Wöluspa.

Erstes Hauptstück.

Die Einheit der mythologischen Grundlage der Helgilieder, der Sigurdlieder und der Nibelungen.

1.

Die Helgilieder.

Wir haben drei Helgis: I. Helgi, den Sohn Königs Hiörvardur und der Sigurlin, Swadnirs Tochter: ihn liebte Swawa, Tochter Königs Eylimir: II. Helgi, Sigmunds Sohn, Hundingstödter, Geliebten der Sigrun, Tochter Königs Högni: III. Helgi Haddinga-Skhadi (Haddingaheld): er hat zur Geliebten Kara, Tochter Königs Halfdan. Helgi I., Hiörvardsohn, hat zum Freund und Kampfgenossen Atli, Sohn des Jarl (Grafen) von König Hiörvarbur (erstes Helgilied). Alle drei Geliebte sind Walkyren, weissagende Schicksalsgöttinnen. Högni ist der deutsche Hagene, einäugig wie Odin, also doch wol ursprünglich ein Gott, derselbe oder gleichartig mit Wuotan-Odin. Also wir haben schon hier zwei Helden der Sigurdsage, einen (Högni, Hagene) aus der idealen und einen (Atli, Etzel) aus der wahrhaft historischen Schicht. Diese Züge fordern auf zu weiterm Nachspüren.

Ueber Helgi, den Hundingstödter (II. Sigmundsohn) haben wir zwei Lieder, hohen Alters in ihren Grundbestandtheilen. Das erste beginnt so:

Am Morgen der Zeiten, als Aare sangen,
Heilige Wasser rannen von Himmelsbergen,
Da hatte Helgi den hochherzigen
Borghild geboren in Bralundur.

Nacht in der Burg war's. Nornen kamen,
Die dem Edeling das Alter bestimmten ...
Sie schnürten mit Kraft die Schicksalsfäden,
Daß die Burgen brachen in Bralundur.

Nach dem Liede „Helgi und Swawa" hat der in seiner Jugend stumme Held (I. der Hiörvardsohn) den Helginamen nicht von Vater und Mutter: die Walkyre erst legt ihm denselben bei in ihrer Anrede. Es war also ein bekannter hoher Name. Der junge Held will ihn aber nur annehmen, wenn er sie zugleich mit empfängt. So heißt es Str. 8 bei Grimm:

Was laßt du folgen dem Helginamen,
Weißfarbige Frau, da du mir ihn bieteſt?
Bedenk du den ganzen Zugruß wohl,
Nicht nehm' ich den Namen an, außer wenn ich dich mit habe.

Es war alſo ein göttlicher Name, was für den Sinn des Wortes als „Retter" gar wohl paßt. Dieſes Helgi (I.) Bruder, Hedin bleibt beim Vater. Von einer Zauberin verführt, thut er am Julabend ein Gelübde, Helgis Braut zu heirathen. Bald gereut ihn die arge Uebereilung, nach langem Umherirren tritt er zum Bruder, geſteht ſein Unrecht und klagt ſein Leid. Helgi, der ſeinen nahen Tod im Kampfe mit Alfur, Hrodinars Sohn ahnt, ſagt ihm für dieſen Fall die Braut zu, und tödlich verwundet eröffnet er dieſes der Swawa. Dieſe bleibt bei ihrem Gelübde, nach Helgi keinem andern Manne zu gehören: er ſelbſt verſpricht ſterbend wiederzukehren, nach gerächtem Tode. Das iſt Helgi I.

Jener Helgi (II.), Sohn Sigmunds, des Sohnes von Wölſung, war aus dem Geſchlechte der Uelſinge (Wölſunge, Welfen): den Namen hatte er vom Hunding (König von Hundland nach der Proſa). Funfzehn Jahre alt beſiegt und tödtet der junge Held den harten König, und darauf ſeine Söhne, als ſie Rache ſuchten, das Geſchlecht Geirmimirs (Speermimirs, des Rieſen, Mimir iſt das Meer), welcher ſeinem Leben nachgeſtellt hatte. Sigrun, eine Walkyre, die wiedergeborene Swawa, war Tochter Königs Högni, und Schweſter von Bragi und Dag. Sie ſucht ihn auf, und ſagt dem Helden ihre Liebe zu, wenn er den Kampf unternehmen will gegen die Söhne Granmars, deren einem, Hodbroddur, der Vater ſie verlobt hatte. Helgi verſpricht ihn zu bekämpfen, aus Liebe zu der Jungfrau: er unternimmt einen Seezug gegen ihn: im Sturme ſchützt ihn Sigrun, die als Walkyre erſcheint. Die Schlacht wird gewonnen: alle Söhne Granmars fallen: nur jener Dag, Högnis Sohn, wird verſchont, und leiſtet Eide den Wölſungen. Aber er bringt dem Odin Opfer für Vaterrache, was (wie Simrock zeigt), das Gelübde einſchließt, nach beſtimmter Friſt alsdann ſelbſt ſich Odin zum Opfertode zu weihen. Er ſucht und findet die Gelegenheit, Helgi zu erſtechen, und bringt Sigrun die Todeskunde: dieſe erinnert ihn an die gebrochenen Eide, verflucht ihn, und ſchwört, alle angebotene Sühne abweiſend, ſie wolle nicht leben:

Es brech' ein Glanz denn aus des Fürſten Grab,
Wigblär das Roß renne daher mit ihm,
Das goldgezäumte, den ſo gern ich umfinge . . . . .

Wie die edle Esche über Dornen,
So hob sich Helgi über andre Helden,
Oder wie thaubeträuft das Thierkalb springt:
Weit überholt es anderes Wild,
Und gegen den Himmel glühn seine Hörner.

Die maßlose Trauer und ungestillten Thränen der Sigrun stören Helgi im Grabe: seine Wunden fließen. Er erscheint ihr, als sie in sein Grab steigt, und verweist ihr die unaufhörlichen Zähren.

Du Sigrun bist Schuld von Sewastöll,
Daß Helgi trieft von thauendem Harm.
Du vergießest goldziere, grimme Zähren,
Sonnige, südliche, ehe du schlafen gehst.
Jede fiel blutig auf die Brust dem Helden,
Auf die eiskalte, angstbeklommene . . .

Wol sollen wir trinken köstlichen Trank,
Verloren wir Lust und Lande gleich.
Stimme Niemand ein Sterbelied an,
Schaut er durchbohrt die Brust mir auch.

Sie bereitet ihm und sich nun ein gemeinsames Lager im Grabe, und sagt:

Hier hab' ich ein Bett dir Helgi bereitet,
Ein sorgenloses, Sohn der Helfinge.
Ich will dir im Arme, Edling, schlafen,
Wie ich dem lebenden Könige lag.

Er verschwindet vor Tagesanbruch: da er in der nächsten Nacht nicht erscheint, weihet sie sich dem Tode. Das Lied deutet dieses an, zart aber unmisverständlich, durch die abmahnenden Worte der Magd an die Fürstin:

Sei nicht so frevel, allein zu fahren,
Skiöldungentochter, zu der Todten Hütten.

Der unmäßige Liebesschmerz um den Todten kann nur durch den Tod gesühnt werden: die Heldin geht freiwillig den dunkeln Pfad. Das ist die echt tragische Lösung eines Geschickes, das dem Leide der Antigone ebenbürtig heißen kann.

Beide sollen später wiedergeboren sein, er als Helgi Haddinga-Held (III.), sie als Kara, Halfdans Tochter, also in Skandinavien. Die Liebe und das tragische Ende lebt fort in der Lenorensage. Bürger hat die Seele der Sage beim Verlöschen aufgefangen und ihr ein unsterbliches Dasein im deutschen Volke verliehen: die deutsche Wurzel der Helgisage ist aber durch das Dasein jenes Volksliedes nachgewiesen.

Auch Helgi, der Sigmundsohn (II.) und Sigrun sind die wieder-

geborenen Helgi (I.) und Swawa. Auch er hat wie Helgi I. einen bedeutsamen Bruder, Sinfiotli, den Sigmundsohn und Wölfungssohn: der Name bedeutet den starken Feßler, oder den Held von starker Sicherheit. Die Prosa erzählt, daß Sinfiotli, weil er seiner Stiefmutter Bruder erschlagen wegen einer Geliebten, von der Königin durch ein Trinkhorn vergiftet sei. Seine Leiche ward darauf vom Vater in ein Schiff gelegt und den Wogen übergeben. Das gerade ward von Odin bei Baldurs Tode gethan (Simrock, S. 868 fg.). Also auch hier knüpft sich das Persönliche und Gemüthliche nicht an Geschichtliches an, sondern ist eher verschmolzen mit einer alten, an die rein mythologische Deutung anklingenden Ueberlieferung.

In den Helgiliedern spielt schon leise an die Geschichte von Weiberkämpfen um Helgi. Die Zauberin Hrimgerda, Tochter des Riesen Hati, welchen Helgi I. erschlagen, bietet ihm Versöhnung, wenn er eine Nacht der Ihre sein wolle, welchen Antrag Helgi mit Abscheu zurückweist: er und sein Kriegsgefährte Atli (Gemahl der Alof, Tochter des Jarl, welcher Pfleger Sigurlins war, nach der Prosa), nöthigten Hrimgerda, ihnen zu weissagen, bis der Tag anbricht, und ihre Macht vorüber ist. Alles Dieses ist rein ideal — bis auf Atlis Namen.

Der Dichter der Helgilieder weiß nichts Anderes, als daß er die Thaten und Leiden dreier uralter Helden vernommen hat: er stellt sie dar als solche. Die Anerkennung dieser Thatsache schließt nicht aus, daß die geschilderten Helden eins und aus dem Mythus eines Gottes hervorgegangen sind: der Beweis muß jedoch außer und über dem Gedichte gesucht werden.

Die angehängte Prosa ist nur als spätere Form der Sage zu betrachten, als prosaischer Ausläufer in der Sängerschule der Skandinaven. Sie weiß, daß Sigmund, der Wölfunge, König war in Frankenland: seine Gemahlin Borghild hatte einen Bruder, Hroar: dieser und ihr Stiefsohn Sinfiotli, der älteste Sohn Sigmunds, freieten Ein Weib, und Sinfiotli erschlug den Hroar; Borghild nahm vom Mörder die Sühne an, aber beim Sühnemahl vergiftete sie ihn hinterlistig mit einem Bierhorn.

Borghilde war nach dieser spätesten Form Königin von Dänemark, als Sigmund dorthin kam, sie heirathete und in sein Reich nach Frankenland führte. Dann aber nahm er zur Ehe Hiordisa, König Eilimirs Tochter. Beider Sohn war Sigurd. Sigmund fiel im Kampfe gegen Hundings Söhne: seine Witwe vermählte sich mit einem Königssohne Alf. Da haben wir schon Anknüpfungen an Skandinavien, an die Deutschen im römischen Rheinlande und an die Sigfridsage.

2.

Die Sigurdlieder.

Sigurd hatte einen mütterlichen Oheim, Gripir, König Eilimirs Sohn, einen weisen König, in welchem ein Wahrsagergeist wohnte. Er weissagte dem fragenden Neffen, auf dessen Anfragen und Drängen Folgendes. Er wird die harten Hundingssöhne fällen, zuerst den Drachen Fafnir, dann auch dessen bösen Bruder Regin, und des Hortes (Goldschatzes) sich bemächtigen: dann auf Grani, dem edeln Rosse, zu Giuki reiten nach Frankenland. Weiter wird er eine Königstochter finden, welche nach Helgis Tod in dem glänzenden Panzer (Brunie) schläft.

Odin hatte ihr Zauberschlaf gesandt: er wird mit Fafnirs Schwerte den Panzer sprengen: sie wird erwachen und ihn die Runenweisheit lehren. Wir errathen, daß es Brunhilde (die Panzerheldin) ist: das große Schicksalsweib. Wirklich enthüllt der Seher zuletzt, daß diese Pflegetochter Heimir, Budhis Kind, ihm großes Elend bereiten werde. Wir hören im Verlauf der Geschichte nun auch, daß Sigurd sie findet, daß er ihre Weisheit bewundert, und sie ihm ihre Liebe zusagt, als dem einzigen furchtlosen Helden: denn sie hatte Odin das Gelübde abgelegt, keinen Mann zu heirathen der Furcht kenne. Aber, wie Gripir auch angedeutet, er vergißt sie, als er bei Giuki (dem Giukungenfürsten) die Tochter der arglistigen Königin Grimhild, der Schwester Gunnars, die schöne Gudrun, findet. Sie soll ihm gegeben werden, wogegen er verspricht, für Gunnar, den Gothenkönig, Giukis Sohn, seinen Schwager, um Brunhild zu werben, welcher er doch selbst hold ist. Gunnar, Högni und Sigurd schwören sich Eide: Sigurd tauscht die Gestalt mit dem Könige, geht hin um Brunhild zu werben, und verlobt sich mit ihr für Gunnar: keusch ruht er bei der Königsbraut: beider Bräute Hochzeitsfest wird dann zu gleicher Zeit gefeiert. Die getäuschte Königin verleumdet im Zorne Sigurd bei ihrem Gemahl: der Gudrun Brüder, Högni und Guthorm, rathen Sigurds Mord: der König willigt ein: Sigurd wird hinterlistig erschlagen: Högni, der Thäter, kündigt es der trostlosen Gudrun an.

Im Brunhildenliede (Str. 8, S. 175, Simrock) nennt Brunhild den Sigurd „den Hunischen", d. h. den Südlichen, wie er auch genannt wird. Sie selbst heißt auch die Skiöldungentochter. Auch im Sigurdsliede (Brunhilds Unglück und Ende, S. 177—186) wird Sigurd „der Hunische" genannt, und „der Südliche" (Deutsche, Dänische). Sein Schatz heißt (Str. 16) „des Rheines Gut". Nach diesem Liede ermor-

deten sie ihn aber an des liebenden Weibes Seite. Brunhild heißt auch Atlis Schwester (Str. 32). Auf ihre Brüder als Rächer verweist Gudrun der sterbende Sigurd (Str. 28). Brunhild ihrerseits ist sicher, daß Atli sie rächen werde. Sie gibt sich dann selbst den Tod, nachdem sie die feierlichste Verbrennung angeordnet, neben Sigurds Scheiterhaufen.

In Brunhildens Todesfahrt (S. 187—190) erzählt sie der anklagenden Riesin, der Hüterin des Unterwelltthors: sie habe nur Sigurd geliebt, „den bänischen Führer", der sie vom Zauberschlafe im eng umschnürenden Panzer befreite, nachdem er Fafnir erschlagen. Sigurd (sagt sie) ist ermordet, ich habe mir den Tod gegeben.

Aber wir beide bleiben beisammen,
Ich und Sigurd: versinke du Riesenbrut.

Die Liebe ist stärker als der Rachegöttin Gespenst! Nach dem Liede vom Morde der Niflungen, wird Atli versöhnt dadurch, daß man ihm Gudrun gibt, Sigurds Witwe. Atli ladet Gunnar und Högni zum Gastgebot: Gudrun sucht vergebens zuerst sie zu warnen, damit sie nicht kommen, dann sie zu retten: ihre Söhne wollten der Giukungen Leben nicht erbitten. Högni und Gunnar werden grausam hingerichtet.

Man sieht, wie die Sage sich widerspricht in denjenigen Einzelheiten, welche aus der deutschen Ueberlieferung entnommen sind. Die nordische Chrimhilde ist nicht Sigfrieds Gattin, sondern die böse Mutter seiner geliebten Gemahlin. Doch ist in den ältern Stücken der Edda die Abweichung vom Deutschen geringer. Hiernach ist als gemeinsame Ueberlieferung anzunehmen, daß die Witwe Sigurds den Hunnenkönig Atli heirathet, und daß bei Atli die mörderischen Verwandten umkommen.

Wir wollen nun einige einzelne Züge neben einander stellen, um die zwei Hauptpunkte anschaulich zu machen:

1. Daß die Sigurdsage nur eine andere Form der Helgisage ist:
2. Daß in beiden die rein mythologischen Züge das Aelteste sind.

Hierbei bringen wir zum ersten male eine Vermuthung zur Sprache, welche einer besondern Rechtfertigung bedarf. Wir verbinden in der folgenden Zusammenstellung die Helgisage den Alki, oder die Alkis, die beiden Heldenjünglinge und Brüder, welche nach Tacitus (Germ. 43), von den Naharvalen (nördlichen Germanen) als Dioskuren verehrt wurden. Die Gottheit (die beiden Götter), sagt er, haben die Kraft (Bedeutung) unserer Dioskuren: der Name ist Alcis (sprich Alkis). Diese Form kann nicht wohl ein Genitiv sein, denn der Satz lautet: ea vis numini (ihre Bedeutung ist die der Dioskuren) nomen Alcis: noch weniger kann es das Heiligthum bezeichnen (gothisch alhs), wie

Grimm vorſchlägt, den Hain, in welchem ſie verehrt worden ſein. Die Brüder ſind die Dioskuren, die baktriſch-indiſchen Aspin, Asvin (Reiter), welche als Zwielicht (zwiſchen Nacht und Tag, Nacht- und Tag-Grauen) der Morgenröthe vorhergehen, Retter den Schiffern (nach ſtürmiſcher Nacht). Was nun endlich den fehlenden Hauchlaut betrifft in Alkis ſtatt Halkis, d. h. Halgis, ſo haben wir ein ganz ähnliches Beiſpiel in Irmin und Hermun, im (Volks)namen Hermunduren, vielleicht vermittelt durch eine Form wie Airmana (Grimm, Myth. 208 fg., vgl. XXVIII, Armenon) und Hiſicion neben Isco, woher Iscävoni. Bei Tacitus wird doch die Uebertragung durch Römer vermittelt ſein: wir haben außerdem volle Freiheit hinſichtlich des Eigenthümlichen der deutſchen Mundart jener Naharvalen: denn wir wiſſen nichts davon.

3.

Die Einheit der Dichtung von Helgi mit dem Sonnenmythus von Baldur und Hermôdhur, oder dem Gedicht des ſterbenden und ſiegenden Gottes.

Züge der Götterſage.

1. Das Brüderpaar der deutſchen Mythologie heißt Alcis (ſprich Alkis), d. h. die Halgis (Halgeis nach goth. 4. Declin.), Retter, die Dioskuren. Wir nehmen an, daß ſie von dem ältern Bruder ſo genannt wurden: wörtlich, die Heiligen oder Errettenden (angelſ. halig, heilig, haljan, goth. heiligen, heil machen, erretten).

Die alte Helgiſage.

1. Helgi II., Sohn des Königs Sigmund: die Mutter heißt Borghild (Burgenkrieg). Als Gottesſohn bezeichnet ihn die Angabe eines Helgiliedes, daß Odin, als er in Walhalla erſcheint, den Thron mit ihm theilen will. Seinem Bruder Hedin tritt er die Braut ab. Eine andere Angabe ſtellt ihn zu Hermôdhur (Heermuth), Odins Sohne: dieſer nun iſt gerade der Gott, welcher um Baldur zurückzuholen, mit ſiegreicher Kraft in die Unterwelt hinabſteigt mit einem Roſſe, welches über alle Götter ſpringt. Dieſer iſt alſo Sol Victor, die Julſonne (25. Debr.): in der That wird auch der Jul-Eber mit ihm in Verbindung geſetzt: er iſt ja das Bild der wieder aufſtrahlenden Sonne.

2. Als Brüderpaare von Odins Geſchlecht werden genannt:
Baldur und Hödur (Wöluspa 52).
Baldur und Hermödhur (Wöluspa 52).
} ſ. Helgilied I.

2. Helgis I. Braut iſt Swawa, Eilimirs Tochter; er tritt ſie dem Bruder Hedin ab, welcher ſie zu freien gelobt hatte.

3. Helgis II. Gemahlin iſt die ſiegbringende Walkyre, Sigrun, Schweſter von Högni (Hagen) aus dem Geſchlecht von Granmar (Bartgeiſt oder Bartroß): die andern Geſchwiſter heißen Bragi (der Geſchmückte, der ſtarkbärtige Sohn Odins) und Dag (Tag).

4. Odins Sohn kämpft gegen den Drachen (die Meerſchlange). Freyr (der Milde) erſchlägt Beli („den Brüllenden", Sturmwind).

4. Helgi tödtet Granmars Geſchlecht, nur Dag bleibt übrig, und dieſer rächt die Verwandten. Er erſchlägt auch den Rieſen Hati, deſſen Tochter die Zauberin Hzimgerda iſt: Hati heißt der Wolf Managarmur, der Mondverſchlinger.

5. Baldur wird getödtet durch ſeinen Bruder Hödur, gerächt durch Widar, einem jüngern Sohn Odins.

5. Dag weiht ſich dem Odin, überfällt und erſticht Helgi: Sigrun opfert ſich in der Gruft des Gemahls: der Sohn rächt den Vater.

4.

Die Einheit von Helgi und Sigurd, und vom Sigurd der Edda und Sigfrid der Nibelungen.

Helgiſage.

1. Helgi II. Sigmundſohn, König, die Mutter Sigurlin.

2. Helgi rächt den mütterlichen Oheim, den ihr erſter Freier Hrodmar erſchlagen hatte.

3. Helgi erſchlägt den hartherzigen Hunding und ſeine Söhne, das Geſchlecht Geirmimirs (des beſpeerten Meerrieſen).

Sigurdſage.

1. Sigurd (Sigfrid) Sohn von K. Sigmund, in Frankenland (Xanten).

2. Sigurd läßt ſich vom mütterlichen Oheim Gripir ſein Schickſal vorherſagen.

3. Sigurd tödtet Fafnir, den Goldbrachen, und deſſen Bruder Regin, und nimmt den Schatz mit, auf ſeinem Roſſe Grani.

	Sigfrid iſt der Drachentödter, nur an Einer Stelle (hinten) verwundbar.
4. Helgis Braut Swawa, ſeine Gemahlin Sigrun, Högnis Tochter.	4. Sigurd verlobt ſich mit Grimhild, Giukis Tochter, heirathet aber Gudrun, deren Tochter: dann wirbt er für Grimhilds Bruder, den Gothenkönig Gunnar, die Brunhild. Sigfrid heirathet Chrimhild, Schweſter Günthers, des Königs der Burgunden, er wirbt vorher für dieſen die Brunhild.
5. Der Bruder von Helgi I., Hedin, gelobt Helgis Braut zu heirathen: dieſe aber verſchmäht ihn, als Helgi gefallen iſt. Helgi II. wird von Högnis Sohn verrätheriſch getödtet.	5. Es entſteht Eiferſucht, da Brunhild, welche Sigurd liebt, ihn beim König verleumdet: durch ſie gereizt läßt dieſer ihn von ſeinem Bruder Högni und Guthorm ermorden. Sigfrid wird auf Brunhilds Anſtiften und Günthers Befehl durch Hagen verrätheriſch erſchlagen.
6. Högnis Sohn bringt Sigrun die Todesnachricht.	6. Högni zeigt den Mord der Gudrun an, Hagen der Chrimhild.
7. Sigrun gibt ſich den Tod, nachdem ſie Högnis Sohn dem Verderben geweiht. Helgis I. Kampfgefährte iſt Atli.	7. Brunhild gibt ſich den Tod, um mit Sigurd verbrannt zu werden (wie Swawa). Gudrun heirathet Atli, den König der Hunnen, Brunhilds Bruder: um den Tod der Brunhild zu rächen, ladet er Gunnar und Högni verrätheriſch ein, und läßt ſie hinrichten. Gudrun tödtet Atli, mit Hülfe Dietrichs, des Gothenkönigs. Chrimhild, Sigfrids Witwe, heirathet Etzel, den Hunnenkönig, und auf deren Anſtiften werden die Nibelungen (Günther und die Brüder) eingeladen und erſchlagen. Brunhild wird von Dietrich erſtochen.

5.

Das Geschichtliche.

Es bleibt uns nun noch der Beweis übrig, daß der geschichtliche Theil in den Hauptzügen sich ausscheiden lasse von dem mythologischen, und daß namentlich die geschichtlichen Personen rein geschichtliche seien. Hierbei könnten wir einen besonders wichtigen Haltpunkt in den Ueberlieferungen der Angelsachsen haben. Denn da diese gegen 450 nach England zogen, und die Uebersiedelung sich am Ende des Jahrhunderts abschloß; so würden die in England verfaßten Gedichte und Ueberlieferungen aus dem alten Sagenkreise eine eigenthümliche Frische und Bedeutung haben können. Jenes Ereigniß ist nämlich gerade gleichzeitig mit den Ereignissen, deren volksmäßige Besingung und nachherige epische Behandlung der Sigurdsage eben sowol als den Nibelungen ihre bleibende Gestaltung gegeben. Die Herausgabe des Beowulf durch den Isländer, den gelehrten Thorkelin, im Jahre 1815, aus der Cottonschen Handschrift in England, war deshalb ein bedeutendes Ereigniß. Durch die Forschungen und unermüdlichen Bemühungen von Kemble, und zuletzt noch (1855) von dem höchst verdienstvollen, in England jedoch bisher keineswegs hinlänglich anerkannten, gelehrten und scharfsinnigen Thorpe, ist dieser Schatz jedoch zuerst erschlossen worden. Leider ist die Ausbeute für unsere Untersuchung nur die, daß wir daraus nichts über jenen ältesten Sagenkreis lernen. Wir haben ein christliches Gedicht aus dem neunten Jahrhundert (König Offa wird darin erwähnt): Schauplatz ist Jütland, obwol Gothen die Helden sind. Die Landung dieses Volkes an jenen Küsten bildet einen Ausgangspunkt: der Gothenkönig Ermanrich († 375)*) wird erwähnt: Hengist erscheint als Friesenfürst, gewiß rein historisch: aber alles ist so überarbeitet, daß die alten Sagen gar nicht zum Vorscheine kommen.

Man muß sich also damit begnügen zu sagen, daß die nordischen und die deutschen Ueberlieferungen in allen ihren Stämmen, jene ursprüngliche Einheit der Normänner und Deutschen welche die Sprache verbürgt, durch ihre Mythologie und Ueberlieferung als Lebensgemeinschaft auch nach erfolgter Scheidung der Wohnsitze und Sprachen beurkunden: dann aber ein anschauliches Bild geben von der ungeschiedenen Einheit der deutschen Stämme.**) Was also zuerst das Verhältniß der beiden Elemente betrifft; so ergibt die Zusammenstellung Folgendes.

---

*) Man sehe über das Verhältniß der Friesen zu den Angeln und Sachsen die Bemerkungen Bouterweks in seiner vortrefflichen Ausgabe des St. Cuthbertschen Evangeliums in nordhumbrischer Sprache (1857), S. III fg.

**) Ich bedaure das Misverständniß, in welches mein verehrter Freund Jakob

I. Das gemeinsame Grundelement ist rein mythologisch: der Kampf des Sonnengottes, der von einem Bruder erschlagen und von einem jüngern Bruder gerächt wird. Der zeugende Mythus gehört also der solarischen Phase des Gottesbewußtseins an, welche sich organisch aus der sinnbildlichen Phase entwickelt, der Darstellung des Weltgeistes im Bilde des erscheinenden Kosmos (Himmel — Aether — Sonne).

II. Dieses Element bildet die Grundanlage in der Sigurdsage, und das Ganze der Helgisage (mit Ausnahme von spätern Nebenzügen): sie ist die älteste Form des germanischen Heraklesmythus.

III. Das eigenthümliche Element der Sigurd- und Sigfridsage ist das geschichtliche. Dieses hat in der Sigurdsage nur Eine Schicht, und diese ist germanischen Ursprungs, aber in einer ältern Form als die Nibelungen sie darstellen. Die Personen gehören sämmtlich ins fünfte Jahrhundert, ihre epische Behandlung ans Ende des sechsten oder in das siebente. Während des sechsten ging die Zersetzung der Helden und Heldenthaten jenes ungeheuern Jahrhunderts in Volkspoesie, nach allgemeiner, volksmäßiger Auffassung vor sich, im Laufe desselben traten schaffende dichterische Persönlichkeiten auf, welche frei dichtend jene mündliche Liederpoesie befestigten. Wie viel davon ihnen, wie viel der volksmäßigen Ueberlieferung zugehöre, welche sie vorfanden, und aus der sie mit Freiheit schöpften, kann nur andeutend bestimmt werden. Die älteste Form des Nibelungenepos aber ist uns nur durch die nordische Uebertragung bekannt; hiernach jedoch ist es klar, daß sie in einzelnen Liedern bestand, die zu einem epischen Ganzen gehörten, nach echtem Gottesbewußtsein. Hinsichtlich der Uebereinstimmung der geschichtlichen Charaktere und Erzählungen mit dem Geschichtlichen, und eben so hinsichtlich der Abweichungen der Sage von der Geschichte, müssen wir unsere Leser geschichtlich auf W. Grimm, „Deutsche Wälder", I (1815), S. 198 fg. bez. Nachtrag II (1816), S. 265 fg. verweisen (vgl. „Hildebrandlied", S. 65 fg.);

Grimm verfallen ist, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" (II, 793) meine Aeußerung im Werke über Aegypten (I, 516) ansicht, wo ich Menes und Karl den Großen insofern zusammengestellt, als beide ihrem Volke ein weltgeschichtliches Bewußtsein gegeben. Darunter verstehe ich, wie das Wort besagt, und wie ich es oftmals erklärt, jene Epoche in dem Leben einer Nation, wo sie als eine einzige sich nicht allein fühlt und erkennt, sondern als solche allen andern Völkern gegenüber auftritt und handelt. Daß Theoderich der Große gewünscht, es möge dieses geschehen, beweist das Schreiben an seinen Vetter: wie wenig es auch nur in seinem eigenen Stamme zum weltgeschichtlichen Bewußtsein wurde, ist leider eben so urkundlich. Die Ausstellung trifft also jene Aeußerung nicht.

woneben jedoch die sehr inhaltreiche Kritik von A. W. Schlegel, Heidelberger Jahrbücher, 1815, und Werke, IV, zu beachten ist. Seitdem nun ist die Untersuchung dem Abschlusse nahe gebracht durch die neue Durcharbeitung jener ersten Abhandlung in W. Grimms „Deutscher Heldensage" (1832) und durch die gleichzeitige klassische zusammengedrängte Darstellung Lachmanns: Kritik der Sage von den Nibelungen, die Entstehung des Epos der Nibelungen (besonders abgedruckt 1836: „Zu den Nibelungen"). Von Neuern möchten wir Müllenhoff nennen, in Haupts Zeitschrift, X, 1856, S. 146 fg.)

Hinsichtlich der Aufspürung einer etwas ältern Form unserer Nibelungen in zwanzig Liedern wird Lachmanns Abhandlung: „Die Kritik der Nibelungen" (geschrieben 1829, gedruckt im Rheinischen Museum 1834, und dann in den „Anmerkungen zu dem Nibelungenliede", 1838) ihren Werth nie verlieren, so wenig als seine Methode, den urkundlichen Text dieses Nationalkleinods festzustellen nach der am besten beglaubigten Handschrift.

Nur über den Untergang des Königs Gunnar (Günther) und seiner Brüder durch die Hunnen, werden wir die Hauptstellen beibringen, da wir hier nicht ganz mit Lachmann stimmen.

1. Atli, Etzel ist der wahre geschichtliche Attila, König der Hunnen, 434 bis 453: sein Bruder Bleda theilte mit ihm die Führerschaft: die Sigurdsage nennt seinen Vater Budi, was offenbar derselbe Name ist, und auch vollkommen geschichtlich. Da er nun geradezu Hunnenkönig heißt, so gehört eine mythische Kühnheit dazu, die Einheit von Attila, Atli, Etzel zu verkennen: daß der Name Atli auch in der Helgisage vorkommt, kann uns bei dem Verhältnisse derselben zur Sigurdsage nicht irre machen: es ist ein skandinavischer Ansatz des Geschichtlichen wie einzelne Oertlichkeiten, und ein neues Zeugniß dafür, daß die Eddalieder ihre jetzige Form nicht vor dem siebenten Jahrhundert erhielten. Atli so wenig als Etzel hat irgend einen Halt im Germanischen, sprachlich und geschichtlich. Daß Etzel volksmäßig hier und da Großvater bedeutet, wird man wol nicht ernsthaft anführen wollen: da das L im Namen des Hunnenkönigs wurzelhaft ist, in Etzel selbst aber nur die Ableitungssilbe des Verkleinerungswortes bildet, von Etti, Atti, Vater. Historisch ist seine große Macht: man lese Nib. 4661, 5805, 4679, vgl. 5990: „seine Herrschaft schützet auf allen Wegen". Historisch sind alle Ereignisse, die mit Attila unmittelbar zusammenhängen. Die Ostgothen unter Walimir, und andere germanische Stämme sind ihm dienstpflichtig. Daß er in echt geschichtlicher Verbindung steht mit dem Burgundenkönig Günther, wird bei diesem urkundlich nachgewiesen werden. Daß der unsterbliche

Fürſt, König von Italien, der große Oſtgothenkönig Dietrich (ThiudareckS, Volksfürſt Theoderich I.; 475—526) Dietrich von Bern=Verona, als ſein Zeitgenoſſe genannt wird, begreift ſich bei der epiſchen Erzählung: er ward der Held der germaniſchen Dichtung bei ſeinen Lebzeiten, und blieb es. Wirklich aber gibt es einen gothiſchen Zeitgenoſſen Attilas, der dieſes Namens war, den Weſtgothenkönig Theoderich I. (419—452), und dieſer fiel in der Weltſchlacht bei Chalons gegen Attila kämpfend, nachdem er den Sieg entſchieden hatte.

Daß übrigens die fabelhafte Zuſammenſtellung Theoderichs des Großen mit Attila in Deutſchland alt und vor der Abfaſſung unſers Nationalepos verbreitet war, zeigt die von Leibniz herausgegebene Quedlinburger Chronik (geht bis zum Jahr 1025). Hier heißt es (Nachtrag S. 262):

> „Der Gothenkönig Ermanrich habe Theoderich, ſeines Vaters Bruder, auf Odoakers Antrieb, aus Verona vertrieben, und gezwungen, ſich zu Attila zu flüchten: ſpäter ſei er durch die Hülfe des Hunnenkönigs wieder in die Regierung eingeſetzt, habe ſeinen Oheim Odoaker in Ravenna belagert und zur Uebergabe gezwungen, und ihn an den Zuſammenfluß der Elbe und Saale verwieſen, da Attila in die Hinrichtung nicht einwilligen wollte."

Alles Dieſes iſt handgreiflich ungeſchichtlich: denn Ermanrich, der Amaler, König der Oſtgothen, gab ſich, mehr als hundertjährig, den Tod, um den Einbruch der Hunnen in ſein zwiſchen Dnieſtr und Don gelegenes Reich nicht zu überleben: Odoaker und Theoderich von Verona gehören ans Ende des nächſten Jahrhunderts.

Daß Gudrun ihren Gemahl ermordet, hat einen geſchichtlichen Anhalt in dem Umſtand, daß Attilas junge Frau Ildico im Verdachte ſtand, ihn in der Brautnacht umgebracht zu haben. Der geſchichtliche Name ſeiner erſten Gemahlin Herka, iſt in der Sigurdſage gelegentlich erhalten: was ſchwerlich zufällig iſt, obwol dieſer Zug weiter keine Bedeutung hat.

Dagegen ſind die übrigen Namen und Charaktere entſchieden geſchichtlich, und das Bild des hunniſchen Lagers und der Sitten des Volkes, ſowie die Lage des Landes, im jenſeitigen Lande der untern Donau, iſt ſo genau, wie es der epiſchen Auffaſſung geziemt.

2. Die Burgunder und ihr König Günther: nordiſch „Gunnar der Gothenkönig". Günther und ſein blutiges Ende ſind geſchichtlich, und deutſch, nicht mythiſch oder ſkandinaviſch. Man hat für das Hauptereigniß, den Untergang des Fürſtenhauſes der Burgundionen, zwei ſichere, gleichzeitige und urkundliche Nachrichten. Die erſte iſt die Angabe der Chronik des Proſpers von Aquitanien, des Geheimſchreibers von Leo dem Großen, und Zeitgenoſſen Attilas. Dort heißt es zum Jahre 435:

„Als Theodosius zum funfzehnten male und Valentinian zum vierten male Consuln waren, rieb Aetius den Gundicar, König der Burgunder, welcher innerhalb Galliens wohnte, im Kampfe auf, und bewilligte ihm auf seine Bitte den Frieden. Diesen Frieden genoß er aber nicht lange, *da die Hunnen ihn mit Volke und Stamme vernichteten.*"

Dasselbe berichtet Cassiodor (unter Theoderich dem Großen) bei diesem Jahr.

Die zweite gleichzeitige Nachricht ist die bei Idatius, dessen Chronik bis zum Jahre 467 geht. Darin heißt es zu den Jahren 436 und 437:

„436. Die Burgundionen, welche sich empört hatten, werden von den Römern, unter Anführung des Aetius, besiegt."

„437. Narbona, von den Gothen belagert, wird entsetzt. 20,000 Burgundionen werden niedergemacht."

Wozu Schlegel sehr richtig bemerkt, daß im Texte nicht gesagt sei, wo und von wem? Er ist geneigt, die Ueberlieferung unsers Gedichts als die sicherste Ueberlieferung anzunehmen. Müllenhof (a. a. O.) macht es wahrscheinlich, daß Aetius die Hunnen mit ihren Hülfsvölkern zum Vernichtungskriege gegen Gundicar angereizt habe, da kurz vorher (oder in demselben Jahre), die zwischen Mainz und Worms ansässigen Burgunden in die belgische Provinz eingefallen waren. Ein Zug Attilas nach dem Rheine in diesen Jahren ist allerdings schwer in die uns bekannte Geschichte Attilas einzufügen.

Dieses, nicht mehr und nicht weniger, ist das Geschichtliche in jener großen Tragödie von der Noth der Nibelungen. Aber der Homer jener Ilias (Anfang des siebenten Jahrhunderts) hatte gewiß von der blutigsten aller Weltschlachten, die von 451 bei Chalons, gehört, in welcher auch Germanen, und zwar Gothen, kämpften, die Ostgothen als Vasallen Attilas gegen die den Römern verbündeten Westgothen, der durch deutsche Hand fiel, nicht durch hunnische. Eben so mögen einige anklingende Züge der epischen Erzählung von Chrimhild und Brunhild nicht ohne Erinnerungen an die grausenhafte Geschichte des Hauses des Frankenkönigs Sigbert (von 561 an), der Fredegunde und Brunhilde, gedichtet, oder bereits in der Sage mit der alten Erzählung vermischt sein.

Für die Geschichtlichkeit der mit Günther (Gundicar) genannten Persönlichkeiten zeugt auch noch das alte burgundische Gesetzbuch, Gundobalds, des Nachfolgers Günthers (gegen 490), von dessen Sohn und Nachfolger Sigmund, herausgegeben. Da heißt es (Grimm, I, 229):

„Wenn unter unsern Vorfahren, Gibica (Gibich, daher Giebichenstein, von Giuki), Godomar, Gislahar) Giselher, wahrscheinlich Sohn des Königs

dieses Namens), Gundahar (Günther, nord. Gunnar) frei gewesen sind, sollen sie in dieser Freiheit verbleiben."

Also auch hier ist die nordische Sage weniger genau in den Namen und Oertlichkeiten als die deutsche.

IV. Die dem germanischen Epos eigenthümliche zweite Schicht ist später Ansatz. Es hat bei dem Zuge nach der Donau noch zwei echt geschichtliche Namen: Pilgrim, Bischof von Passau, aus der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts: und die Stadt Wien, deren Erbauung in dasselbe Jahrhundert fällt. Beides sind nur gelegentliche Erwähnungen: sie beweisen, daß die neue Schicht sich erst in dem zwölften Jahrhundert gebildet hat, an dessen Ende der Text in seiner gegenwärtigen Form gehört, mehr als ein Jahrhundert vor Dante.

V. Die nordische Form ist also die ältere; ihre Fassung muß ans Ende des sechsten oder Anfang des siebenten Jahrhunderts fallen: selbst die jüngsten Theile der deutschen Heldensage gehn nicht über das Jahr 600 hinaus, die Sigurdsage aber und die ganze Sage der Nibelungen bilden das älteste Element derselben. An Verkehr der Skandinaven mit Deutschland kann es damals nicht gefehlt haben: auch war jene Epoche eine Zeit der Blüte der nordischen Poesie. Den Stoff hat sie von „den deutschen Männern" erhalten, deren die prosaische Edda mehrmals erwähnt. Alles den Sigfridliedern Eigenthümliche ist dem Skandinavischen örtlich und geschichtlich etwas Fremdes, und deshalb auch weniger genau und klar. Daß in den Nibelungen bisweilen Personen mit Dänemark (Tennemarken) in Verbindung gebracht werden, ist in der Natur solcher Uebertragungen.

Was nun endlich die weltgeschichtliche Kritik betrifft, so sind die Ergebnisse theils verneinend, theils auch bejahend.

I. Die ganze Edda, Götter- und Heldenlieder, zeugt gegen manche Annahmen, welche sich von verschiedenen Seiten her verwebt haben, und noch hier und da geltend machen. Sie beweist folgende Sätze:

1. Die alte Mythologie der Arier ist nicht hervorgegangen aus astronomischen Räthseln, wie Dupuis wähnte.

2. Sie ist nicht entlehnt von außen, als ein gemachtes Ueberkommenes, so wenig von den Celten als von den Indiern: alle Namen sind germanisch, ursprünglich in sich zusammenhängend und von volksthümlichem Gepräge.

3. Der Zusammenhang ihrer Wurzeln mit den baktrischen und indischen, griechischen und römischen eben wie mit der semitischen Mythologie ist *nicht* aus der Ueberlieferung der Genesis abzuleiten.

4. Noch weniger aus dem Einflusse des Christenthums, welches bis zum zehnten Jahrhunderte Skandinavien fremd blieb, also zwei Jahrhunderte nach der isländischen Auswanderung.

II. Unsere Urkunden zeugen für folgende Annahmen:

1. das volksthümliche Epos in Zeiten, wo die mündliche und dichterische Ueberlieferung vorherrscht, zersetzt die Geschichte großer Ereignisse in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume, bis zu dem Grade, in welchem wir diesen Verlauf fortgeschritten finden in unsern Ueberlieferungen. Von 450 bis 650 sind zwei Jahrhunderte, das heißt sechs Geschlechter in einem Volke, welchem die Heldenpoesie begeisterter Volkssänger, ohne Schrift, nationale Sitte war. Die Zersetzung ist eben nur weit genug gediehen, daß der epische Genius der fließenden Sage die epische Begrenzung und bleibende Form gebe. Es liegt dabei zu Tage die organische Darstellung des Bewußtseins einer sittlichen Weltordnung, durch das Zusammenwirken der beiden Pole, des ahnend bildenden Volksgeistes und des bewußt schaffenden Genius.

2. Die höchst merkwürdige Analogie im Gange der arischen Entwickelung der mythologischen Ideen, welche wir bisher gefunden, wird in manchen Stücken sehr bedeutend bezeugt. Sie weist auf eine matte Lebensgemeinschaft in Asien hin, und zwar nicht blos in der Sprachdichtung, sondern auch in den bildlichen Begriffsverbindungen, die sich daran knüpfen.

3. Die Thatsache, daß Einiges in der ältesten Ueberlieferung und auch in deren Ausbildung an Semitisches oder Turanisches erinnert und anstreift, weist dagegen mit Nothwendigkeit auf ein organisches Gesetz der Entwickelung hin, welches ohne Zweifel dem der Sprachentwickelung analog sein wird.

III. Wenden wir dieses auf die homerische Frage an, so würden, bei Annahme einer analogen Entwickelung vier Sätze daraus folgen:

Erstlich, der Kampf verbündeter, achäischer Stämme wider Troja muß eben so gut eine Thatsache gewesen sein, als der Kampf der Germanen und der Hunnen unter Attila:

Zweitens, Homer der Schöpfer der Ilias, wird nicht früher als nach drei oder mehr Jahrhunderten über den Stoff gekommen sein, denn die Zersetzungen sind doch augenscheinlich viel größer:

Drittens, ein solcher Kern ist mannichfacher Erweiterungen

fähig, welche ſich an denſelben organiſch anſchließen, ohne ſeine Einheit zu zerſtören:

Viertens, die Einheit der Ilias kann alſo eben ſo wenig eine zufällige oder willkürlich unter den Piſiſtratiden gemachte ſein:

Fünftens, aber eben ſo gewiß kann die alte Ilias nicht unſer gegenwärtiges Gedicht in ſeinem ganzen Umfange der 24 Geſänge geweſen ſein, bei einer ſolchen Annahme werden die offenbarten Widerſprüche, Unmöglichkeiten, Fugen und Nahten überſehen.

Zweites Hauptſtück.

Nachweiſung des urſprünglichen Gottesbewußtſeins der Wöluspa und der Edda überhaupt.

1.

Der Welt und der Menſchen Anfänge.

Die Herrſchaft der zwölf Aſengötter, Odin an der Spitze, iſt der Horizont der Edda, und insbeſondere der Wöluspa. Es iſt der Olymp der Germanen und Skandinaven der hiſtoriſchen Zeit vor ihrer Trennung. Von dieſem Mittelpunkte des Bewußtſeins aus ſind alſo die Urgötter zu feindlichen, bekämpften, aber nie bezwungenen, getödteten aber nie verſchwindenden Rieſen (Thurſen) oder Zauberern (Heiden, Jötun, woher das neapolitaniſche Jettatura, und unſere Zauberin Jetta) geworden. Nach derſelben Abſpiegelung ſind die Zwerge eine Schöpfung der Götter. Wir dürfen bei jener Umwandlung des älteſten Bewußtſeins nur nicht den rührenden eigenthümlichen Zug des germaniſchen Gemüthes überſehen, welchen die jüngere Edda uns aufbewahrt. Ymir (ſagt ſie) und das aus ihm, unvermittelt (aus ſeinem Schweiße, während er im Schlafe lag) hervorgegangene Rieſengeſchlecht war mächtig: aber er war böſe, und deshalb ſind die Rieſen nicht Götter. Gott und gut ſind dem germaniſchen Geiſte durchaus identiſch, wie es denn wol auch (nach dem nicht wegzuleugnenden Zeugniſſe des Skandinaviſchen und Angelſächſiſchen) die Wörter ſelbſt, in ihrer tiefſten Wurzel eben ſo gewiß ſind, als bei den übrigen Ariern die Begriffe Gott und Licht: Dew, Zeus, Dis, Deus. Dem Germanen fehlte auch dieſe Ideenverbindung nicht,

wie ſchon das Wort Sehora, Sihor, für Gott zeigt, welches durchaus der äoliſchen Form von Zeus, Sior (woher Sibylle) entſpricht. Aber der Begriff der Gottheit als des Guten blieb vorherrſchend.

Jene Hülle zerreißt nun beim erſten Anfaſſen, auch ohne daß man die weltgeſchichtliche Analogie aller andern mythologiſchen Entwickelungen herbeiruft. Ymir (Rauſcher) iſt das Urmeer, die gähnende Maſſe, mit ihren Abgründen, Höhlen und Klippen. Wenn es alſo heißt, daß die Götter die Welt ſchufen aus Ymirs Gebeinen und Blut; ſo bedeutet dieſes nichts Anderes, als daß dem jetzigen Kosmos ein chaotiſcher Zuſtand vorherging, wo Alles in dunklem Nebel und Waſſer lag.

Wir haben ja aber auch in der erſten Strophe der Wöluspa bereits buchſtäblich Chaos (das Gähnende) in „dem Abgrund Ginungagap (Klaffen, engliſch gap) der Gähnungen". Aus andern Liedern nun, und aus der proſaiſchen Edda lernen wir ferner, daß am nördlichen Ende der ungeordneten Welt Niflheim (Nebelheim, Nebelwelt) war, wo äußerſtes Dunkel und ſtrengſte Kälte herrſchte: am ſüdlichen Muspelheim (Glutheim, wörtlich Welt des Holzverderbers, des Feuers). Die Ueberlieferung weiß auch, daß in Niflheim der Rauſchkeſſel (Hwergelmir) ſteht: ſo heißt der Brunnen, aus welchem vor der Weltſchöpfung ſich die zwölf Urſtröme (Elivagar, die kalten Wogen) ergoſſen: dieſe floſſen von Oſten theils nordwärts, theils ſüdwärts: in jener Richtung verdichteten ſie ſich bald zu tödtendem Eiſe, und es legte ſich ihnen Reif auf, während die nach Süden ziehenden von den Feuerfunken erwärmt wurden, die aus der Glutwelt herüber flogen. Da nun die Glut dem Reif begegnete, ſo löſte ſich das Eis in Eitertropfen auf, und es entſtand durch die Hitze ein rieſiges Menſchengebilde, Ymir: ſeine Nachkommen aber, die Froſtrieſen (Hrimthurſir), nennen ihn Oergelmir (wahrſcheinlich ſo viel als Oergemlir, den Uralten).

Bei dieſem Schmelzen entſtand nun auch die allnährende Kuh, Audhumla, „die Schatzfeuchte": die vier Milchſtröme ihres Euters ernährten Ymir. Sie iſt eben die Allernährerin Erde: bei Zoroaſter iſt das Wort für Kuh und Erde geradezu daſſelbe. Die älteſte Erde nun gab ſchon Salz, was zum geſunden Leben unentbehrlich iſt. Audhumla ſelbſt nährte ſich von dem Salze der Eisblöcke. Als ſie nun dieſe beleckte, kam in drei Tagen allmälig ein ganzer Mann hervor, ſchön und ſtark: ſein Name war Buri, er gewann einen Sohn, Bör. Dieſer vermählte ſich mit Besla, Beysla, Beſtla (vielleicht urſprünglich Beidsla, die Begehrung, Sehnſucht?), der Tochter des Rieſen

Bölthorn (Erdendorn, wörtlich Kugeldorn, Wurzel oder Kern des Erdkreises). Ihre Söhne waren die drei großen, Himmel und Erde regierenden Götter, welche in unserer erzählenden Urkunde (Sn. 6)

Odin (Vernunft), Wili (Wille), We (Weihender, Geweihter) genannt werden. Von diesen nun werden wir weiter hin zu reden haben, und lassen also jene Bezeichnung vorerst auf sich beruhen.

Urkundlich ist, wie die Wöluspa und die ganze Edda bezeugt, daß Odin und seine Götterwelt von Buri stammen. Buri aber heißt Weltschöpfer, vom Stammwort bera, tragen, daher gebären, woher die noch jetzt im Isländischen nachweisbare Bedeutnng, Erzeuger, abgeleitet ist, wie parentes von parere. Böri heißt im Isländischen noch jetzt der Erzeugte, Sohn. Auch dieses ist echt arisch: der ursprüngliche Weltschöpfer steht in Verbindung, und namentlich als Sohn, mit den Ur-Weltmächten, und ein geistiges Prinzip (wie Pothos, Sehnsucht, Verlangen) tritt dazwischen, als Vermittelung. Der Sohn aber des Weltschöpfers, das heißt Weltordners, Bildners, ist der Urmensch selbst, der Sohn der Gottheit im vorzüglichsten Sinne. Wir sind also auch hier uranfänglich auf rein kosmogonischem Gebiete: wir finden eine Dichtung, die nicht aus Metaphysik hervorgegangen ist, wol aber aus der Fülle eines Gottweltbewußtseins, als des specifisch menschlichen Instinkts.

Wir haben in der Uebersetzung und Kritik des vollständigen Textes die Gründe angegeben, weshalb wir glauben annehmen zu müssen, daß die Erzählung, wie die Götter, nach der Erschaffung der Erde und vor der Menschenschöpfung, die Zwerge geschaffen, nicht ein ursprünglicher Theil des Gedichts sein könne, weil sie dem nachweislichen Zusammenhang desselben sinnstörend unterbricht. Ueberhaupt aber kann die Idee nicht ursprünglich sein. Die Zwerge und Elfen gehören in die germanische Mythologie, aber in die Urzeit vor den verehrten Göttern. Was den Namen der Zwerge (Dwergir) betrifft, so hat Grimm, Schelling nachfolgend, die Erklärung der Herausgeber des ersten Theils der kopenhagener Edda, nämlich als Theurge (griechisches, rein griechisch zusammengesetztes Wort, Gottwirker, also Zauberer) nur beiläufig und wol nur im Scherze angeführt: Niemand weiß besser, daß sie der Unmündigkeit der Sprachwissenschaft angehört. Das Wort muß ein einfaches germanisches sein: auf die Spur seiner ursprünglichen Bedeutung führt vielleicht das Wort Zwerch, als gleichbedeutend mit quer (daher „überzwerch"): der geistige Sinn lebt noch im englischen queer, seltsam, wunderlich. Die Zwerge der germanischen Mythologie unterscheiden sich von den Riesen dadurch, daß sie nicht wie diese die

wilde, ungemeſſene Naturkraft darſtellen, ſondern die in dem Pflanzen- und Steinreiche ſich offenbarende Kunſt und Wunderbarkeit, in Formen und Geſtalten, in Glanz oder in Wachsthum und in eigenthümlichen, guten oder böſen Kräften. Die Pflanzenzwerge oder Elfen ſind die Nymphen und Faunen der griechiſchen Mythologie, oder die Gandarven der indiſchen. So heißen bei Heſiod die älteſten Nymphen die meliſchen, die eſchenen, von dem durch ſein hartes, zu Speeren nützliches Holz wichtigem Urbaum, die Eſche: wie dort iſt auch hier der erſte Mann ein eſchener, ein Kriegsmann, wie man noch im ſächſiſchen Deutſchland einen handfeſten Mann einen hainbuchenen nennt, von Hainbuche, Hagenbuche, Weißbuche.

Alles dieſer Einſchiebung Vorhergehende und Nachfolgende trägt dagegen entweder den rein kosmogoniſchen, alſo älteſten oder wenigſtens einen echt urſprünglichen Charakter. Das Spielen der Götter mit Goldtafeln im goldenen Zeitalter ſcheint von einem beliebten Würfelſpiele der nordiſchen Heldenzeit hergenommen zu ſein. Aber wer kennt nicht die ſinnbildliche Bedeutung des Drehens der Scheibe, und eben ſo des Spielens, in der demiurgiſchen Darſtellung? Der urſprüngliche Sinn dieſer Erzählung könnte alſo auch wol bei den Germanen der weltſchöpferiſche geweſen ſein, wobei wir vorzugsweiſe an Sonnen- und Mondſcheibe zu denken haben würden. Daß der Dichter der Wöluspa davon keine Ahnung hatte, beweiſt nichts. Obwol nun die Urſprünglichkeit jenes Bildes der Weltſchöpfung, und die Stelle unſerer Erzählung im Gedichte, einer ſolchen Annahme von dem urſprünglichen Sinne günſtig ſind: ſo bietet ſich doch eine viel natürlichere Auslegung dar. Es iſt ein bedeutſamer Zug, daß das goldene Zeitalter hier auf die Aſen, alſo die Götter allein beſchränkt wird: ſie ſind das Urgeſchlecht der Menſchen. Das goldene aber bedeutet alsdann ganz natürlich den Ueberfluß am köſtlichen Metall, womit die Götterburg geſchmückt war, ohne daß jedoch die Götter mit Durſt nach dieſem gefährlichen Metalle geplagt wurden. Eben ſo iſt es mit der Idee von dem Untergange dieſes goldenen Zeitalters, wenn man will, dem Falle der erſten göttlichen Menſchen. Die Verſchuldung iſt der Wöluspa ein Werk der Götter, ihrer Uneinigkeit und Leidenſchaftlichkeit, wie wir unten ſehen werden. Aber die Menſchen ſelbſt ſind dabei mitbetheiligt, ihre eigene Verderbtheit bringt die blutige Zerſtörung des ganzen geordneten Kosmos hervor.

Was die Schöpfung der Menſchen betrifft, ſo iſt ſie, wie in der Pygmalionsfabel, und in einer Wendung des Prometheusmythus bei Heſiod, vielmehr eine Belebung der leiblich geſchaffenen, aber noch be-

wegungslosen und geistlosen Menschen. Götter finden sie am Meeresstrande, und zwar wiederum drei:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

Dieses führt uns zur Betrachtung des Olymps der deutschen Götterwelt.

2.

Die Herrschaft der Asen: Entzweiung und Kampf mit Riesen und Wanen: Baldurs Tod.

Wir werden damit beginnen, Namen, Zahl und Bedeutung der Odinsgötter uns im Zusammenhange klar zu machen, soweit sich diese als Voraussetzung der alten Edda, und insbesondere der Wöluspa nachweisen lassen. Hinsichtlich der hierher gehörigen Belehrung der jüngern Edda (§. 20 — 35) müssen wir sogleich die Zwölfzahl, von welcher sie ausgeht, gänzlich beseitigen: sie ist aus gar nicht zusammengehörigen Elementen zusammengesetzt, und steht mit unzweideutigen Angaben der Wöluspa und anderer alten Lieder in Widerspruch. Sehr viele Götter und Göttinnen der jüngern Edda sind nichts als Beinamen, welche man bald zu Personen, bald zu Dienern oder Dienerinnen und Boten gemacht hat, um die Zwölfzahl zu bilden. Wanen und Asen wurden bald geschieden, bald vermengt. Wir halten uns hier an die wirklich verehrten und waltenden mythologischen Götter, von welchen wir alte Kunde und sichere Zeugnisse haben.

Da begegnet uns zuerst der Unterschied von Asen und Wanen. Nach der Wöluspa (Str. XXII) ist der erste Kampf der Streit der Götter (Asen, das heißt wol ursprünglich nichts anders als Wesen, Seienden, Lebenden) mit den Wanen. Was nun sind die Wanen? Gegenstand des Streites ist Thors Klage, daß „die Luft verderblich gemischt sei": zugleich sind dort auch die Riesen an dem Streite betheiligt, denn Thor beschwert sich, daß man den Riesen „Odins Jungfrau oder Braut" gegeben, um sie zu beschwichtigen. Die Wanen nun sind in der ältern Edda, und namentlich in der Wöluspa, Luftgötter (ursprünglich Anen, vom Stamme And, Hauch, Luft, Geist: daher Wanen, wie Wali aus Ali): Wanenheim heißt in Wöluspa (Str. 56) Windheim. Auf das untere Naturgebiet, auf die Erdensphäre, werden wir also auch für sie jedenfalls hingewiesen. Und zwar würde uns ohne diese Erklärung des Namens und der Bedeutung der Wanen ein nothwendiges vermittelndes Glied fehlen. Oben haben wir die Asgardgötter, die Asen, die Herrscher im Aether: unten die Zwerge und Riesen

mit Wärme (Feuer) und Waſſer (Eis, Kälte): aber wo iſt die Luft, welche zwiſchen dem Obern und dem Untern vermittelt, was wir die Atmoſphäre, den Dunſtkreis nennen? Offenbar berühren ſich die beiden Elemente beim Regen oder Schnee und Hagel, und eben ſo beim Donner und Blitz. Dieſes Element ſpielt in den Vedenhymnen eine ſehr bedeutende Rolle, es iſt noch erkenntlich in dem allein uns genauer bekannten ſpätern mythologiſchen Syſtem der Griechen und Römer. Es konnte alſo auch hier nicht fehlen: und wenn es in den Wanen nicht liegt, wo iſt es? Und wiederum, wenn die Wanen nicht die Götter der untern Luft ſind, alſo irdiſche Elementargötter, wie erklären ſich die betreffenden Stellen? Freyas Palaſt (Fenſal) iſt in der Niederung.

Aus ihrem Geſchlechte werden Freyr und Freya unter die Götter aufgenommen, der ſchöne Gott und die Göttin der Liebe. Nach der ſyſtematiſchen Genealogie ſind ſie Kinder von Mördur, dem Seegott, der in der Meerſtadt (Noatun) wohnt, und deſſen Gemahlin, Skadi (Elſter?), des Rieſen Thiaſſi Tochter, die Felſen liebt, wie er ſelbſt das Geſtade.

Daß nun auch Odin, der eigentliche Aſe, trotz der wahrſcheinlichen Bedeutung dieſes Namens (Vernunft), urſprünglich ſelbſt ein Naturgott geweſen ſei, nämlich der obere, himmliſche Aether, iſt ſchon daraus erſichtlich, daß Jörd, die Erde, gewöhnlich Odins Tochter, auch ſeine Gemahlin heißt, eben ſowol als Frigga (die Herrin): dann aber zeugt dafür Thor (Donner), Odins und der Erde Sohn. Einen andern Beweis hierfür gewährt jene menſchenſchaffende Dreiheit, an deren Spitze er, namentlich auch in der Wöluſpa, geſetzt wird:

Odin — Hönir (Hänir) — Lodur.

So dunkel auch Hänir iſt (wahrſcheinlich der in Bonifacius Leben erwähnte Hanus, der Hahn, überhaupt der Vogel, das Thier der Lüfte), ſo ſicher iſt die Bedeutung Lodurs als des Feuers, Logi, Loki. Hier ſind alſo die Elementargegenſätze einer höhern Stufe dargeſtellt: Aether — Luft — Feuer. Wir ſtehen auf einer höhern Stufe des Gottesbewußtſeins: allgemeine Naturkräfte werden geahnt, welche Himmel und Erde vermitteln.

Die bedeutendſte Phaſe aber iſt die ſolariſche, oder das Sonnenjahr. Da erſcheint Thor als der Donnergott, welcher Wärme, Luft, Regen und Sonnenſchein ſendet: er kämpft gegen die eiſigen Rieſen, welche durch aufgehäuftes Wintereis und Schneegeſtöber die äußerſte Mauer von Asgard (Götterſtadt) zerſtört hatten. Als volle Sommerſonne erſcheint der Bruder Thors, Odins und der Frigga Sohn, Baldur, der Glänzende,

sohnes, des Göttlichen, von Ir, Er, Hera, den Simrock mit Recht als Tyr (Gott) faßt: wie dieser ist er Schwertgott, und auch dieses Zeichen dürfte ursprünglich ein Sonnensymbol sein, als das Strahlende. Wenn deshalb sein Haupt Schwert genannt wird, so liegt nach unserer Auffassung die Erklärung des ursprünglichen Sinnes nahe: das Schwert ist eben das glänzende Haupt, die Scheibe, von welcher der Strahl ausgeht. Der spätere Pförtner der Götter war also der ursprüngliche Welt- und Menschenschöpfer. Aber was bedeutet der Spruch: Heimdall sei der Sohn von neun Schwestern? Im Hyndlulied werden neun Mütter genannt, Riesinnen mit symbolischen und räthselhaften Namen, unter denen auch Ulfrun (Wolfrune) vorkommt: da es nun neun Welten gibt nach der Edda, so ist die ursprüngliche Vorstellung wol die, daß das Sonnenlicht aller Welten gemeinschaftliches Götterkind sei. Wie hoch Heimdall in der alten Ueberlieferung stand, beweist Str. 40 jenes Liedes (Simr., S. 323):

Allen überhehr ward Einer geboren,
Dem Sohn mehrte Erde die Macht:
Ihn rühmt man der Herrscher reichsten und größten,
Durch Sippe gesippt den Völkern gesammt.

So ist denn Heimdallur, welcher in dem Olymp der zwölf Asen natürlich Odins Sohn heißt, ursprünglich ein höchster Gott, der höchste Sonnengott, als der Strahlende und Einherziehende. Auch hier also ist die älteste Vorstellung zurückgedrängt durch die Vergeistigung des Gottesbegriffes, oder, wie wir nun wol besser sagen, durch das Fortschreiten des Bewußtseins der Gegenwart des Göttlichen von dem äußeren, physischen Kosmos zu dem geistigen, ethischen Kosmos.

So wie man dergestalt jene Genealogie und Zwölfzahl als etwas Späteres beseitigt, springt sogleich in die Augen, daß Odr (sprich Odur) und Odin dasselbe sind. Freya, die Wanengöttin, heißt in der Wöluspa Odurs Braut: es wird erzählt, wenn er ausziehe um zu fernen Völkern zu reisen, vergieße Freya, die Schöne, Liebliche, goldschimmernde Thränen, das Bild der Morgenröthe. Wir werden also doch, trotz aller Unterscheidung in der geschichtlichen Ueberlieferung, ursprünglich gleich zu setzen haben:

Odur — Freya (Wanentochter) — Hnossa, ihr Kind, das Kleinod, (Kosmos, im Sinne von Schmuck).
Odin — Frigga (Riesentochter) — Jörd, die Erde, die Fruchtbare, Allernährende.

Die Wöluspa hat in jener Stelle (Str. 23) jedenfalls die ältere Lehre zur Voraussetzung.

Freir gehört zu Freya: die ältere Dichtung von ihm iſt uns aber nicht überliefert.

Wer will über die Anfänge etwas Gewiſſes ausſprechen? Aber vielleicht verdient die Anſicht Berückſichtigung, daß bei der uns überlieferten Feſtſtellung des Olymps der Aſen eine Verſchmelzung verwandter Elemente ſtattgefunden? ſei dieſe nun eine rein ideale, aus zwei theologiſchen Syſtemen entſtandene, oder, was mir wahrſcheinlicher, eine geſchichtliche, aus zwei verwandten Stammbildungen hervorgegangene. In dem einen oder andern Falle iſt ſie rein germaniſch, und kommt von Einem germaniſchen Urſtamme aus ariſcher Wurzel. Der Fortgang aber iſt der von Natur zu Geiſt.

3.

Der Aſen und der Welt Untergang.

Yggdraſil, die Eſche, Trägerin des Furchtbaren (Gottes), der einzig herrliche Weltbaum, hat, wie ein altes Lied ſagt, mehr zu leiden, als Menſchen ahnen. Ihre Wurzeln werden von der Unterwelt (der Verborgenen, Hela, Hölle) und von der Welt der Rieſen berührt: beide Mächte ſind ihr feindlich. So heißt es in Grimnismal (Str. 31):

Drei Wurzeln ſtrecken ſich nach dreien Seiten
Unter der Eſche Yggdraſil.
Hel wohnt unter Einer, Hrimthurſen (Froſtrieſen) unter der andern,
Aber unter der dritten die Menſchen.

Der Tag wird kommen, wo ihr mächtiger Stamm erſchüttert wird, und zuletzt ſich entzündet und niederſtürzt. Dann gehn ſelbſt die Aſen unter: die Erde ſinkt ins Meer. Aber eine neue Erde ſteigt aus dieſem Meere hervor, und auf ihr werden Völker wohnen, ein beſſeres und glücklicheres Geſchlecht der Menſchen als das untergegangene. Dieſes neue Weltalter wird die Herſtellung des älteſten, ſeligen Weltalters ſein.

Es iſt bei dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft, beſonders nach Grimms Nachweiſen hinſichtlich der deutſchen Ueberlieferung, und zuletzt noch nach Dietrichs Abweiſung und Widerlegung Weinholds (welcher die Anſicht wieder geltend zu machen geſucht hat, daß hier chriſtliche Elemente ihren Einfluß geübt) durchaus unnöthig die Urſprünglichkeit dieſer Anſchauung der alten Germanen ausführlich darthun zu wollen.

Auch hier iſt die Wöluspa ſelbſt, in ihrer urkundlichen Thatſächlichkeit unſchätzbar, um Vorurtheile oder Bedenken der Leſer und Forſcher niederzuſchlagen. Die einzige entſchieden verdächtige Strophe (LVIII der

kopenhagener Ausgabe) steht gar nicht in der Handschrift, und hätte in der kopenhagener Ausgabe nicht aufgenommen werden sollen, so wenig als in der von Münch, welcher nur die zweite Hälfte zwischen Klammern setzt. Was aber die Schlußstrophe betrifft (die wirkliche Str. LVIII), worin die große Schlange als fliegender Drache erscheint; so ist es klar, daß sie an diese Stelle ursprünglich nicht gestanden haben könnte, wenn sie echt wäre. Sie würde zum Ende des vorhergehenden Gesanges als Schluß des Kampfes gesetzt sein, also hinter Str. LI. Also in dieser Strophe sinkt die alte Erde bereits ins Meer: wie soll nun jene Schlange, die doch das Meer selbst ist, hier wieder in die Höhe steigen? Aber auch dahin gehört sie nicht. Endlich, wer ist mit dem weiblichen Wesen gemeint, welches in den Abgrund sinkt? Es kann dabei weder an die Wöla noch an die Norne gedacht werden. Nimmt man nun hinzu, daß der fliegende Drache ein prophetisch-apokalyptisches Bild ist, so liegt die Vermuthung nahe, daß er aus Kap. XII der Offenbarung Johannis hierher gekommen: „der fliegende Drache" findet sich aber auch ausdrücklich schon Jes. XXX, 6. Die große erdumgürtende Schlange der Edda dagegen ist nie fliegend.

Wie also auch die höhere Kritik die urkundlich überlieferte Dichtung der Wöluspa stellen mag, als das älteste oder als das verhältnißmäßig jüngste im Verhältniß zu den übrigen Eddaliedern, es ist in dieser Ueberlieferung entschieden nichts Christliches. Ueberhaupt sind alle eddischen Vorstellungen vom Jenseits ursprünglich und dem Christlichen oft geradezu entgegengesetzt. Die christliche Hölle (Unterwelt) ist heiß, die germanische Geisterwelt eiskalt. Der Ausdruck Hölle ist nicht biblisch, sondern vielmehr aus dem Heidnischen entnommen: es bedeutet dort (Helja) das Bergende, Hehlende, nach einer auch den Griechen gewöhnlichen Anschauung des Hades: Hela, Hel, ist der Tod. Eben so ist nicht die geringste Aehnlichkeit da zwischen dem Kampfe der Asen gegen das Geschlecht Lokis, und dem Kampfe Michaels gegen den Drachen: eben so wenig zwischen den Bildern vom jüngsten Tage und dem Weltende, oder von dem neuen Jerusalem der Apokalypse und der neuen Erde nach der Götterdämmerung.

Auch hinsichtlich der Frage über die Zeit der Abfassung der Wöluspa möchten wir vor allem unsere Leser auf das Thatsächliche verweisen. Der Mythus vom Sonnenjahr paßt so wenig auf den Himmelsstrich von Norwegen, als den von Island. Von Island selbst aber kann für die Götterlieder doch wol nicht die Rede sein, wenn die Heldenlieder, welche schon die ausgebildete Göttermythologie voraussetzten und den Uebergang zur geschichtlichen Zeit bilden, in den spätesten Schichten nur norwegische

und däniſche Oertlichkeiten berühren, in den ältern aber durchweg den Himmelſtrich Mittelaſiens verrathen. Alſo in Aſien, nicht in Island, iſt ein Bildungsverlauf geweſen, deſſen Ausläufer nach Dänemark und Norwegen gehn.

Auf der andern Seite beweiſen dieſe Heldenlieder, und namentlich die Sigurdſage, daß die Geſchichten der germaniſchen Stämme aus dem fünften Jahrhundert, wie ſie ſich, nicht ohne Einfluß großer Charaktere und Ereigniſſe des ſechsten, poetiſch im ſiebenten geſtaltet und an die alte Sigfrid-Sigurd-Sage angeſchloſſen hatten, bald darauf zu den ſkandinaviſchen Stammgenoſſen gedrungen waren. Dieſe eigneten ſich dieſelben in ihrer Weiſe um ſo leichter an, da das frühere Gewebe der Sigurdſage bei ihnen einheimiſch war. Nun waren gerade das ſechste und ſiebente chriſtliche Jahrhundert eine Zeit reger, poetiſcher Bildung und Kunſt in Norwegen. Da nun endlich die isländiſche Auswanderung vor 880 fällt, alſo vor die Züge der Normannen nach dem Weſten; ſo können wir mit Beſtimmtheit ſagen, daß die eddiſche Ueberlieferung (welche eine norwegiſche iſt), vor der Ausdehnung des karolingiſchen Frankenreichs auf den Norden, und alſo vor jeder Möglichkeit eines chriſtlichen Einfluſſes auf Skandinavien bereits abgeſchloſſen war, als ſie von den Isländern mitgenommen und bewahrt wurde. Die deutſche Heldenſage alſo, welche nicht über das ſechste Jahrhundert hinausgeht, iſt in epiſcher Geſtaltung jüngſter geſchichtlicher Erinnerungen, zu den Skandinaven übergegangen, und in dieſer älteſten Form daſelbſt feſtgehalten: die Götterſagen aber, welche in der Wöluſpa zuſammengeſtellt ſind als Dichtung von der Welt Anfang und Ende, gehören dem ältern Stamme der gemeinſchaftlichen germaniſchen Mythologie an.

Nach dieſen Vorerinnerungen wird es für Niemanden eine Schwierigkeit darbieten, den älteſten, nach den oben entwickelten Grundſätzen hergeſtellten Text dieſer denkwürdigſten Urkunde des Gottesbewußtſeins unſerer Vorfahren vollkommen ſich anzueignen und zu genießen.

Drittes Hauptstück.

Der Text der Wöluspa.

A.

Der älteſte herſtellbare Text der Wöluspa, 42 Strophen mit ſachlichen Erklärungen und Rückweiſungen.

Der Seherin Weiſſagung.

(Wöluspa.)

I.

Der Welt und der Menſchen Anfänge.

1. Am Morgen der Zeiten als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand noch See, Spiel nicht kühler Wellen,
Nicht Erde fand ſich, noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgends.

*) Rauſcher, der Meerrieſe. Str. 7.

2. Ehe Börs Söhne*) mit Scheiben ſpielten**),
Sie das mächtige Midgard***) ſchufen:
Eh†) Sonne von Süden ſchien auf die Felſen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

*) Die Weltſchöpfer.
**) Scheiben: eigentlich Tafeln, wird auf eine Art Würfelſpiel bezogen. Vgl. Str. 6. Simrock: Bälle
***) Mittelgarten, Erde.
†) Iſt aus der erſten Zeile der Str. zu wiederholen.

3. Die Sonne von Süden, des Mondes Geſellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Mond wußte nicht, weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo ſie Stätte hätten.

und dänische Oertlichkeiten berühren, in den ältern aber durchweg den Himmelstrich Mittelasiens verrathen. Also in Asien, nicht in Island, ist ein Bildungsverlauf gewesen, dessen Ausläufer nach Dänemark und Norwegen gehn.

Auf der andern Seite beweisen diese Heldenlieder, und namentlich die Sigurdsage, daß die Geschichten der germanischen Stämme aus dem fünften Jahrhundert, wie sie sich, nicht ohne Einfluß großer Charaktere und Ereignisse des sechsten, poetisch im siebenten gestaltet und an die alte Sigfrid-Sigurd-Sage angeschlossen hatten, bald darauf zu den skandinavischen Stammgenossen gedrungen waren. Diese eigneten sich dieselben in ihrer Weise um so leichter an, da das frühere Gewebe der Sigurdsage bei ihnen einheimisch war. Nun waren gerade das sechste und siebente christliche Jahrhundert eine Zeit reger, poetischer Bildung und Kunst in Norwegen. Da nun endlich die isländische Auswanderung vor 880 fällt, also vor die Züge der Normannen nach dem Westen; so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß die eddische Ueberlieferung (welche eine norwegische ist), vor der Ausdehnung des karolingischen Frankenreichs auf den Norden, und also vor jeder Möglichkeit eines christlichen Einflusses auf Skandinavien bereits abgeschlossen war, als sie von den Isländern mitgenommen und bewahrt wurde. Die deutsche Heldensage also, welche nicht über das sechste Jahrhundert hinausgeht, ist in epischer Gestaltung jüngster geschichtlicher Erinnerungen, zu den Skandinaven übergegangen, und in dieser ältesten Form daselbst festgehalten: die Götterſagen aber, welche in der Wöluspa zusammengestellt sind als Dichtung von der Welt Anfang und Ende, gehören dem ältern Stamme der gemeinschaftlichen germanischen Mythologie an.

Nach diesen Vorerinnerungen wird es für Niemanden eine Schwierigkeit darbieten, den ältesten, nach den oben entwickelten Grundsätzen hergestellten Text dieser denkwürdigsten Urkunde des Gottesbewußtseins unserer Vorfahren vollkommen sich anzueignen und zu genießen.

8. Beſaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin*) gab Seele, Hönir**) Geberde,
Blut gab Lodur***) und blühende Farbe.

*) Sinne, Vernunft.
**) Eigentlich Hänir, der Hahnmann, Singvogel, Geflügelte, Rüſtige, Rufende.
***) Der Lodernde.

II.

Die Entzweiung und der Kampf der Götter mit den Wanen und Rieſen.

9. Eine Eſche weiß ich, heißt Yggdraſil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer,
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt:
Immergrün ſteht er über Urdas**) Brunnen.

*) Des Erſchrecklichen Trägerin, Gottesträgerin.
**) Schickſal (Werden), im Gegenſatz des göttlichen Seins. Da nun dieſes Werden erſcheint als Entſtehen, Wachſen, Vergehen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft), ſo werden ſpäter drei Nornen genannt, nämlich neben Urda, als die zweite Werdandi (Werdende), als die dritte Skuld (die Sollende, alſo die Zukünftige, auch die Schuld).

10. Sie*) weiß erſten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig**) ſie ſtießen,
In des Hohen Halle die helle brannten:
Dreimal verbrannt iſt ſie dreimal geboren.

*) Urda, das Geſammtſchickſal für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.
**) Goldkraft, Golderz, welches in Schmelzöfen gebrannt wird (dreimal geſchmolzen).

11. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Ob die Aſen ſollten Untreue ſtrafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

12. Da ſchleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerſt.

4. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.
Der Nacht und dem Neumond gaben ſie Namen
Nannten Morgen und Mitte des Tags.

An dieſes germaniſche Bild der erſten Anfänge und der ſchaffenden Gotteskraft vor aller Geſtaltung der Welt klingt an in ſehr merkwürdiger Weiſe der Eingang des chriſtlichen Gebets (in fränkiſcher Mundart des achten Jahrhunderts), welches die weißenbrunner Handſchrift enthält (Grimm, 1812, S. 80 fg.)

Das erforſchte ich bei den weiſeſten Menſchen,
Daß Erde nicht war noch Ueberhimmel,
Noch Baum, noch Berg nicht war,
Noch weniger Stern noch Sonne ſchien,
Noch Mond nicht leuchtete, noch Meeres See.
Obgleich da nichts war, Ende noch Wende.
Und doch war der Eine allmächtige Gott,
Männer mildeſter, und da waren auch manche bei ihm
Göttliche Geiſter und Gott heilig.

5. Die Aſen einten ſich auf Idafeld*),
Haus und Heiligthum hoch ſich zu wölben**),
Erbauten Eſſen und ſchmiedeten Erz,
Schufen Zangen und ſchön Gezeug.

*) Feld des Frühlings, eigentlich ſchönes Feld: von ithia, ſchön, woher Ibunna.
**) Asgard (Aſenhof) hieß dieſer Sitz, der hoch im Aether zu denken.

6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht.
Bis drei der Thurſentöchter*) kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.**)

*) Rieſentöchter: die Gemahlinnen der drei älteſten Aſen: Odin, Hönir, Lodur (Aether, Luft, Feuer).
**) Rieſenwelt.

7. Bis drei gingen*), der drei Rieſinnen Brüder**),
Mächtige, milde Aſen zumal,
Fanden am Ufer ohnmächtig
Aſk und Embla***) unſteten Schickſals.

*) Odin, Hönir, Lodur. Str. 40.
**) Brüder und Gemahle. S. zu Str. 6.
***) Eſche und Erle, das härteſte und das weichſte Holz. Erle heißt eigentlich Elni, alnus: Embla iſt verſtärkte Form.

17. „Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge birgst,
„In der wohlbekannten Quelle Mimirs:
„Meth trinkt Mimir*) jeden Morgen
„Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?"

*) Der Meergott: die Sonne erhebt sich jeden Morgen aus dem Meere und erleuchtet dasselbe.

18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldspruch voll Weisheit und spähenden Sinn:
Sie sah Walkyren*) weither kommen,
Skuld**) hielt den Schild, den Speer hielt Skögul.***)

*) Walkyren, weil sie Diejenigen kiesen (wählen), welche fallen sollen.
**) So heißt auch die jüngste der drei Nornen.
***) Kommt auch anderwärts als Walkyrenname vor.

19. Ich sah Baldur*), dem blühenden Gotte,
Odins Sohne, Unheil drohen:
Frigg beklagte dort in Fensal**)
Walhallas Verlust: wißt ihr's endlich oder was?

*) Der Starke: die hohe Sommersonne bleibt grün im Winter (Virg. Aen. VI. 205).
**) Niederer Saal (Sumpfsaal), untere Wohnung, wol Wanenpalast, Erdsaal.

20. Gefesselt lag im Feuerwalde*),
Auf Schaden sinnend der schändliche Loki:
Da sitzt auch Sigyn**), unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr's endlich oder was?

*) Wo Loki (Feuer) wohnt.
**) Siegreiche: Name aus der Zeit wo Loki als regierender Ase Feuergott war.

21. Ein Strom wälzt sich ostwärts durch Eiterthäler,
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Da sah sie waden durch starke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige.

*) Gleiter, langsam fließender.

22. Oestlich saß die Alte*) in Eisengebüsch**),
Und fütterte dort Fenris***) Brut:

*) Hel (Hölle): eben so heißt sie Sigyn.
**) In ihm (Jarnwidur) hausen die Zauberinnen.
***) Fenrir, Lokis böser Sohn.

bisher doch nur
drungen iſt, ſo
das theoretiſche
noch die größten
Lebens zu löſen.
Chriſtus bei den
lich. Der Auto
keiten iſt nicht d
weder iſt das C
Gottesbewußtſein
wird die Zeit k
die Frau wie der
heißt, die Wahr
mittelbar empfinde
Dann erſt kann di

Eben ſo gen
Herrſchaft im St
herrſchaft betracht
daß ſie, wie dieſ
jenigen, welche ſi
letztern können dur
gebracht werden
aber nur zum Böſ

Endlich, wen
in Jeſu Gottesbew
auch eine Zeit kon
der Verwilderung
alſo die Veranlaſſ
angeſehen wird.

Wer will gl
ſem Wege ſeien,

Von ihnen allen wird Eins das ſchlimmſte,
Des Mondes Mörder in Zauberers Macht.

23. Ihn mäſtet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal beſudelt das Blut.
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

IV.

Die Verkündigung des Endes: die Gottesdämmerung, Kampf und Untergang der Aſen.

24. Da ſaß am Hügel, und ſchlug die Harfe
Der Rieſin Hüter, der heitre Egdir*):
Vor ihr ſang im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar**) heißt.

*) Männliche Adler, Beiname eines Rieſen.
**) Der Gelbe (?): jedenfalls iſt der rothe Hahn, das Feuer, die helle Flamme, gemeint.

25. Den Göttern gellend ſang Gullinkambi*),
Weckte die Götter beim Heervater:
Unter der Erde ſingt ein andrer,
Der ſchwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.**)

*) Goldkamm: Beiname Heimdalls, des Wächters der Götter.
**) Loki, das unterirdiſche, noch gedämpfte Feuer.

26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Feſſel wird brechen, Freki***) doch rennen:
Viel weiß die Weiſe, viel ſeh ich voraus,
Der Welt Untergang, der Aſen Fall.

*) Der Höllenhund.
**) Klufthöhle: Eingang zur Unterwelt.
***) Wolf (Fenrir).

27. Brüder befehden ſich, fällen einander,
Geſchwiſterte ſieht man die Sippe brechen:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh die Welt zerſtäubt.

28. Mimirs Söhne*) ſpielen, der Mittelbaum entzündet ſich**)
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns***),
Ins erhobene Horn bläſt Heimdall laut,
Odin murmelt mit Mimirs Haupt. †)

*) Die Wogen erheben ſich.
**) Die Welteſche.
***) Gellhorn.
†) Mit dem Gotte des Meeres: Odin (die Sonne) verweilt dort furchtſam, ſteigt nicht empor.

29. Hrim*) fährt von Oſten, es hebt ſich die Flut,
Jormungurdur**) wälzt ſich im Jotenmuthe,
Der Wurm***) ſchlägt die Brandung, der Adler †) ſchreit,
Leichen zerreißt er: Nagelfar††) wird los.

*) Reifrieſe: Name des Fährmanns von Nebelheim.
**) Weltſchlange: wörtlich der Erdumſpanner, das große Weltmeer.
***) Dieſelbe Schlange.
†) Der Egdir, St. XXXVIII.
††) Nagelfahrer, Schwertfahrer, voll Schwerter die wie glühende Nägel glänzen. Die ſpätere Sage macht daraus ein Schiff, welches aus den Nagelſpitzen der Leichen gezimmert ſei!

30. Der Kiel fährt von Oſten*): Muspels Söhne**) kommen
Ueber die See geſegelt, und Loki ſteuert:
Es fahren die Trugſöhne alle mit dem Wolfe***),
Auch Bileiſters†) Bruder iſt ihm verbunden.

*) Nagelfar, der von Südoſten abfährt: ſehr feierlich iſt die Wiederholung der Worte beim Abfahren des Rieſenſchiffes, von Nordoſten.
**) Muspels Söhne ſind die Söhne des Feuers (des Holzverderbers).
***) Fenrir.
†) Bileiſter, ſtatt Byl-aestur, Sturmesregen: daſſelbe wie Bileyer, Beiname Odins („Zeus, der Wolkenverſammler"). Sein Bruder iſt wol der Sturmgott im Meere.

31. Was iſt's mit den Aſen? Was iſt's mit den Alfen?*)
All Jötunheim ächzt, die Aſen verſammeln ſich,
Die Zwerge ſtöhnen vor ſteinernen Thüren,
Der Bergwege Weiſe**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Sinn: Himmel und Erde ſind in Schrecken und Erregung, die Himmelsgötter und die Elfen: die Rieſen und die Berg bewohnenden Zwerge.
**) Die Zwerge ſind des unterirdiſchen Geklüftes kundig.

32. Surtur*) fährt von Süden, mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel**) fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Der Dunkle, Schwarze, die dunkelleuchtende Glut, von welcher die Sonne blutroth wird.

**) Unterwelt, Todtenreich. Daher der englische Fluch: Gote Hell!

33. Da kommt für Glyn*) ein anderer Harm**),
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs***),
Belis Mörder blitzt gegen Surtur,
Da fällt Friggs einzige Freude.†)

*) Die Wohlwollende, Beiname (Dienerin) der Frigg.

**) Der erste Schmerz war für Baldurs Tod.

***) Fenrir, der ihn verschlingt.

†) Der einzige noch übrige Trost, Freyr, welcher früher den Riesen Beli getödtet, jetzt aber schwertlos ist und von Surturs Schwerte fällt.

34. Nicht säumt Siegvaters*) erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf**):
Es stößt des Starken Sohn***) den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

*) Odins.

**) Fenrir, Lokis Sohn.

***) Der Siegreiche, weil er den Vater rächt, und den Drachen Fenrir erschlägt.

35. Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns*),
Odins Erzeugter mit dem Drachen**) zu streiten.
Es trifft ihn mit Wuth Midgards Weihschatz***);
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!

*) Thor, der Sohn Friggas, der Holden (Hulden), Lieblichen.

**) Drachen: wörtlich Wolf: doch ist hier offenbar von der Weltschlange die Rede

***) Der Erde heiliger Schutzherr.

36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne:
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

V.

Die neue Welt.

37. Sieht ſie auftauchen zum andern male*)
Aus dem Waſſer die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felſen nach Fiſchen weidet.

*) Iſt auch von der Erzählerin wahr: denn die Norne ſah auch die erſte Erhebung der Erde aus dem Waſſer.

38. Die Aſen einen ſich auf Idafeld*),
Ueber den Weltumſpanner**), den großen, zu ſprechen
Und des großen Gottes***) älteſte Runen. †)

*) Der ſchönen Flur, wo ſie das Goldalter lebten: weiſt zurück auf Str. 5.

**) Die verderbliche Schlange, welche die Erde umſchloſſen hält, das Weltmeer.

***) Fimbultyr, ein uralter Beiname Odins: die urſprüngliche Bedeutung von fimbul iſt dunkel: tyr iſt Gott, urſprünglich (wie Zeus, Deus) der Aether.

†) Aelteſte Weiſſagungen, Looſe, Zeichen auf Buchenſtäben und deren Auslegung.

39. Da werden ſich wieder die wunderſamen
Goldenen Tafeln im Graſe finden,
Die in Urzeiten die Aſen hatten. *)

*) Weiſt zurück auf Str. 6, vgl. Str. 3.

40. Da werden unbeſä't die Aecker tragen,
Alles Böſe ſchwindet, Baldur kehrt wieder:
In des Sieggottes*) Himmel wohnen Baldur und Hödur.

*) Dieſes iſt eben Widar, welcher Odin und Thor und Freyr rächt.

41. Da kann Hönir ſelbſt ſein Loos ſich kieſen,
Und der beiden Brüder*) Söhne bebauen
Das weite Windheim**): wißt ihr's endlich oder was?

*) Baldur und der ihn unvorſätzlich getödtet, Hödur. Str. 41.

**) Windheim, daſſelbe wie Wanenheim: obere und untere Luft, hohe und niedere Götter ſind verbunden: nämlich durch die Erde, den Menſchen: ſ. folgende Strophe.

42. Einen Saal ſieht ſie ſcheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt, auf Gimils*) Höh'.
Da werden tugendſame Völker wohnen**)
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Gimil, Verſtärkung von Himil (Himmel): der ſchönſte Himmelspalaſt, früher den Menſchen nicht zugänglich: ſo Sn. 17, wo unſere Strophe angeführt wird.

**) Dyggvar (tüchtige, redliche), drotir (Männer, Helden, Leute), byggia (bauen,) als Ackerbauer, Anſäſſige.

B.

Der Text der Wöluspa, nach der kopenhagener Handſchrift

(LVIII Strophen).

[Die arabiſchen Ziffern beziehen ſich auf den vorſtehenden hergeſtellten Text.]

I.

Der Welt und der Menſchen Anfänge.

I. Allen Edeln Andacht gebiet' ich*):
Hohen und Niedern von Heimballs Geſchlecht:
Ich will Walvaters Wunder verkünden,
Die älteſten Sagen, deren ich mich entſinne.

*) Die Wöla, Wahrſagerin ſpricht hier, nach Strophe II.

II. Rieſen acht' ich die Urgebornen,
Die mich vor Zeiten erzogen haben.
Neun Welten kenn' ich, neun Hölzer weiß ich,
Mächtigen Mittelbaum im Staube der Erde.*)

*) Die Wöla redet nirgends weiter im Gedichte, wenigſtens nicht in deſſen unbezweifelt echten Verſen: vielmehr iſt die Norne, die uralte Schickſalsgöttin, die Schauende, und es ſind ihre Geſichte die (mit geringer Ausnahme, ſ. Str. IX) in der dritten Perſon mitgetheilt worden. Endlich aber iſt Str. III ein unverkennbarer und der Edda eigener Anfang. Das erſte Helgilied hebt mit derſelben Halbzeile an: Ar var alda (Anfang war der Zeiten).

III. 1. Am Morgen der Zeiten, als Ymirs*) Macht war,
Da war nicht Sand nicht See, Spiel nicht kühler Wellen:
Nicht Erde fand sich, noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund, aber Gras nirgend.

*) Angeführt Sn. 4.

V. 2. Ehe Börs Söhne mit Scheiben spielten,
Sie die das mächtige Midgard schufen:
Eh Sonne von Süden schien auf die Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

V. 3. Die Sonne von Süden, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand das Himmelsroß:
Sonne wußte nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht weß er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten.

(Angeführt von Z. 3 an, in Sn. 8: V. 4 und 5 stehen in dieser Folge in den beiden Pergamenthandschriften der Wöluspa; in Sn. umgekehrt. Die Sonne ist bereits besprochen: sie hält das Roß umschlungen, abwartend, denn sie weiß nicht, wohin sie fahren soll. Der überschüssige Vers ist eine erklärende Glosse, dem Folgenden angepaßt.)

VI. 4. Da gingen die Regierer zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.*)
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen:
Nannten Morgen und Mitte des Tags
Under**) und Abend die Zeiten zu ordnen.

*) Stehende Form, bezeichnet immer den Anfang einer Gotteshandlung.
**) Der frühere Nachmittag: auch der spätere Vormittag, ein altes, deutsches wie skandinavisches Wort: daher auch das englische: under-meals. Hier ein müßiger Zusatz.

VII. 5. Die Asen einten sich auf Idafeld,
Haus und Heiligthum hoch sich zu wölben:
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezeug.

VIII. 6. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln,
Und kannten die Gier des Goldes noch nicht,
Bis drei der Thurſentöchter kamen,
Reich an Macht aus Jötunheim.*)

*) Die Vermiſchung mit dem Rieſengeſchlecht war der Anfang großer Kämpfe. Die Fortſetzung dieſes Gedankens findet ſich erſt in Str. XV, wo die Wendung im Anfange ganz dieſelbe iſt. Die Lesart der Handſchrift, Thriar, (trium feminarum) weiſt auch auf dieſe Stelle zurück. Urſprünglich folgte alſo Str. XV unmittelbar auf Str. VIII. Die ganze Erzählung von der Schöpfung der Zwerge war wie vieles Andere vorausgeſetzt, aber nicht erzählt, weil ſie mit dem großen Geſchicke der Götter und Menſchen nichts zu thun hat. Der Ton iſt ſehr verſchieden: es iſt reine Skalde, Meiſterſängerei. Wollte man die beiden erſten Strophen feſthalten, ſo ſchließt ſich Str. XV — die offenbare Fortſetzung von Str. VIII — ſo wenig an Str. X als an Str. XIV. Dazu kommt, daß der eingeſchobene Abſchnitt ſich bei Snorri bereits als ein Ganzes angeführt findet.

IX. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer ſchaffen ſollte der Zwerge Geſchlecht
Aus des Meerrieſen*) Blut und ſchwarzem Gebein.

*) Dieſer ganze Abſchnitt (Str. IX—XIV) wird in Sn. 14 angeführt, aber mit ſehr bedeutenden Abweichungen in Namen und Ordnung. Auch in den Handſchriften der jüngern Edda iſt hier Verſchiedenheit. In unſerm Texte bilden Str. XIII, XIV eine zweite Reihe für ſich: Eikinskjaldi kommt in beiden Reihen vor.

X. Da ward Motſognir der mächtigſte
Dieſer Zwerge, und Durin*) nach ihm.
Noch manche machten ſie Menſchen gleich
Der Zwerge von Erde wie Durin**) angab.

*) Saftſauger, Baumelfe.

**) Durin heißt der Schlummernde, was recht gut für einen Steinelfen paßt. Aber wie abgeſchmackt iſt es, daß die Götter die übrigen Zwerge nach den Angaben, dem Rathe, dieſes zweitgeborenen Zwerges ſchaffen! Keine Auslegungskünſte vermögen dieſen Stein des Anſtoßes wegzuſchaffen, welcher mit der Anſchaulichkeit und dem innern Zuſammenhange des alten Gedichts ſo wenig paßt. Durin iſt nur Name eines Zwerges, nie Göttername.

XI. Nyi und Nidi, Nordri und Sudri,
Auſtri und Weſtri*), Althiof, Dwalin,
Biwör, Bawör, Bömbur, Nori.
Nyr und Nyradur: nun hab' ich die Zwerge,

*) Nord, Süd, Oſt, Weſt.

Regin und Radwid richtig berichtet,
Ann und Anar, Ai, Miödwitnir,
Weigur, Gundalfur, Windalfur, Thrain,
Thekkur und Thorin, Thror, Witur und Litur.

XII. Fili, Kili, Fundin, Nali,
Hepti, Wili, Hanar, Swior,
Frar, Hornbogi, Frägur und Loni,
Aurwangur, Jari, Eikinskjaldi.

XIII. Zeit ist's die Zwerge von Dwalins Zunft
Den Leuten zu leiten bis Lofar hinauf,
Die aus den Steinen der Berge stiegen,
Von Aurwangs Tiefen zum Erdenfeld.

XIV. Da war Draupnir und Dolgthrasir,
Har, Haugspori, Hlâwangur, Gloi,
Skirwir, Wirwir, Skafidur, Ai,
Alfur und Yngwi, Eikinskjaldi,
Fialar und Frosti, Finnar und Ginnar,
So lange Menschen leben auf Erden,
Wird zu Lofar hinauf das Geschlecht geleitet.

XV. 7. Bis drei gingen*), der drei Riesinnen Brüder,
Mächtige, milde Asen zumal,
Fanden am Ufer**) ohnmächtig
Ask und Embla unsteten Schicksals.

*) Die Handschriften verrathen den ursprünglichen Zusammenhang. Die Kön. Handschrift hat urkundlich thriar (drei im weiblichen Geschlechte): und die Arnam. liest vielleicht auch so: s. F. Magn. zu deren Abdruck (Edda, III, 198, Str. XV, Note 29).

**) susi, mit Handschriften, statt der Lesart des Cod. R. husi (Haus).

XVI. 8. Besaßen nicht Seele, hatten nicht Sinn,
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Odin gab Seele, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

II.

Die erſte Verſchuldung: der Krieg der Aſen und Wanen und der Bundesbruch durch Thor.

XVII. 9. Eine Eſche weiß ich, heißt Yggdraſil*),
Den hohen Baum netzt Nebelduft, weißer:
Davon kommt Thau, der in die Thäler fällt,
Immergrün ſteht er über Urdas**) Brunnen.

Vgl. Sn. 15.

*) Den Schrecklichen tragend.

**) Die Urnorne, das Schickſal, angelſ. Wyrdas, die Schickſalsgöttinnen, welche in Macbeth Weird-Sisters heißen.

XVIII. Davon kommen Frauen, vielwiſſende,
Drei aus dem See, dort bei dem Stamm:
Urd heißt die eine, die andre Werdandi;
Auf Stäben wird geſchnitten Skuld als die dritte.
Sie legten Looſe, beſtimmten das Leben
Der Menſchengeſchlechter, Schickſal zu ordnen.

XIX. 10. Sie weiß erſten Volkskampf, der in der Welt war,
Damals als mit Gabeln Gullweig ſie ſtießen,
In des Hohen Halle, die helle brannte:
Dreimal verbrannt, iſt ſie dreimal geboren.
Oft, unſelten, doch iſt ſie am Leben.

XX. Heida*) hieß man ſie, wohin ſie kam,
Wohlredende Wöla, wußte ſie Zauber,
Sudkunſt**) konnte ſie, Sudkunſt übte ſie,
Stets war ſie die Wonne übler Weiber.

*) Zauberin: Andere Glanz. (Daher auch wol Heide für paganus. gentilis: die gewöhnliche Ableitung von Heide (Flur, Steppe), welches dann mit pagus vertauſcht wird, iſt grundlos und nicht paſſend. Die Zauberei iſt die Grundanſchauung alles Heidenthums. Heida iſt nun aber auch ausdrücklich als Zauberin geſchildert, und der Vers bringt ihren Namen damit in Verbindung.)

**) Kochkunſt, üppiges Leben.

XI. 11. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Ob die Aſen ſollten Untreue ſtrafen,
Oder Sühnopfer all' empfahn.

XII. 12. Da ſchleuderte Odin den Speer ins Volk:
Da wurde Volkskampf in der Welt zuerſt:
Gebrochen ward der Aſen Grenzwall,
Schlachtkundige Wanen ſtampften das Feld.

XIII. 13. Da gingen die Regierer zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath:
Wer den Luftkreis hätte verderblich gewandelt,
Oder den Rieſen Odurs Braut gegeben?

XIV. 14. Nur allein den Thor überwältigte der Zorn,
Selten ſäumt er, wenn er ſolches vernimmt:
Da ſchwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Zerriſſen wurden die Verträge zumal.

(Str. 14, 15 angeführt Sn. 42.)

III.

Die Norne ſchaut die letzten Zeiten herankommen.

XV. 15. Sie weiß Heimdallurs Horn verborgen
An des hehren*), heiligen Baumes Wurzel.
Einen Strom ſieht ſie ſtürzen mit ſtarkem Fall
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

*) heidvanum, mit F. Magn. ſtatt heidvönum; wörtlich äthergewöhnt.

XXVI. 16. Allein saß sie außen, da der Alte kam,
Der sinnende Äse und ihr ins Auge sah.
Warum fragt ihr mich? Was erforscht ihr mich? *)

*) Hier fehlt der Uebergang von der Einzahl zur Mehrzahl, etwa so: Und sie sprach zu Odin und zu seinen Gesellen (wahrscheinlich den beiden Brüdern).

17. Alles weiß ich, Odin, wo du dein Auge bargst,
In der vielbekannten Quelle Mimirs:
Meth trinkt Mimir jeden Morgen
Aus Walvaters Hand: wißt ihr's endlich oder was?

XXVII. 18. Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Geldspruch voll Weisheit und spähenden Sinn.
Da sah sie weit und breit durch alle Welten.

XXVIII. Sie sah Walkyren weither kommen,
Bereit zu reiten zum Rath der Götter.
Skuld*) hielt den Schild, Skögul war die andre.**)
Gunn, Hilda, Göndul, den Speer hielt Skögul.
Nun sind genannt die Nornen Odins,
Die als Walkyren die Welt durchreiten.

*) Schuld (Nothwendigkeit), die Vordrängende.
**) Kampf, Streit, Zauber (Knoten), Speer = Vordrängende.

XXIX.*) 19. Ich sah dem Baldur, dem blühenden Gotte,
Odins Sohne Unheil drohen.
Gewachsen war hoch über den Wiesen
Der zarte, zierliche Zweig der Mistel.

*) Die zweite Hälfte von Str. XXIX würde nicht verdächtig sein, wenn nicht die mittlern vier Zeilen von Str.-XXX (die erste Zeile mit einer Aenderung in den Worten) aus dem Vegtamsliede (Baldurs Traum) abgeschrieben wären (Str. 16), wie Munch richtig bemerkt. Diese vier Zeilen, und die zwei Schlußzeilen fehlen nun in der K. Handschrift, die Arnam. Handschrift kennt die ganze Strophe nicht. Endlich ist auch der Text entschieden verwirrt. Es ist zuerst von Hödur die Rede, dann aber von Wali, des Odins Kinder und der Rinda Sohn, der aber nicht genannt wird. Da sich nun die zwei Schlußzeilen derselben nicht gut an die frühern anschließen, so haben wir in ihnen wahrscheinlich die zweite Hälfte der Str. XXIX zu suchen. Man hat nur die

überleitende Partikel vor Frigg („aber") zu streichen. Fehlen konnte eine Anspielung auf die große Katastrophe in dem Leben Walhallas nicht, und deshalb würde das Verwerfen der ganzen Erzählung nicht berechtigt sein.

XXX. Von der Mistel kam, so deuchte mich,
Häßlicher Harm, da Hödur schoß.

XXXI. Baldurs Bruder ward früh geboren,
Der Odins Sohn einnächtig fällte.
Die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmt' er,
Eh er zum Holzstoß trug Baldurs Tödter:
Doch Frigg beklagte dort in Fensal
Walhallas Verlust: wißt ihr's endlich oder was?

XXXII. 20. Gefesselt lag im Feuerwalde*)
Auf Schaden sinnend der schändliche Loki,
Da sitzt auch Sigyn, unsanfter Geberde,
Des Gatten waise: wißt ihr's endlich oder was?

*) „Im Walde der warmen Quellen": so die Handschrift. Die andere Lesart: hraevarlundi (Leichenwald) hat gar keinen Anhalt. Loki bereitet das zerstörende Feuer vor.

XXXIII. 21. Ein Strom wälzt ostwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter, der Slidur*) heißt:
Nördlich stand am Nidaberg**)
Ein Saal aus Gold für Sindris***) Geschlecht.

*) Slidur, der Gleiter.
**) Nidaberg, niedern (nördlichen) Bergen.
***) Sindri, der Felsige oder Funkenschlagende; allgemeiner Name der Zwerge.

Ein andrer stand in Okolni*),
Des Riesen Biersal, Brimir**) genannt.

*) Der Kältelose, Warme.
**) Der Heiße, Hitzige.

XXXIV. Einen Saal sah sie, der Sonne fern
In Nastrand*), die Thüren sind nordwärts gekehrt.
Gifttropfen träufeln durch das Getäfel;
Aus Schlangenrunen ist der Saal gewunden.

*) Leichenstrand, nördlich.

XXXV. 21. Da ſah ſie waden durch ſtarke Strömung
Meuchelmörder und Meineidige,
Und die andrer Liebſten ins Ohr geraunt:
Da ſaugt Nidhöggur*) der Verſtorbenen Leichen,
Der Menſchenwürger: wißt ihr's endlich oder was?

*) Mordhauer (die Höllenſchlange).
(Str. XXXIV, und Str. XXXV, V. 2 werden angeführt in Einer Reihe. Sn. 52. Es heißt da 35 Anfang: „Werden dort", ſt.: „Sah ich" [Munch].)

XXXVI. 22. Oeſtlich ſaß die Alte*) im Eiſengebüſch
Und fütterte dort Fenris Brut**),
Von ihnen allen wird Eins das ſchlimmſte,
Des Mondes Mörder, in Zauberers Macht.

*) Sigyn, Lokis Gemahlin, dieſelbe wie Hel.
**) (Fenrir) Die Sonne hat einen Wolf vor ſich und einen hinter ſich: der, welcher vor ihr her geht, ſucht den Mond zu verſchlingen, der hintere ſie ſelbſt.
Dieſe und die folgende Str. werden angeführt Sn. 12.

XXXVII. 23. Ihn mäſtet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal beſudelt das Blut,
Der Sonne Schein wird dunkel in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr's endlich oder was?

XXXVIII. 24. Da ſaß am Hügel und ſchlug die Harfe
Der Rieſin Hüter, der heitre Egdir.*)
Vor ihr ſang**) im Vogelwalde
Der hochrothe Hahn, der Fialar heißt.

*) Der Gelbe (falvus?).
**) Nach der Handſchrift (honum). Die andere Handſchrift lieſt hanum (vor ihm) und ſo hat Simrock: allein das paßt nicht.

XXXIX. 25. Den Göttern gellend ſang Gullinkambi,
Weckte die Helden beim Heervater:
Unter der Erde ſingt ein Andrer,
Der ſchwarzrothe Hahn in den Sälen Hels.

XL. 26. Gräßlich heult Garm*) vor der Gnipahöhle**)
Die Feſſel wird brechen, Freki doch rennen***):
Viel weiß die Weiſe, weit ſeh' ich voraus
Der Welt Untergang, der Aſen Fall.

*) Höllenhund.
**) Klufthöhle?
***) Freki, der Freche, Gierige.

XLI. 27. Brüder befehden ſich, fällen einander
Geſchwiſterte ſieht man die Sippe brechen:
Unerhörtes ereignet ſich, große Unzucht:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen:
Windzeit, Wolfzeit, eh die Welt zerſtäubt:
Der Eine ſchont des Andern nicht mehr.

(Gerade ſo ſechszeilig wird Str. XLI angeführt in Sn. 51. Die letzte Zeile iſt ſo ſchleppend, daß ſie ſich ſogleich als Anhang zeigt. Als Kern dagegen ſtellen ſich die beiden ihr vorhergehenden Zeilen dar, ihr ſind ebenbürtig durch kräftige Kürze die beiden erſten: beide werden getrennt durch die dritte Zeile, welche ſehr matt iſt, und als Verſuch einer Ergänzung des vorhergehenden ausſieht. Daß hier von dem argen Verderben des Lebens der Menſchen auf der Erde die Rede iſt, liegt ganz im Geiſte der Dichtung, welche Götter und Menſchen nicht ſchroff trennt: auch bei Thors letztem Kampfe mit dem Wolf [Str. L] wird auf die Menſchengeſchlechter Rückſicht genommen, und das Gemälde der Herſtellung ſchließt mit tugendhaften und glücklichen Völkern.)

XLII.*) 28. Mimirs Söhne ſpielen, der Mittelbaum entzündet ſich,
Beim gellenden Ruf des Giallarhorns.
Ins erhobene Horn bläßt Heimdall laut:
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

*) Dieſer ganze Abſchnitt (von Str. XLII bis LI) wird angeführt in der jüngern Edda (Sn. 54), jedoch mit bedeutenden Abweichungen. Die erſte Strophe iſt zuſammengeſetzt aus XLII[a] und XLIII[b]. Dann folgen XLVI, XLIV, XLV, XLVII — LI. Str. L iſt zehnzeilig, wie bei Simrock, aber nach Munchs Handſchriften ſehr verſchieden von dem gewöhnlichen Texte. Das neun Fuß Zurückweichen Thors iſt jenen Gewährsmann fremd: aber das Schweigen der alten Ueberlieferung iſt misverſtanden, wie im gewöhnlichen Texte der jüngern Edda.

XLIII. Yggdrasil zittert, doch steht noch die Esche,
Es kracht der alte Baum, los kommt der Riese nun.

(Diese zwei malerischen Zeilen über Yggdrasil haben alle Handschriften [auch die von Sn.] in der hier angenommenen Ordnung. Die Umstellung im Cod. R. muß als Verschreibung gelten. Die kopenhagener Ausgabe ergänzt die Strophe durch zwei aus Papierhandschriften entnommene, sehr schwache Zeilen.)

XLIV. 29. Hrim fährt von Osten, es hebt sich die Flut,
Jörmungandur wälzt sich im Jotenmuthe.
Der Wurm schlägt die Brandung, der Adler schreit,
Leichen zerreißt er, Naglfari wird los.

XLV. 30. Der Kiel fährt von Osten, Muspels Söhne kommen
Ueber die See gesegelt, und Loki steuert:
Es fahren die Trugsöhne alle mit dem Wolfe,
Auch Bileists Bruder ist ihm verbunden.

XLVI. 31. Was ist's mit den Asen? Was ist's mit den Alfen?
All Jötunheim ächzt, die Asen versammeln sich,
Die Zwerge stöhnen vor steinernen Thüren,
Der Bergwege Weiser: wißt ihr's endlich oder was?

XLVII. 32. *) Surtur fährt von Süden mit dem Sichelschwerte,
Von seiner Klinge scheint die Sonne der Götter,
Steinberge stürzen, Riesenweiber streifen,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel zerklüftet.

*) Diese Strophe wird auch noch angeführt Sn. 4.

LVIII. 33. Da kommt für Hlin ein anderer Harm,
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs:
Belis Mörder blitzt gegen Surtur;
Da fällt Friggs einzige Freude.

XLIX. 34. Nicht säumt Siegvaters erhabener Sohn,
Widar, zu fechten mit dem Leichenwolf.
Er stößt des Starken Sohne den Stahl ins Herz
Durch gähnenden Rachen: so rächt er den Vater.

L. 35. *) Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns,
Odins Erzeugter, mit der Naktes zu streiten.
Muthig trifft sie Midgards Weihschutz:
Mögen alle Wesen die Weltstätten verlassen!
Neun Schritte geht Fiörgyns Sohn,
Wanket weg von der Natter, die Schmach nicht scheut.

*) Die jüngere Edda hat (nach Munchs Handschriften) nicht die vorletzte Zeile von den neun Schritten, welche Thor zurückgeht, so daß die Strophe fünfzeilig wird. Aber es werden vielmehr die beiden Schlußzeilen zu streichen sein. Der alte Text beobachtet ein ehrfürchtiges Schweigen über Thors Besiegung: er läßt jedoch keinen Zweifel über die schmerzliche Thatsache durch den schönen Ausruf, womit er schließt.

LI. 36. Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt ins Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Glutwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe beleckt den Himmel.

LII. 37. Sieht sie auftauchen zum andern male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen:
Die Fluten fallen, der Aar fliegt darüber,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.

LIII. 38. Die Aſen einen ſich auf Idafeld,
Ueber den Weltumſpanner, den großen zu ſprechen
Und des großen Gottes älteſte Runen.

LIV. 39. Da werden ſich wieder die wunderſamen
Goldnen Tafeln im Graſe finden,
Die in Urzeiten die Aſen hatten.

LV. 40. Da werden unbeſä't die Aecker tragen,
Alles Böſe ſchwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Sieggottes Himmel wohnen Baldur und Hödur,
Die kampfweiſen Götter: wißt ihr's endlich oder was?

LVI. 41. Da kann Hönir ſelbſt ſein Loos*) ſich kieſen
Und beider Brüder Söhne bebauen
Das weite Windheim: wißt ihr's endlich oder was?

*) hlut, nach der Arnam. H.: die K. Handſchrift lieſt hlaut, Blut, was mit kieſen keinen Sinn gibt.

LVII. 42. Einen Saal ſieht ſie ſcheinen heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höh'.*)
Da werden tugendſame Völker wohnen
Und durch Weltalter Wonne genießen.

*) Der ſchönſte Himmelspalaſt, Sn. 17, wo auch unſere Strophe angeführt wird.

LVIII.*) Da kommt der dunkle Drache geflogen,
Die Natter hernieder aus Nidafelſen.
Trägt auf den Flügeln das Feld überfliegend
Nidhöggers Leichen: da ſinkt ſie nieder.

*) In der kopenhagener Ausg. Str. LIX. Aber die Strophe LVIII dieſer Ausg. fehlt in der Handſchrift ganz, und mußte alſo hier ausgelaſſen werden. Ihre letzten zwei Zeilen ſtehen auch in Arn. und in andern Handſchriften. Sie lautet folgendermaßen:

Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles regiert.
Den Streit entſcheidet er, ſchlichtet Zwiſte
Und ordnet ewige Satzungen an.

Das iſt offenbar chriſtlich. Man bemerke, daß die erſte Halbzeile der falſchen Strophe gerade lautet wie die der folgenden unſerer Str. LVIII, nur daß dort das Beiwort „der Mächtige" ſchließt, als Eigenname Gottes, des Allvaters, gefaßt: hier aber „der dunkle", als Eigenſchaftswort des Drachen. Die ganze Strophe iſt falſch, aber ſie beſteht aus zwei Stücken: ſie hatte anfänglich nur die beiden erſten Zeilen. Str. LIX dagegen konnte gar wol aus einem, wenngleich jungen, doch heidniſchen Liede vom letzten Kampfe genommen und nur falſch hierher geſetzt ſein: ſie ſteht jedenfalls nicht an ihrer Stelle. Der „fliegende" Drache iſt aber außerdem der Edda unbekannt: das Bild der letzten Zeile iſt dunkel, und läßt ſich nicht klar machen. Denn der Text lautet, wie wir ihn geben:

„Nun ſinkt ſie nieder."

Das kann nicht auf den Drachen gehen, der männlich iſt: in dem Vorhergehenden geht dieſes weibliche Fürwort immer auf die weiſſagende Norne, aber das paßt auch nicht, und iſt durch nichts vorbereitet.

Ueberſehen wir das ſo gewonnene Ganze dieſes Schlußgeſanges, ſo finden wir, daß die vier mittlern Strophen (LIII — LVI) dreizeilig, und nur die ſie einfaſſenden, die erſte und letzte, vierzeilig ſind. Drei von jenen ſind durchaus dreizeilig in den Handſchriften: die eine nur (LV) iſt durch das Hinübernehmen des Schluſſes der folgenden (LVI) zu einer vierzeiligen geworden. Wir haben alſo wol anzunehmen, daß unſer Gedicht dieſe vier Strophen vorfand, und ſie ſich aneignete. Die dreizeilige Strophe iſt zwar nicht die älteſte, rein epiſche Form, aber findet ſich doch ſehr entſchieden in echten und urſprünglichen Eddaliedern. Jedenfalls iſt die Faſſung dieſes Schluſſes, in ihrem jetzigen Umfange, nicht ſo alt als die der vorhergehenden Geſänge.

Ausführungen zum Fünften Buche.

(Theil III.)

1.

Zu S. 152: Berengar und Leſſing.

Hauptſtellen bei Gieſeler, II, §. 29. Vgl. Milman, „Latin. Christianity", Vol. III, p. 23—26, 51 sq. Herr Dr. Cornelius Weill ſcheint zwar nach der Manier gewiſſer klerikaler Forſcher in dem eben (mit der Jahreszahl des nächſten Jahres) erſcheinenden Hefte ſeiner „Anfänge der Wiederherſtellung der Kirche im elften Jahrhundert", ſich der Kritik Leſſings dadurch zu entledigen, daß er ſagt, ſie ſei als ganz abgethan anzuſehen. Aber das iſt nicht die Anſicht der bisherigen neuern Kritiker: die Angaben Berengars können in Sachen, welche zu ſeiner perſönlichen Kenntniß gehörten und wobei er ſich auf die Oeffentlichkeit beruft, doch nicht deshalb beſeitigt werden, weil Lanfrank das gerade Gegentheil ſagt. Wir können noch immer nicht umhin, bei dem Leſen der Actenſtücke mit Leſſing auszurufen: Heiliger Lanfrank, bete nicht für uns!

2.

Zu Seite 171: Die Dreieinigkeit und die heilige Jungfrau: vier römiſche Gebete vom Jahre 1822.

Orazione da recitarsi da chi desidera acquistarsi la protezione della SSMA VERGINE di ottenere qualche grazia purché sia espediente per l' eterna salute. In Roma 1825. Pel Bourliè. Con Licenza de' Superiori.

Io vi adoro, Eterno Padre, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della

beata Vergine, vostra dilettissima Figlia, d'ogni grazia e favore specialmente di quella potenza, della quale la sublimaste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Eterno Figlio, con tutta la Corte celestiale per mio Dio, Signore, e Redentore, ed infinitamente vi ringrazio da parte della Beatissima Vergine vostra dilettissima Madre d'ogni grazia e favore, specialmente di quella somma sapienza, di che l'illustraste assunta in Cielo.

Io vi adoro, Santissimo Spirito, Paracleto, per mio Dio, e Signore, ed infinitamente vi ringrazio con tutta la Corte celestiale a nome della Beatissima Vergine, vostra amatissima Sposa, d' ogni grazia e favore, specialmente di quella perfettissima e divina Carità, colla quale accendeste il suo santissimo e purissimo Cuore nell' atto della sua gloriosissima Assunzione in Cielo, ed umilmente vi supplico a nome della vostra stimatissima Sposa, a farmi grazia della remissione de' miei gravissimi peccati, dal primo istante, che potei peccare, fino a quest' ora presente, dolendomene infinitamente, con proponimento di ricevere più tosto la morte, che mai più offendere la vostra Divina Maestà: e per gli altissimi meriti, ed efficacissima protezione della vostra amatissima Sposa, vi supplico a concedere a me, ed a N. il preziosissimo dono della grazia vostra, e divino amore, col concedermi que' lumi, e particolari ajuti, per li quali l'eterna Providenza vostra ha predeterminato di volermi salvare, e a se condurre.

Alla Beatissima Vergine.

Io vi adoro, Vergine Santissima, Regina de' Cieli, Signora, e Padrona dell' universo, come Figlia dell' Eterno Padre, Madre del suo dilettissimo Figliuolo, e Sposa graziosissima dello Spirito Santo; e prostrato a' piedi della vostra gran Maestà, con ogni maggiore umiltà vi supplico per quella divina carità, della quale foste sommamente accumulata assunta in Cielo, a farmi tanta grazia e misericordia di ricevermi sotto la vostra sicurissima e fedelissima protezione, ricevermi nel numero di quei felicissimi ed avventurati servi, che portate scolpiti nel vostro verginal petto. Degnatevi, Madre e Signora mia clementissima, di ricevere questo misero ed impuro cuore: pigliate la memoria, la volontà, e tutte le altre potenze, e sensi interni, ed esterni; accettate gli occhj, le orecchie, la bocca, le mani, e i piedi, reggeteli conforme al beneplacito del

vostro Figliuolo, intendendo ad ogni movimento di essi di darvi gloria infinita. E per quella Sapienza, di che v' illustrò il vostro dilettissimo Figliuolo, vi prego e supplico ad ottenermi lume e chiarezza per conoscere bene me stesso, i miei peccati, il mio niente, e singolarmente l' origine di essi, che sono gli affetti dell' anima, e le concupiscenze della carne, per poterle odiare e scacciare da me, e, di più, lume per conoscere le insidie del nemico infernale, e i suoi abbattimenti occulti e manifesti. Specialmente, pietosissima Madre, vi supplico della grazia N.

(Folgt päpſtliches Decret vom 19. Juli 1822, wonach eine Indulgenz von 300 Tagen für den täglichen Gebrauch ertheilt wird, und voller Ablaß für den fortgeſetzten täglichen Gebrauch einen Monat hindurch.)

3.

Zu S. 183: Das Klagelied über das Rom des neunten Jahrhunderts, ein Werk des Johannes Scotus Erigena.

Der zuerſt von Floß aus den Handſchriften des Werkes von Scotus: „De divisione naturae" gegebene echte Text (er iſt dem Schluß jenes Buches beigeſchrieben) lautet ſo (Floß, S. XXIII, vgl. „Beſchreibung Roms", I, 242 fg.):

Nobilibus quondam fueras constructa patronis,
Subdita nunc servis heu! male, Roma ruis.
Deseruere tui tanto te tempore reges,
Cessit et ad Graecos nomen honosque tuus.
Constantinopolis florens nova Roma vocatur,
Moribus et muris Roma vetusta cadis.
Transiit imperium, mansitque superbia tecum,
Cultus avaritiae te nimium superat.
Vulgus ab extremis distractus partibus orbis,
Servorum servi nunc tibi sunt domini.
In te nobilium, rectorum nemo remansit,
Ingenuique tui rura pelasga colunt.
Truncasti vivos crudeli vulnere sanctos,
Vendere nunc horum mortua membra soles.
Jam ni te meritum Petri Paulique foveret,
Tempore jam longo Roma misella fores.

Floß meint, die servorum servi ſeien ohne Zweifel die Sarazenen: allein dieſe waren nie Herren Roms: und gerade kurz vor der Abfaſſung jenes Buches hatte Leo IV. ſie in der entſcheidenden Schlacht bei Oſtia (846) geſchlagen, und den Borgo (Civitas Leonina) befeſtigt. Man kann alſo nur an die Mönche denken, welche aus allen Theilen der Welt, und namentlich aus Aegypten und Syrien nach dem Abendlande geſtrömt waren, und damals in Rom äußerſt zahlreich waren. Der Dichter nennt ſie „Knechte der Knechte", weil die Päpſte ſelbſt in einer ſehr abhängigen Lage waren.

4.

Zu S. 195: Die drei Sonette Petrarcas.

A. Sonetto CV.

Fiamma dal ciel su le tue treccie piova,
Malvagia, che dal fiume e dalle ghiande,
Per l'altru' impoverir se' ricca e grande;
Poi che di mal oprar tanto ti giova:

Nido di tradimenti, in cui si cova
Quanto mal per lo mondo oggi si spande;
Di vin serva, di letti e di vivande,
In cui lussuria fa l'ultima prova.

Per le camere tue fanciulle e vecchi
Vanno trescando, e Belzebub in mezzo,
Co' mantici e col foco e con gli specchi.

Già non fostu nudrita in piume al rezzo,
Ma nuda al vento, e scalza fra li stecchi;
Or vivi sì, ch' a Dio ne venga il lezzo.

B. Sonetto CVI.

L'avara Babilonia ha colmo 'l sacco
D' ira di Dio, e di vizii empi e rei,
Tanto che scoppia; ed ha fatti suoi Dei,
Non Giove e Palla, ma Venere e Bacco.

Aspettando ragion mi struggo e fiacco:
Ma pur novo Soldan veggio per lei,
Lo qual farà, non già quand' io vorrei,
Sol una sede; e quella fia in Baldacco.

Gl' idoli suoi saranno in terra sparsi,
E le torri superbe, al Ciel nemiche;
E suoi torrier di for, come dentr' arsi.

Anime belle e di virtute amiche
Terranno 'l mondo; e poi vedrem lui farsi
Aureo tutto, e pien dell' opre antiche.

C. Sonetto CVII.

Fontana di dolore, albergo d' ira,
Scola d' errori, e tempio d' eresia;
Già Roma, or Babilonia falsa e ria,
Per cui tanto si piagne e si sospira:

O fucina d' inganni, o prigion dira,
Ove 'l ben more, e 'l mal si nutre e cria;
Di vivi inferno; un gran miracol fia
Se Cristo teco al fine non s' adira.

Fondata in casta ed umil povertate,
Contra tuoi fondatori alzi le corna,
Putta sfacciata: e dov' hai posto spene?

Negli adulteri tuoi, nelle mal nate
Ricchezze tante? or Constantin non torna;
Ma tolga il mondo tristo che 'l sostene.

Anmerk. Dieſe drei Sonette ſind in der (ſehr gelungenen) Ueberſetzung von Kekulé und Bigeleben ausgelaſſen, ungeachtet ſie unſtreitig in die Sammlung gehören und ſich auch in den italieniſchen Ausgaben (ſelbſt in der römiſchen des De Romanis) finden.

Nachträge.

I. Der Eingeborene des Timäus bei den Phöniziern und bei Parmenides.

(Zu Buch IV, Theil II, S. 523.)

Es hätte bei der Erklärung des platoniſchen Monogenes, als Beiwort des verwirklichten Gottes noch zweierlei erwähnt werden können.

Erſtlich: daß der Ausdruck in unzweifelhaft echten phöniziſchen Kosmogonien als perſoniſicirte kosmogoniſche Potenz vorkommt. Hierüber verweiſe ich auf die Abhandlung in „Aegyptens Stelle", Buch V: der Text ſteht in der engliſchen Ausgabe.

Zweitens: daß dieſer Ausdruck beim Parmenides vorkommt, vom ewigen Sein des Weltalls ſelbſt gebraucht, als dem Einzigen, dem ſich ſelbſt Gleichen, dem Unveränderlichen. Dieſes höchſt merkwürdige, tiefſinnige Bruchſtück ſteht bei Ritter-Preller, §. 145 und lautet in treuer proſaiſcher Ueberſetzung folgendermaßen:

> „Nur ein einziger Weg bleibt übrig, zu ſagen, daß es ein Seiendes gibt. Auf dieſes weiſet gar Vieles hin, um darzuthun, daß wie es ungezeugt ſei, es alſo auch unvergänglich ſein müſſe, ein Ganzes, Einziges (Monogenes) und dieſes unbeweglich und immer ſich ſelbſt gleich. Es war nie und wird nimmer ſein, denn es iſt jetzt zugleich Alles, Ein Zuſammenhängendes. Denn welchen Urſprung wollteſt du dafür finden? wie und woher ſollte es ſich mehren? Noch werde ich dir zugeben zu ſagen oder zu denken, es ſei entſtanden aus dem Nichtſein: denn man kann nicht denken noch ſagen, daß das Seiende nicht ſei. Welche Nothwendigkeit hätte es antreiben können, früher oder ſpäter anzufangen zu ſein aus dem Nichts? Alſo muß es durchaus entweder ſein oder nicht ſein, und nie wird aus dem Seienden irgend etwas entſtehen außer Sein."

II. Das Todesjahr des Ignatius.

(Zu Buch V, Theil III, S. 75).

In der Ueberſchrift iſt das Jahr 117 als Todesjahr von Ignatius angegeben, nach meinen „Ignatianiſchen Briefen". Es hätte jedoch vielmehr das Jahr 115 angegeben werden ſollen. Ich habe in dem Erſten Bande meiner engliſchen Umarbeitung des „Hippolytus" (Christianity and Mankind, 1854, Vol. I, p. 88 sq.) die Gründe ausgeführt, weshalb es mir ſcheint, daß der Tod des Ignatius in jenes Jahr 115 zu ſetzen ſei, als dasjenige, in deſſen erſten Monaten Antiochien vom Erdbeben zerſtört wurde, wobei Trajan ſelbſt faſt umgekommen wäre. — Die verbeſſerte Recenſion des Textes ſelbſt findet ſich im Erſten Bande der „Analecta" (Christianity and Mankind, Vol. V, p. 42 sq.). Die kritiſchen Bemerkungen über die ignatianiſche Frage ſind in jenem Erſten Bande am angeführten Orte gegeben, wo namentlich auch die Einwürfe Baurs gegen die Echtheit der Anführungen des Hippolytus aus dem Baſilides, als nicht dieſem Haupte der Baſilidianer ſelbſt angehörig, berückſichtigt, und, ich glaube, erledigt ſind. Eine deutſche Ausgabe dieſes Erſten Bandes, mit Zuſätzen, als Dritter Theil des deutſchen „Hippolytus" wird beabſichtigt.

III. Die authentiſche Aeußerung des Johannes Scotus Erigena über den geiſtigen Sinn der Gegenwart Gottes im Abendmahle.

(Zu Buch V, Theil III, S. 149).

Höfler („Deutſche Päpſte", II, S. 80 fg.) hat zuerſt dieſe Stelle nach einer Mittheilung des Prof. Dr. Greith in St. Gallen gegeben. Der berichtigte Text findet ſich bei Floß in ſeiner vollſtändigen Ausgabe des Commentars des Erigena über die Himmliſche Hierarchie des Areopagiten. Der Text lautet hier (S. 142) folgendermaßen.

Zu den Worten des Dionyſius:

„Et Jesu participationis ipsam divinissimae eucharistiae assumptionem . . . ."*)

Intuere quam pulchre, quam expresse asserit, visibilem hanc eucharistiam, quam quotidie sacerdotes Ecclesiae in altare conficiunt ex

*) Man vergleiche zum Verſtändniſſe dieſer durch einander gewürfelten Worte den zuſammenhängenden Text in den Werken des Hugo von St. Victor (Opp. ed. Mogunt. 1617), p. 343.

sensibili materia panis et vini, quamque confectam et sanctificatam corporaliter accipiunt, typicam esse similitudinem spiritualis participationis Jesu, quem fideliter solo intellectu gustamus, hoc est, intelligimus, inque nostrae naturae interiora viscera sumimus, ad nostram salutem, et spirituale incrementum, et ineffabilem deificationem. Oportet ergo, inquit, humanum animum, ex sensibilibus rebus in caelestium virtutum similitudinem et aequalitatem ascendentem arbitrari, divinissimam eucharistiam visibilem, in Ecclesia conformatam, maxime typum esse participationis ipsius, qua et nunc participamus Jesum per fidem, et in futuro participabimus per speciem, eique adunabimur per caritatem. Quid ergo ad hanc magni theologi Dionysii praeclarissimam tubam respondent, qui visibilem eucharistiam nil aliud significare praeter se ipsam volunt asserere, dum clarissime praefata tuba clamat, non illa sacramenta visibilia colenda, neque pro veritate amplexanda, quia significatio veritatis sunt, neque propter se ipsa inventa, quoniam in ipsis intelligentiae finis non est, sed propter incomprehensibilem veritatis virtutem, qua Christus est in unitate humanae divinaeque suae substantiae ultra omne, quod sensu sentitur corporeo, super omne quod virtute percipitur intelligentiae, Deus invisibilis, in utraque sua natura.

Gedrängte Uebersicht des Inhalts der beiden ersten Theile.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Allgemeine Einleitung.

Seite

Erste Abtheilung. Die Methode der weltgeschichtlichen Betrachtung des Gottesbewußtseins (XVI Kapitel) ..... 1—76

Zweite Abtheilung. Die Bibel, das Leben und die Weltgeschichte. Ansprache (XXI Kapitel) ..... 77—134

Zweites Buch.

Das Gottesbewußtsein der Hebräer ..... 135—318

Einleitung. Die Eigenthümlichkeit des hebräischen Gottesbewußtseins 137

Erster Abschnitt. Die vier leitenden Persönlichkeiten..... 159

Zweiter Abschnitt. Die leitenden Ideen der Propheten..... 221

Dritter Abschnitt. Die Weltanschauung der Psalmen..... 257

Vierter Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der Hebräer im Staate und in der Weltweisheit 281

Einzelne Ausführungen..... 319—540

(Dieser Ausführungen sind acht.)

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Seite

Das vorchriſtliche Gottesbewußtſein der Arier Oſtaſiens ..... 1—190
Einleitung. Ueberſicht der Vier letzten Bücher 3
Vorhalle. Aegypten und das vorariſche Oſtaſien 21
Erster Abſchnitt. Das Gottesbewußtſein der zoroaſtriſchen Baktrer 75
Zweiter Abſchnitt. Das Gottesbewußtſein der Veden, des Brahmanismus und Buddhas 97

Viertes Buch.

Das vorchriſtliche Bewußtſein der Arier in Kleinaſien und Europa ..... 191—636
Erste Abtheilung. Das helleniſche Gottesbewußtſein 193
Zweite Abtheilung. Das Gottesbewußtſein der Römer und Germanen.
Erster Abſchnitt. Das Gottesbewußtſein der Römer 561
Zweiter Abſchnitt. Das Gottesbewußtſein der Germanen vor ihrem Eintritt ins Chriſtenthum 600

(Die Ausführungen zu dieſen beiden Büchern befinden ſich am Schluſſe des Dritten Theils.)

Inhalts-Ueberſicht des Dritten Theiles.

Fünftes Buch.

Seite

Das Gottesbewußtſein der chriſtlichen Arier ..... 1—310

Allgemeine Einleitung. Ueberſicht und Methode der beiden letzten Bücher ..... 3—8

Heilige Vorhalle. Chriſtus: oder das Bewußtſein Jeſu von Gott in der Geſchichte ..... 9—16

I. Der Ewige, Jeſus, Menſchheit 17

II. Das ewige Leben des irdiſchen Menſchen 20

III. Die wahre Religion 22

IV. Das Reich Gottes auf der Erde 25

V. Das Böſe und das Uebel 27

VI. Die Einheit des Reiches Gottes auf der Erde 30

VII. Das Verhältniß zum jüdiſchen Gottesbewußtſein 32

VIII. Die Stellung zum Gottesbewußtſein der Völker 34

IX. Die Gemeinde als Trägerin Gottes in der Menſchheit ... 36

X. Freiheit und Richteramt der Gemeinde 38

XI. Die perſönliche Natur alles wahren Glaubens 40

XII. Die Vollendung des Reiches Gottes 42

Zuſammenfaſſende Folgerung 46

Erste Abtheilung. Das Gottesbewußtſein der verfolgten Gemeinde der Arier und ihrer Propheten ..... 49—119

Einleitung. Die Uebergangszeit. Das Bewußtſein der Apoſtel Jeſu und der erſten ſemitiſchen Gemeinden von Gott in der Geſchichte ..... 49—56

Seite

Erster Abschnitt. Das bibliſch-apoſtoliſche Gottesbewußtſein der verfolgten Gemeinde ..... 57—74

Zweiter Abschnitt. Das Gottesbewußtſein der Propheten der verfolgten Gemeinde ..... 75—119

1. Ignatius († 117) 75
2. Baſilides und Valentinus 76
3. Der Brief an Diognet 83
4. Hermas und ſein Werk: „Der Hirt" 88
5. Clemens von Alexandrien 95

Zuſammenfaſſung und vorſchauender Blick auf das Kommende ..... 106—119

Zweite Abtheilung ..... 120—215

Erſter Abſchnitt. Das Gottesbewußtſein der herrſchenden Geiſtlichkeitskirche und ihrer Propheten ..... 120—176

Erſtes Hauptſtück. Das gemeindliche Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Verfaſſung 120

Zweites Hauptſtück. Das gemeindliche Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Anbetung 129

Einleitung 129

Erster Zeitraum. Das Bewußtſein von der Gegenwart Gottes in der Abendmahlsfeier vom vierten bis zum Ende des achten Jahrhunderts (325—800): fünf Jahrhunderte .... 135—142

Zweiter Zeitraum. Von Paſchaſius und Erigena bis Berengar und Bernhard von Clairvaux (840—1050): drei Jahrhunderte ..... 143—156

Dritter Zeitraum. Von Petrus Lombardus (gegen 1150) und Innocenz III. (1200) bis zur Eröffnung des Tridentiner Concils (1150—1565): vier Jahrhunderte ..... 157—162

Vierter Zeitraum. Von der päpſtlichen Beſtätigung des Tridentiner Concils bis zur Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß durch Pius IX. (1564—1856): drei Jahrhunderte ..... 163—172

Schlußbetrachtung über das Bewußtſein der Geiſtlichkeitskirche von der Gegenwart Gottes in der Menſchheit 173

Zweiter Abschnitt. Das Bewußtſein von Gott in der Geſchichte bei den Propheten der Geiſtlichkeitskirche ..... 177—215

Erſtes Hauptſtück. Auguſtinus, der Prophet der biſchöflichen Concilkirche, und der heilige Benedict 177

Seite

Zweites Hauptstück. Die Propheten der Geistlichkeitskirche von Karl dem Großen bis zum Ende des Mittelalters 182
A. Erigena, Joachim von Floris, und Abälard: oder die Propheten des frühern Mittelalters 182
B. Dante, Petrarca, Savonarola: oder die Propheten des spätern Mittelalters 192
Anhang zum Gottesbewußtsein des Mittelalters. Das Bewußtsein der verfolgten Gemeinde der Waldenser von Gottes Gegenwart in der Welt 199
Drittes Hauptstück. Die Propheten der Geistlichkeitskirche seit der Reformation 205
1. Bossuet 205
2. Le Maistre und der Abt Lamennais 209
3. Wessenberg 211
Dritte Abtheilung. Das Bewußtsein der christlichen Arier und ihrer Propheten von der Gegenwart Gottes in der Geschichte seit der Reformation ..... 216—310
Einleitung 216
Erster Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der anbetenden Gemeinden der Reformation ..... 220—226
Zweiter Abschnitt. Das Gottesbewußtsein in der Verfassung der hergestellten Gemeinde ..... 227—235
Dritter Abschnitt. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Kunst seit der Reformation ..... 236—245
Vierter Abschnitt. Das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in den Propheten der Poesie seit der Reformation ..... 246—254
Fünfter Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der Propheten der Geschichte seit der Reformation ..... 255—258
Sechster Abschnitt. Das Gottesbewußtsein der Propheten der Betrachtung des Geistes seit der Reformation ..... 259—310
Erstes Hauptstück. Die Propheten des Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der Geschichte, vom theologischen Standpunkt 261
I. Luther 261
II. Calvin 267
III. Jakob Böhme 274
Uebergang zur Neuzeit 284
IV. Schleiermacher 287
V. Channing 294

Ausführungen

Dritten, Vierten und Fünften Buche.

Zum Dritten Buche.

Seite.

ieder des Schi-King 397
ineſiſche Bezeichnung des Gottesnamens 398
nſterblichkeitslehre der Chineſen 398
cht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King und
Bedeutung 399
Lao-zö 403
àthâs oder Lieder Zoroaſters 404
Aitra Zoroaſters und der Veden 405
ſépa und das angebliche Menſchenopfer 407
ibhu 408
der Gott der Unterwelt 409
Verbrennen der Witwen, ein erſt jetzt enthüllter Prieſter-
ug: eben ſo iſt das Verbot ihres Wiederverheirathens den
n zuwider 411
Erbrecht und die Todtenopfer 412
rwähnung Brahmas und Viſchnus in den Vedenliedern .. 413
hiſch-metaphyſiſchen Lehrſätze der Sankhja-Karika, oder
ſammenfaſſung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Ent-
n, Fortdauern und Zerſtörung der Weſen 414

Seite

Zweites Hauptstück. Das Bewußtsein von Gottes Gegenwart in der Menschheit, in den Propheten der Philosophie der Weltgeschichte 302

Sechstes Buch.

Erster Abschnitt. Die Ergebnisse ..... 313—367
Einleitung. Zusammenfassung der Ergebnisse des Vierten und Fünften Buches, und Uebersicht des Sechsten 313
Erstes Hauptstück. Das weltgeschichtliche Ergebniß 325
Zweites Hauptstück. Das realphilosophische Ergebniß 335
Drittes Hauptstück. Das religiöse Ergebniß 348
Viertes Hauptstück. Das politische Ergebniß 361
Fünftes Hauptstück. Das Gesittungsergebniß 365
Zweiter Abschnitt. Die Folgerungen ..... 368—394
Einleitung. Die Zeichen der innern und äußern Krise der Gegenwart 368
Erstes Hauptstück. Die wissenschaftliche Folgerung ... 372
Zweites Hauptstück. Die pädagogische Folgerung 375
Drittes Hauptstück. Die kirchliche Folgerung 381
Viertes Hauptstück. Die politische Folgerung 384
Fünftes Hauptstück. Die sociale und chiliastische Folgerung 386
Schluß 392

Ausführungen

zum Dritten, Vierten und Fünften Buche.

Zum Dritten Buche.

Seite.

1. Die Lieder des Schi-King ... 397
2. Die chinesische Bezeichnung des Gottesnamens ... 398
3. Die Unsterblichkeitslehre der Chinesen ... 398
4. Die Acht und die Vier und Sechzig Zeichen des I-King und ihre Bedeutung ... 399
5. Ueber Lao-zö ... 403
6. Die Gâthâs oder Lieder Zoroasters ... 404
7. Der Mitra Zoroasters und der Veden ... 405
8. Sunahsépa und das angebliche Menschenopfer ... 407
9. Die Nibhu ... 408
10. Jama, der Gott der Unterwelt ... 409
11. Das Verbrennen der Witwen, ein erst jetzt enthüllter Priesterbetrug: eben so ist das Verbot ihres Wiederverheirathens den Veden zuwider ... 411
12. Das Erbrecht und die Todtenopfer ... 412
13. Die Erwähnung Brahmas und Vischnus in den Vedenliedern ... 413
14. Die ethisch-metaphysischen Lehrsätze der Sankhja-Karika, oder der Zusammenfassung der Lehre Kapilas, des Büßers, von Entstehen, Fortdauern und Zerstörung der Wesen ... 414

15. Der Sutra der 42 Sprüche Buddhas 420
16. Der ſogenannte Jubelhymnus Buddhas und Aſchokas Inſchriften 423
17. Die Nidânas oder die gegenſeitige Verkettung der Urſachen: die zwölf Urſachen des kreatürlichen Seins nach den Buddhiſten .. 427

Zum Vierten Buche.

Seite
1a. Das fünfte Weltalter 433
1b. Japetos und Ptah-Hephäſtos 433
2. 3. Nemeſis 434
4. Die Sibylle und Heraklit 435
5. Orakel 435
6. Die Reinigung Apollos von der Tödtung des Python nach neun Jahren 436
7. Lobeck über die Reinigungen 438
8. Das EI (Buchſtabe E) in Delphi 438
9. Das Zeitalter der Kallinus 439
10. Solon und Kröſus 440
11. Pindars zweite olympiſche Ode 440
12. Schneidewins Löſung des Räthſels von der Anordnung der Thebais des Aſchylus 442
13. Die Keime einer Begründung der ſittlichen Weltordnung bei Ariſtoteles im zehnten Hauptſtücke des zwölften Buches der Metaphyſik 445
14. Grabſchrift auf die bei Chäronea Gefallenen 446
15. Ein Bericht des Tacitus über den Grund der Zerſtörung des Tempels von Jeruſalem, aufbewahrt durch Sulpicius Severus 448
16. Der Name der Germanen 450
17. 18. Das Gottesbewußtſein der Germanen nach ihren heiligen Ueberlieferungen 450

Einleitung.

A. Die Entſtehung der Wöluspa und der Eddalieder überhaupt .. 452
B. Nachweis der Entſtehung des germaniſchen Epos aus dem organiſchen Prozeſſe des Gottesbewußtſeins 459

Seite

Erstes Hauptstück.

Die Einheit der mythologiſchen Grundlage der Helgilieder, der Sigurdlieder und der Nibelungen ... 461
1. Die Helgilieder ... 461
2. Die Sigurdlieder ... 465
3. Die Einheit der Dichtung von Helgi mit dem Sonnenmythus von Baldur und Hermôdhur, oder dem Gedicht des ſterbenden und ſiegenden Gottes ... 467
4. Die Einheit von Helgi und Sigurd, und vom Sigurd der Edda und Sigfrid der Nibelungen ... 468
5. Das Geſchichtliche ... 470

Zweites Hauptstück.

Nachweiſung des urſprünglichen Gottesbewußtſeins der Wôluspa und der Edda überhaupt ... 477
1. Der Welt und der Menſchen Anfänge ... 477
2. Die Herrſchaft der Aſen: Entzweiung und Kampf mit Rieſen und Wanen: Baldurs Tod ... 481
3. Der Aſen und der Welt Untergang ... 486

Drittes Hauptstück.

Der Text der Wôluspa ... 489
A. Der älteſte Text der Wôluspa, 42 Strophen mit ſachlichen Erklärungen und Rückweiſungen ... 489
B. Der Text der Wôluspa, nach der kopenhagener Handſchrift 498

Zum Fünften Buche.

1. Berengar und Leſſing ... 512
2. Die Dreieinigkeit und die heilige Jungfrau: vier römiſche Gebete vom Jahre 1822 ... 512
3. Das Klagelied über das Rom des neunten Jahrhunderts, ein Werk des Johannes Scotus Erigena ... 514
4. Die drei Sonette Petrarcas ... 515

Nachträge.

I. Der Eingeborene des Timäus bei den Phöniziern und bei Parmenides 513
II. Das Todesjahr des Ignatius 519
III. Die authentische Aeußerung des Scotus Erigena über den geistigen Sinn der Gegenwart Gottes im Abendmahle ... 519

Berichtigungen.

Seite 132, Zeile 5 von oben, statt: seitsam, lies: seltsam
» 188, » 14 v. o., st.: hervor, l.: hierher
» 194, » 11 v. o., st.: Mages, l.: Magus
» 200, » 8 v. o., st.: Wiekhof, l.: Dickhoff
» 267, » 8 v. o., st.: den Institutionen der Christenlehre, der Unterweisung (institutio) von christlichen Religion
» 279, » 12 v. o., st.: also nach, l.: also sich
» 294, » 8 v. o., st.: also unbiblisch und der Vernunft streitend, l.: als eine unbiblische und der Vernunft widerstreitende

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk.

Von **Moriz Carriere.**

Zweite vermehrte Auflage.

8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Diese in zweiter vermehrter Auflage erschienene Schrift, zuerst weil das Vorwort sie [illegible] die Bezeichnung „von einem deutschen Philosophen" tragend, hat den Zweck, verständlich auf die Betrachtungen der Natur und dem Studium der Geschichte stets eine materialistische, gottlosgewordene, sondern eine gottesgläubige Weltanschauung vorzuführen. Das Buch hat in seinen ersten Erscheinen in solchem Maße Anklang und Beifall gefunden. Der Verfasser sagt darüber unter anderem: „Wo ein altgewohnter Gegner im Angriff Unsicherheit und Verwirrung, in der Form ein Ringen, Schwanken und Klagen zu gewahren glaubte, da fand ein Mann aus Herzen einen herzlichen Ausdruck seiner aufrichtigen Gewißheit in religiösen Dingen und seine Darstellungsweise, welche Wissenschaft und Leben in Einklang bringen, dadurch dem deutschen Geist eine mehr europäische Richtung gebe und einen größeren weltgeschichtlichen Einfluß sichere."

In einer Kritik in Gervinus's Literaturblatt heißt es: „Wem wirklich Ernst bekannt, wenn man diese treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publikum zu finden verdient, mit Schleiermacher's ‚Reden über die Religion' und Fichte's ‚Reden an die deutsche Nation' vergleichen und ihnen, wie diesen ihren Vorgängern, einen heilsamen Einfluß auf der Entwicklung unserer Zeitgenossen zutraut. Denn sie tritt wie in einem Gegensatz mit Geist und Mut zu Erscheinungen der traurigen wissenschaftlichen Verwirrung auf unserer Zeit, sie weist sich in Gebiete der äußeren, der Naturforschung, der Geschichtsforschung, der Kunst, des Staates und der Kirche in welchem Gottesscheue herausgestellt hat, zeigt sie als ein Gegengewicht gegen den Pantheismus der Zeit auf, der sich auf der Basis eines wesenlosen Gottes und einer gottentleerten Natur gegründet hat."

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

Karl Schwarz.

Zweite Auflage.

8. 2 Thlr.

Der Umstand einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von großer Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tagesmeinungen verlangen, wird aber gewiß auch unseren Laien vielfach interessiren. Der Verfasser wurde namentlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buches seien nur folgende speziell hervorgehoben, die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der allmälige freisinnige Schritt, der katholisirenden Neutralitätsthums, ferner die eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. s.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410